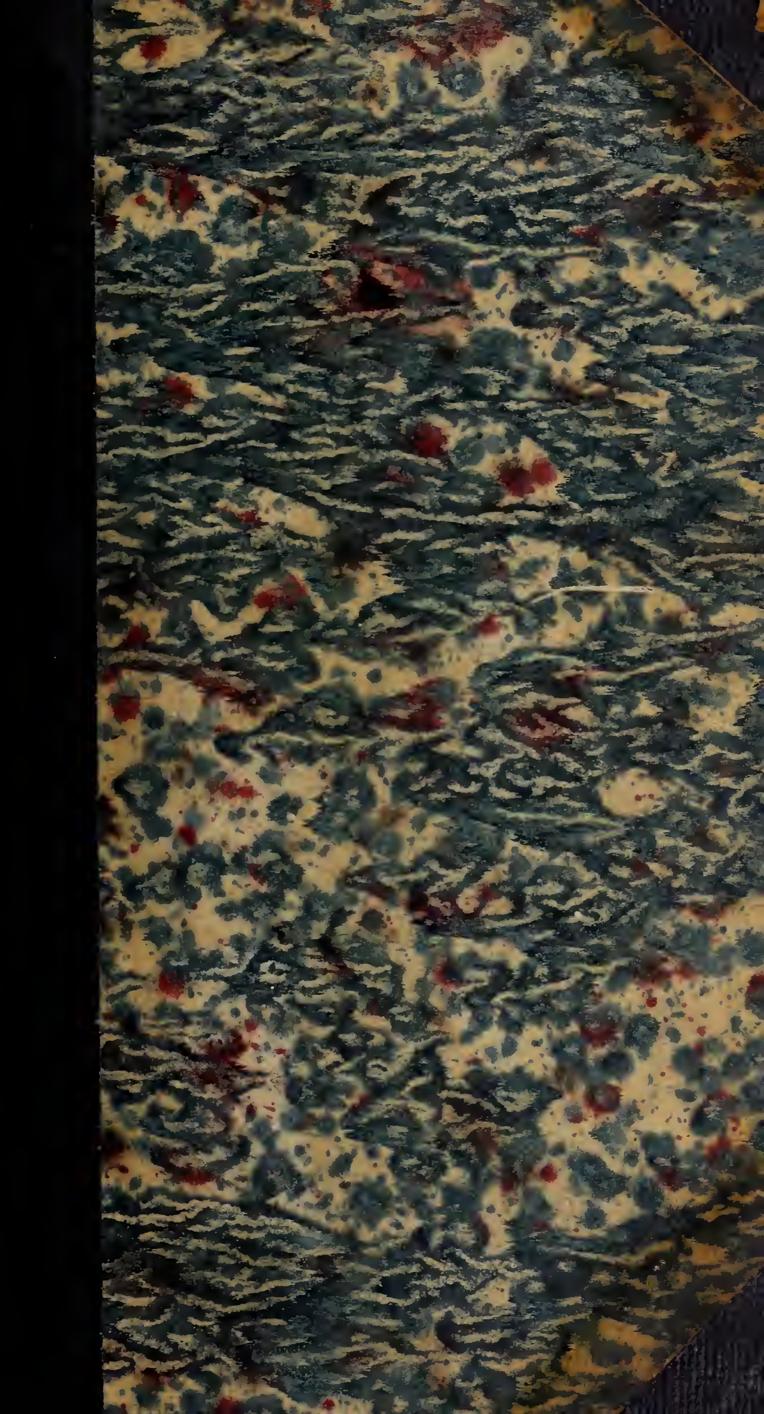
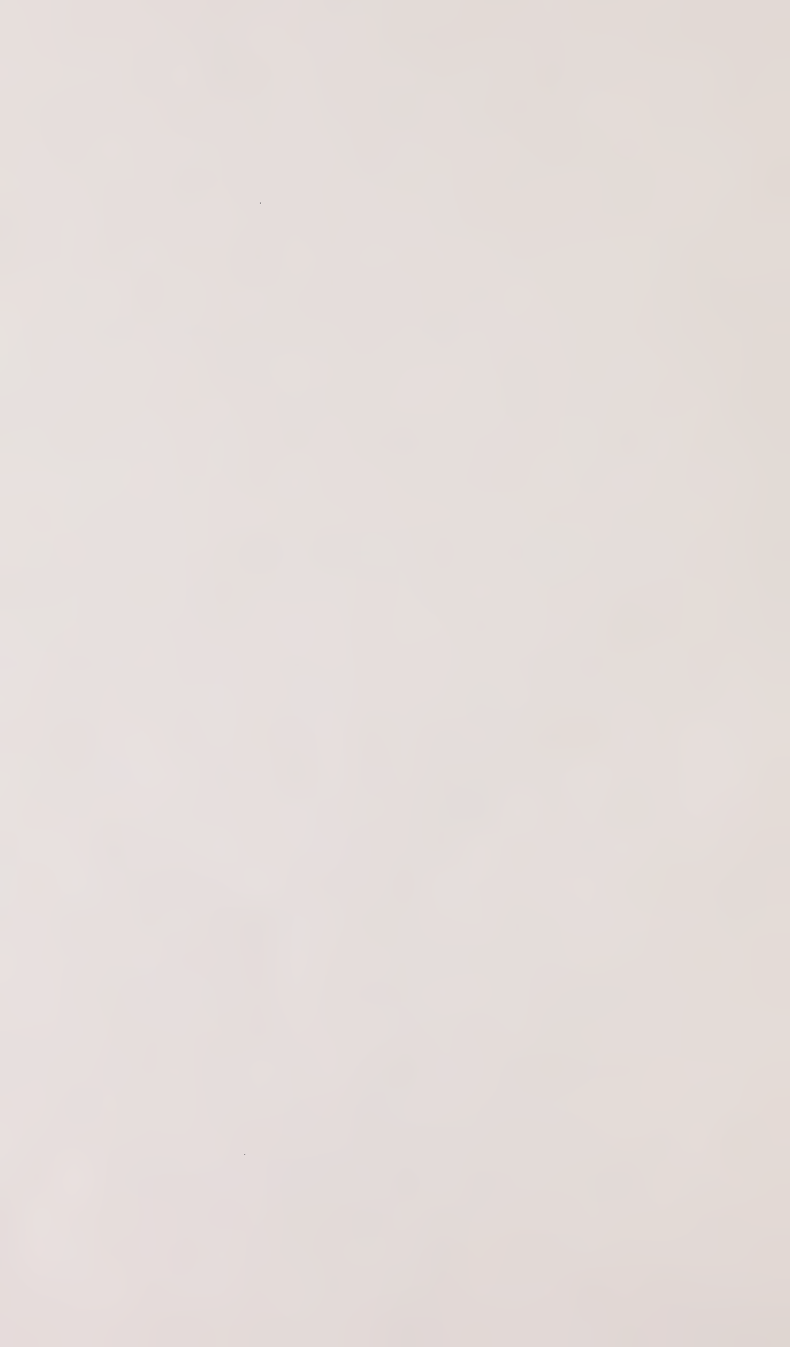




Reise nach Ostindien

über Palästina und Egypten

von Juli 1849 bis April 1853.

Von

K. Graul, D. Th.,

Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig,
Mitglied der histor.-theologischen und der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Fünfter Theil.

Der Süden Ostindiens und Ceylon.

Zweite Abtheilung.

Mit einer Ansicht von Kandy auf Ceylon und einer Karte.

Leipzig, 1856.
Dörffling und Franke.





Reise in Ostindien

von December 1849 bis October 1852.

Von

K. Graul, D. Th.,
Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig,
Mitglied der histor.-theologischen und der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Dritter Theil:

Der Süden Ostindiens und Ceylon.

Zweite Abtheilung.

Mit einer Ansicht von Kandy auf Ceylon und einer Karte.

Leipzig, 1856.
Dörffling und Franke.

Vorrede.

Ein behagliches Gefühl ist's, nach vollbrachter vierjähriger Wanderschaft den Pilgerstab am heimischen Heerde niederzulegen, ein behagliches Gefühl ist's auch, nach vollendeter fünfbändiger Reisebeschreibung die Feder fallen zu lassen. Wem nach zurückgelegter Reise noch deren Schilderung obliegt, der hat zwar doppelten Genuß davon, allein es wird ihm auch das Vollgefühl heimathlicher Ruhe nicht eher, bis er sich dieser seiner letzten Schuldigkeit entledigt hat. Lob und Dank Dem, der zur Reise und zur Reisebeschreibung es an Lust und Kraft nicht hat fehlen lassen!

Auch dieser fünfte Band handelt wesentlich von dem Tamulenlande. Ich hätte mich über die Zustände in Madras gern noch weiter ausgebreitet, allein die Fülle des vorliegenden Stoffs forderte zu möglichster Beschränkung auf. Einen sechsten Band durfte ich ja doch meinen Lesern zu bieten kaum wagen.

Ich habe eine ausführliche Darstellung der christlichen Missionen im Tamulenlande nach Umfang, Mittel und Erfolg versucht. „Wahrheit in Liebe" ist dabei mein Wahlspruch gewesen. Ich habe mich auf's ernsteste bestrebt, weder zu dunkel noch zu hell zu malen, und dabei Jedermann gerecht zu werden. Wie weit mir dies bei der Unvollkom-

menheit alles Menschlichen gelungen, darüber kann und darf ich selbst kein Urtheil haben.

Die Beendigung meiner „Reise nach Ostindien" fällt gerade in eine Zeit, wo die Augen der ganzen europäischen Welt sich vorzugsweise dem Osten zukehren. Bis nach dem indischen Osten freilich reichen nur Weniger Blicke, denn die eisernen Hände, die an dem zunächst liegenden Knoten der „orientalischen" Frage zerren, nehmen die allgemeine Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß man den fernerliegenden fast unbeachtet läßt. Ich denke dabei an die von englischer Besorgniß noch immer beanstandete Durchstechung der Landenge von Suez, die für den deutschen Verkehr von noch viel größerer Tragweite ist, als die Oeffnung jener unterbundenen Wasserader im Osten Europas. Kommt sie einmal zu Stande, so wird sich der Strom der Weltverhältnisse zum großen Theil ein andres Bett wühlen, Indien aber den deutschen Landen so nahe rücken, daß der deutsche Kaufmann und der deutsche Gelehrte sich dort bald zu Hause fühlen werden, — hoffentlich auch der deutsche Theolog, den es jetzt vor dem Weinberge seines Herrn im fernen Osten noch immer ungebührlich grauet.

Vielleicht, daß in Bezug auf den letzten Punkt „Noth und Liebe" schon vorher Wandel schaffen. Der Herr der Kirche wolle es versehen!

Inhalt.

I. Reise in das Innere von Ceylon.
Zweite Abtheilung.

II. Reise von Ceylon nach Madras.

III. Madras.

IV. Reisen und Ausflüge von Madras.

VI. Heimreise.

Berichtigungen.

S. 96 Z. 6 von unten, st. „Perambatur" l. „Perumattur."
S. 194 Z. 4 v. u., füge nach „Statthalters selbst" ein „wenn nicht der Gerichtshof."

I.

Reise in das Innere von Ceylon.

Zweite Abtheilung.



Eine Fußtour nach Maturatta.

Am 24. Februar schon um drei Uhr des Morgens machte ich mich mit meinem landsmännischen Gastfreunde auf den Weg nach Maturatta im obern Hewahette-Districte, hauptsächlich um das Leben der europäischen Pflanzer und der tamulischen Kulis in der tiefen Waldwildniß des innern Ceylons näher kennen zu lernen. Ein gerade abziehendes Regiment leitete unsre Reise mit klingendem Spiele ein.

Kaum waren wir östlich zu Kandy hinausgetreten, als uns eine hochromantische Natur umfing. Links unten die Mahavali-Ganga in dem feld- und gartenreichen Dumbera-Thale, das im Jahre 1803 in Folge singhalesischer Verrätherei viel englisches Blut getrunken; rechts hinan Berge, an deren Abhang die Straße hinläuft, oben mit Wald gekrönt und dicht am Wege mit Obsthainen, Reisanbau und menschlichen Wohnungen gesäumt. Hie und da wälzt die Mahavali-Ganga ihre Wogen über gewaltige Felsmassen, die an einer Stelle so dicht zusammentreten, daß man, von Block zu Block springend, trocknen Fußes an das jenseitige Ufer gelangen kann. Die Straße wurde hinter Kondesalle (sechs engl. Meilen von Kandy) immer schlechter; ein Stündchen vor Harregamwa (sechs engl. Meil von Kondesalle) mußte ich den Wagen zurückschicken.

Bei Harregamwa, wo der Weg nach Maturatta eine fast ganz südliche Richtung nimmt, betraten wir jenes ungesunde Walddickicht, wo während der Kandy-Kriege so viele britische Soldaten elendiglich

umkamen. Die erste Stunde stiegen wir allmählig bergan, die zweite ebenso allmählich bergab — der Maha Oya entgegen; hie und da öffnete sich eine lohnende Aussicht in die Hewahetti- und Kandy-Berge. Mitten in dem Djangel sahen wir einmal eine Hütte hoch auf einem Baume schweben, wahrscheinlich zur Hut einzelner Felder in jener Gegend. Die Deluppe-Oya, einen Nebenfluß der Mahavali-Ganga, fanden wir ziemlich trocken, nicht so die Maha-Oya, einen andren Nebenfluß jenes Stromes. Da ich an einem starken Schnupfen litt, so lud mich der Kuli, der unsere Sachen trug, auf seine lastgewohnte Schulter, fiel aber in dem reißenden Gewässer mit mir um. Fast hätten uns die von einem frischen Gewitterregen gestärkten Wellen hinweggespült.

Von nun an wieder steigend, schauten wir bald zur Rechten bald zur Linken, bald zu beiden Seiten, stets auf schöne Reisfelder in den Niederungen, die von waldgekrönten Bergen umschlossen sind.

Wir kamen bald nach Hangranketty, früher eine Königsstadt, jetzt ein paar Häuser auf einer ziemlich räumigen Grasfläche, die, von Bergen geschützt, in's Thal hinunterschaut. Von dem königlichen Palaste ist kaum noch eine Spur zu sehen; nur ein alter Buddhatempel mit trefflichem Schnitzwerk redet von den Tagen, die nicht mehr sind. In der Nähe desselben entdeckte ich zwei bei einem Schuppen verbrauchte Steine mit Sculpturen: eine Königsgestalt und eine Gruppe fechtender Helden.

In Hangranketty sprachen wir auf ein Stündchen in einem singhalesischen Hause ein. Man machte uns eine Art Stuhl und Tisch zurecht, und bald dampfte in einem gewaltigen Napfe der bräunliche Würztrank. Auf unsre Bitte schabte man uns etwas Jagary hinein. Welch ein Glück, daß der Mann, der schon Miene machte den Finger als Rührlöffel zu brauchen, sich noch zeitig genug auf die „europäische Civilisation“ besann. Als die Engländer Kandy in Besitz nahmen,

fanden sie zu Hangranketty eine bedeutende Kaffeepflanzung, deren Blüthe nur zu Blumenopfern gebraucht wurde. Auch vor dem Hause unsres Wirthes standen mehrere Kaffeebäume, anscheinend ohne alle Pflege. Hinter Hangranketty ging es meist bergan. Wie die Lieblichkeit des Anbaus, der immer reichlicher die schönen Thäler füllte, gegen die Majestät der Waldwildniß contrastirte! Mitten unter ungeheuren Steinblöcken sogar fanden wir Reis gesäet.

Die Mittagszeit verbrachten wir bei dem Schulmeister in Ricklegasgodde, einem Mischling, dessen volle Gentleman's-Kleidung gegen die stallähnliche Hütte sonderbar abstach. Als wir um zwei Uhr weiter zogen, that sich eine wundervolle Doppelaussicht auf: in das Hewahetti-Thal zur Rechten, in die Berge von Bintenne und Maturatta zur Linken. Der Weg stieg fast ununterbrochen.

Hinter Polgahapittia nahmen die Berge immer mehr das Ansehen der Nilagiri-Hügel an: steile, grasüberwachsne Bergabhänge, waldbedeckte Schluchten, allenthalben über den Weg niederschäumende Gießbäche! Wir erreichten noch vor Abend die Pflanzung des Herrn Cameron, sonst Mitglied des indischen Rathes in Calcutta, zu Rattungodde („Drei-Königs-Ort?"). Er selbst kam uns in Pflanzer-Stiefeln, -Jacke und -Hut entgegen. Wir speisten mit ihm zu Nacht in der Wohnung seines Verwalters. Herr Cameron war eben damit beschäftigt, für eine zeitweilige Uebersiedlung seiner Familie aus England in diese entzückende Wildniß ein nettes Landhaus zu bauen. Er kannte Roer und Sprenger und sprach hoch von Beiden. Ein kräftiges Abendessen und ein weiches Nachtlager ersetzten bald die verlornen Kräfte.

Am andern Morgen nahm ich die kaffeebaulichen Vorrichtungen in Augenschein, die Herr Clerihew, der dortige Plantagen-Verwalter, so vielfach verbessert hatte, daß ihm ein darauf bezügliches Patent zu Theil geworden: eine sehr interessante Maschine zur Wegnahme der fleischigen Hülle, und gewaltige Dörren, zum Aus- und Einschieben,

für die enthülsten Bohnen. Eine prächtige Wasserrinne, an Stärke fast wie ein Gießbach, durchzog die ganze Besitzung; zum Bade lud ein brausender Wasserfall mit einem räumigen Becken.

Da waren Kaffeeplantagen auf allen Stufen der Entwickelung! An manchen Stellen hatte man eben erst das Dickicht niedergehauen und verbrannt; noch überlagerten einzelne Waldriesen, an denen das Feuer nichts geschafft hatte, in wilder Unordnung die Seite des Berges mit ihren wie unverwüstlichen Leibern; einige Stämme hatte die fällende Axt verschont, — wie Todtengerippe grinzten sie auf die jungen Kaffeepflanzen hernieder, die es sich in der üppigen Fruchterde aus ihren Aesten und Zweigen so wohl sein ließen.

Meine kaffeeliebenden Leser und Leserinnen werden mir gewiß nicht gram, wenn ich hier eine kleine Lection über die kleine Bohne einschalte, ohne die der „ächte deutsche Mann" (die ächte deutsche Frau natürlich nicht ausgenommen) kaum noch leben kann.

Der „arabische Jasmin" — diesen Namen geben die Botaniker der Kaffeepflanze — muß aus dem „glücklichen Arabien" schon sehr frühzeitig nach der „würzigen Insel" gewandert sein. Er macht einen netten Strauch — oder auch Baum: die Aeste wachsen wechselsweise in Paaren, wie bei den Nadelhölzern, und bilden durch ihre allmählige Verkürzung nach oben eine Pyramide. Die breiten Blätter zeigen ein glänzendes Grün; die oft in großer Fülle dicht darunter sitzende Blüthe ist schneeweiß.

Die aromatischen Eigenschaften der Kaffeepflanze auf Ceylon entwickeln sich am besten auf einer Höhe von 3 bis 5000 Fuß über dem Meere. Je höher je besser, freilich bei sorgsamer Pflege und frostgeschützter Lage; denn die Kaffeepflanze liebt neben mildem Klima verdünnte Luft.

Der beste Kaffeeboden hat eine tiefe Chocoladen-Farbe, zerbröckelt leicht und ist voll Felsblöcke und Steine, die während der Regenzeit

die Hinwegschwemmung der Dammerde, während der Dürre aber die Verdunstung hindern.

Das erste Geschäft des Pflanzers ist die Anlegung einer Pflanzschule. Er fällt den Urwald, wälzt die Aeste und Blöcke auf eine Seite, gräbt die Erde einen Fuß tief auf, entfernt Wurzeln und Steine, macht Beete von sechs Fuß Breite mit Gräben dazwischen, und legt dann die Bohnen nebeneinander, indem er stets einen Zwischenraum von sechs Zoll läßt. Es braucht, je nach dem Grade der Feuchtigkeit und der Wärme, sechs bis funfzehn Wochen, ehe die Bohne ausschägt, und aber achtzehn Wochen, ehe sich der junge Schößling verpflanzen läßt.

Nachdem der wilde Wald, an dessen Stelle der „Kaffeegarten“ treten soll, niedergeworfen und von der Sonne hinlänglich gedörrt ist, läßt man Feuer darüber hinlaufen. Was an kleinerem Astwerk überbleibt, wird abgehauen und so gelegt, daß es weder den Pflanzen, noch den Arbeitern im Wege ist; dort muß es langsam verrotten und so die Kräfte des Bodens erhöhen. Ein solcher „Kaffeegarten“ mit wellenförmiger Oberfläche, mit vorspringenden Felsen und dichtgesäeten Stein-Blöcken liegt gewöhnlich an steiler Bergwand; geschwärzte Baumstämme mit spreizenden Aesten geben ihm vollends das Ansehn, als ob er auf der Stelle einer eingeäscherten Stadt stände.

Ist der Grund geklärt, so werden sechs Fuß von einander entfernte Löcher gegraben und diese mit guter Erde gefüllt. Bei einsetzendem Regen verpflanzt man die jungen Schößlinge aus der Pflanzschule dahinein. Von nun an wird fleißig gejätet. Einige wirken der „spanischen Nadel, der Saudistel und der Elenn-Pflanze“ — Unkraut, was auf den dortigen Bergen am unbändigsten wuchert — dadurch entgegen, daß sie das Grundstück mit Guinea- oder Limonen-Gras bepflanzen.

Der Kaffeebaum erreicht im natürlichen Zustande eine Höhe von

15 Fuß; in dieser Höhe habe ich ihn meist bei den trägen Singhalesen gesehen, die sich gern mit 25 Procent weniger Ertrag begnügen, wenn sie nur ihren Betel in voller Ruhe kauen dürfen. Die Pflanzer aber lassen den Kaffeestrauch nicht gern über 3½ Fuß hinauswachsen.

Ein blühender Kaffeegarten gewährt in der That einen reizenden Anblick. Die weißen Blüthenbüschel stechen gegen das tiefe Grün der Blätter sehr hübsch ab; wie darüber hingeschneit, sehen sie aus der Ferne aus. Von der Blüthe bis zur Ernte sind acht bis neun Monate.

Die Frucht wächst auf einem Stengel von einem halben Zoll in Büscheln rings um die Knoten der Seitenzweige; sie gleicht, wenn ausgewachsen, aber noch grün, einer kleinen Olive. Ein Monat vor der völligen Reife wird sie gelb und zuletzt rubinroth. In diesem Zustande nennt man sie „Kirsche“. Nun muß sie so schnell als möglich gepflückt werden. In sehr hochgelegnen Pflanzungen kann man fast das ganze Jahr hindurch Blüthen und daneben grüne und rothe Beeren auf einem und demselben Strauche sehen.

Wenn man die Kirsche öffnet, so stößt man zuerst auf eine fleischige Masse („pulp“). Die Bohnen sitzen in einer klebrigen Substanz („gum“), einer Hülle („parchment“), die, wenn getrocknet, dem Pergamente ähnelt, und einem Häutchen („silver“), das an die Goldschlägerhaut erinnert.

Auf das Pflücken folgt das Trocknen, auf das Trocknen die Enthülsung (pulping) mittelst einer eigens dazu erfundenen Maschine. Die enthülsten Bohnen werden auf einen Haufen geworfen, bis die vorerwähnte klebrige Substanz in Gährung übergeht. Das dauert zwölf bis sechsunddreißig Stunden. Nun tanzen die Kulis eine Weile darauf herum; ein darüber geleiteter Strom von Wasser nimmt zuletzt alle Unreinigkeit hinweg. Jetzt ist die Bohne fertig, sie wird in das Magazin geschafft, verpackt und nach Colombo befördert.

Erst seit 1840 hat der Kaffeebau in Ceylon seinen eigentlichen

Aufschwung genommen. Vom Januar 1841 bis zum December 1844 drängten sich Hunderte von Speculanten nach „dem würzigen Eiland.“ Bis zum October 1846 hatte die Regierung 287,360 Acres Kaffeeland verkauft, und am 31. December 1847 waren davon bereits 50,070¾ Acres bebaut.[1]

Die genügsamen Kandyer, die Arbeit um Lohn fast wie Sclaverei ansehen, gaben sich nur so lange zur Arbeit her, bis sie ein paar Rupi's verdient hatten. Schon im Jahre 1841 traten an ihre Stelle die Singhalesen aus dem Niederlande, die zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, als Trunk und Spiel, mehr Geld brauchen und daher auch arbeitwilliger sind. Allein auch diese Arbeitsquelle, die in den Jahren 1841 bis 1843 Tausende von Tagelöhnern lieferte, versiegte in demselben Maaße, als sie den Letzteren die Taschen füllte. Jetzt kennt man, in den Centralprovinzen, die Singhalesen von der Küste nur noch als Diener, Handwerker, Handelsleute und Kärrner. Im Jahre 1835 nahmen die armen Kuli's vom tamulischen Festlande den von den übermüthigen Singhalesen weggeworfenen Arbeitszweig mit Freuden auf.

Gegenwärtig sollen sich die zur Zeit der Ernte in den ceylonesischen Kaffeepflanzungen beschäftigten Tamulen bereits auf mindestens 70,000 belaufen, und man glaubt, daß die tamulische Bevölkerung von Ceylon auf dem Wege der Einwandrung jährlich um 1000 zunimmt: denn obschon die Meisten nach Verlauf von sechs bis zwölf Monaten in ihr Vaterland heimkehren, so bleiben doch auch Viele in Ceylon sitzen. Sie wandern in Schaaren von 60 bis 300 Köpfen, stets unter der Aufsicht eines sogenannten Kangani, aus Südindien herüber. Der Strich zwischen Tanjore und Nagerkoil entsendet diese Zugvögel fast alle. Da gerade in dieser Gegend die südindische Mission ihre ergiebigsten Felder hat, so kann es nicht fehlen, daß unter denen, die als Tagelöhner für die Kaffeepflanzungen herüberkommen, auch Christen sind. Wo sollen die ihre geistliche Speise hernehmen?

Es ist wahr, die Baptisten-Mission hat einen tamulischen Missionar in Kandy angestellt, der nicht blos jeden Sonntag einen tamulischen Gottesdienst hält, sondern in der Woche auch selbst in den Urwald geht. Allein hierbei sind gar viele Aber. Es ist eben ein Baptisten-Missionar, der auf einen ganz eigenthümlichen Grund baut, und die getauften und ungetauften Tamulen wol so ziemlich über Einen Kamm zu scheeren neigt. Sodann ist es ein eingeborner Missionar, ohne die nöthige Bildung. Endlich ist es eben nur Ein Missionar; die tamulischen Tagelöhner aber sind in Hunderte von Kaffeepflanzungen zerstreut, und diese Kaffeepflanzungen liegen oft weit von einander weg, und beschwerliche Fußpfade, zum Theil durch ungesundes Walddickicht, führen zu den meisten derselben. Dazu kommt, daß nach des Tages Last und Hitze den armen Arbeitern kaum ein Stündchen Zeit für den christlichen Unterricht des Missionars übrig bleibt, und wenn ja, daß es ihnen doch an der nöthigen Frische fehlt, demselben mit voller Aufmerksamkeit zu folgen, — den besten Willen vorausgesetzt. Der hungrige Magen und die erschöpften Glieder verlangen eben auch ihr Recht. Diejenigen aber, die dann und wann des Sonntags nach Kandy kommen, um sich mit neuen Reisvorräthen zu versehen, schlafen dann auch wohl lieber auf dem Bazar umher, als daß sie sich zur Kirche bemühen, — und wenn ja: welchen Grad der Andacht kann man von Leuten erwarten, die in der Woche blutsauer zu arbeiten und am Sonntag nach Kandy hereinzukommen haben, um sich für die nächste Zeit mit Lebensmitteln zu versorgen! Ich habe sie an einem Sonntage zu Hunderten auf dem Bazar in Kandy, so recht wie hingesäet, liegen sehen, und zu dem tamulischen Gottesdienst fanden sich nur ein paar ein. Ich weiß freilich nicht, ob und wie Viele darunter Christen waren.

Ich finde, daß der vorige Bischof von Madras, der im Jahre 1845 die Missionen in Tinnewelly besuchte, den Uebelstand schon damals

öffentlich zur Sprache gebracht und die Church-Miss.-Society dringend ersucht hat, einen reisenden Missionar in Kandy anzustellen, dessen einzige Beschäftigung es sein sollte, sich der armen Tinnewelly-christen auf den Kaffeepflanzungen im Innern Ceylon's anzunehmen. Bis jetzt ist noch nichts der Art geschehen, obschon das Bedürfniß so dringend ist, daß der christlich gesinnte Theil der europäischen Bevölkerung in jenem Theile Ceylon's den Unterhalt eines solchen Missionars ohne Zweifel sogleich übernehmen würde.

Die Pflanzer des Hewahette-Districts bieten, wie ich erst unlängst gelesen habe, dem englischen Geistlichen, der sich ihrer annehmen will — und der daneben auch unter den Kuli's arbeiten mag, — 150 bis 200 Pfund jährlichen Gehaltes an. Es mag schwer halten, den rechten Mann zu finden. Der Djangel mit seinen Beschwerden und zum Theil auch Gefahren hat nichts Anziehendes für den natürlichen Menschen, ausgenommen etwa für den Pflanzer, dem die goldene Aussicht auf unverhältnißmäßigen Gewinn die blutsauersten Opfer leicht macht.

Die geistliche Pflege der christlichen Kuli's hat einen ihrer wärmsten Vertreter in dem Herrn Murdoch zu Kandy, Secretär der singhalesischen Tractat-Gesellschaft, der damals für die Pflanzer selbst als „Schrift-Leser“ sonntägliche Gottesdienste hielt und bei dieser Gelegenheit die Zustände der Kuli's genauer kennen lernte. Er reiste selbst nach Tinnewelly, um sich mit den anglikanischen Missionaren Thomas und Tucker zu besprechen. „Sechs von den besten Katecheten des Letzteren und zwei von des Ersteren Stab erboten sich sogleich als Freiwillige für die Arbeit in Ceylon.“

Seitdem hat ein gewisser Herr Knight die Errichtung einer „Kuli-Mission“ auf Ceylon im weitesten Sinne nicht minder warm bevorwortet. Er wünscht, daß die junge Kirche in Tinnewelly zur Bewährung ihrer innern Lebenskraft die nöthigen Kräfte und Mittel stelle,

die anglikanische Mutterkirche aber nur einen europäischen Oberleiter besolde, und hofft, daß die Tamulen, deren Sprache den Reisenden bereits von einem bis zum andern Ende der Insel bringt, wenn einmal bekehrt, für die Singhalesen selbst zu einem Sauerteige werden sollen.

So viel über die Kaffeepflanzungen und über die Arbeiter in denselben.

Von der Pflanzung des Herrn Cameron in Rattungodde klommen wir noch am Vormittage zu der Pflanzung der Herren Adams und Elphinstone Dalrymple hinauf nach Yaka bende kelle (Teufels-Band-Busch?). Der Weg führte bald durch Kaffeeplantagen, die von schön gerötheten Beeren strotzten, bald über Strecken gefällten Djangels, bald durch Pattina's — kahle aber grasbewachsne Bergflächen, — endlich aber unter dunkeln Laubgewölben hin. Immer steiler wurde der schmale Pfad, immer dichter der Urwald, — bis wir plötzlich auf ein freies Pattina hinaustraten, und dicht am Abhange des Maturatta-Thals das freundliche Häuslein auftauchte, das uns in dieser paradiesischen Einöde ein gastliches Dach gewähren wollte.

Wir eilten sogleich an die vortheilhafteste Stelle der dortigen Aussicht. An 1000 Fuß fallen die Felsen senkrecht hinunter, dann folgt ein zweiter, auch ziemlich senkrechter Absatz von ähnlicher Tiefe, und endlich ein dritter deßgleichen; unten aber strömt die Bellahul Oya, immer noch 2000 Fuß über dem Meeresspiegel. Nur mit grausigem Entzücken kann man dahinuntersehen. Die Wolken, die anfangs das tiefe und breite Thal in einen Nebel-Ocean zu unsern Füßen wandelten, lichteten sich allmählig. Hier und dorthin stiebend, ließen sie bald ein grünes Reisfeld, bald eine Gruppe von Hütten, bald einen dunkeln Wald, bald den silbernen Fluß des Thales sehen. Ein eben so schneller, als reizender Wechsel! Endlich brach die Sonne durch. Ueber das majestätisch liebliche Thal sahen wir nun die umgebenden Berge, in stets höhern Reihen, hintereinander emporragen; doch ließ sich, bei immer

noch nicht ganz geklärter Luft, nur die erste Umwallung deutlich erkennen. Nicht einmal der Pedrotallegalle bei dem nur acht englische Meilen entfernten Neura Ellia (s. Band IV, S. 312.) war sichtbar.

Leider neigte es sich bald wieder zu Regen, und der wurde mit der Zeit so ungestüm, daß er seinen Weg selbst durch die Decke des Zimmers fand. Um so angenehmer klang das Geprassel der Flamme in dem traulichen Kamine, um welches sich immer mehr, zuletzt bis an zwanzig Pflanzer der Nachbarschaft sammelten, — in breitkrämpigen Hüten, in langen wasserdichten Stiefeln, in kurzen Röcken und in Gurt-getragenen Beinkleidern. Wie Moosrosen blühten die bärtigen Gesichter; man lachte und spaßte, man trank und rauchte. Die Seele der Unterhaltung aber war ein jugendlicher Neffe des alten Sir Charles Napier; die übermüthigen Pflanzer nannten ihn scherzweise den Radja. Nach dem Abendessen warf man der Augenweide halber ein brennendes Theerfaß in den nahen Abgrund; alle sahen von einem überhangenden Vorsprung zu, — einige indem sie sich platt auf den Bauch legten, um dem feurigen Springer von Felsblock zu Felsblock zu folgen. Erst spät nach Mitternacht suchten die lustigen Gesellen ihr Lager. Wo sie es in den engen Baulichkeiten fanden, weiß ich noch heute nicht. Die Meisten betteten sich wohl in die Magazine.

Das war denn also ein Tag unter den Pflanzern im ceylonesischen Urwald. Ich muß diesen das Zeugniß geben, daß ihre Heiterkeit sich stets in den Schranken der Sitte zu halten wußte. Die ersten Pflanzer, die nach Ceylon kamen, sollen in der Regel ziemlich rohe Bursche gewesen sein, meist Bediente, denen Gehalt und Stellung an der Spitze untergebner und unterwürfiger Arbeiter wohl Gentleman-Launen, aber nicht Gentleman-Sitten beibrachte. Als wir am andern Morgen um sieben Uhr Yakka-Bende-Kelle verließen, regnete es noch immer. Auf einem kürzern, aber ganz verwilderten Fußpfade eilten wir graden Wegs nach Polgahapittia (S. 5). Dabei peinigten uns

die bekannten Blutigel so sehr, daß wir alle paar Minuten die Stiefeln ausziehen und diese lebendigen Kletten nicht ohne Blutverlust losreißen mußten. Einmal ging es durch nasses Gras, das uns fast bis an's Kinn reichte; ein andermal stürzte ich in einen wassergefüllten Graben. Hier sah ich zum ersten Male, wie ein Singhalese das colossale Blatt der Talipotpalme zum Schutze wider den Regen brauchte. Ich hielt die sonderbare Erscheinung mit dem ragenden Gehäuse hinten über Kopf und Schultern aus der Ferne für eine riesige Vogelscheuche — bis sie sich in Bewegung setzte.

In Polgahapittia suchten wir in einem singhalesischen Hause eine angemeßne Füllung des noch ganz leeren Magens, vorerst aber Trocknung der durchnäßten Haut und Kleider, und noch eher völlige Erlösung von den Blutigeln. Diese hatten allmählig den ganzen Leib in Beschlag genommen; einer saß mir sogar zwischen den Fingern. Von diesen blutgierigen Feinden befreit, wickelte ich mich wonnesamlich in meine wollene Decke, während die Kleider über dem lustigen Feuer trockneten, und als nun gar Kaffee und Eier, Reisbrot und junge Kartoffeln auf den Boden vor uns hingesetzt wurden, so fehlte uns zur irdischen Glückseligkeit in dem „paradiesischen Ceylon" auch gar nichts.

Der Himmel hatte sich unterdeß ein wenig gelichtet. Wir kamen schnell nach Hangranketty. Die Maha Oya aber war von dem letzten Regen so angeschwollen, daß uns beim Durchschreiten derselben das Wasser bis an den Hals reichte. Beinah hätte uns der Strom, der in der Mitte förmlich wild war, über die querübergelegten Steine hinweg in ein tiefes Loch gerissen. Wir hatten acht bis zehn Zuschauer, während wir uns durchkämpften. Das Schlimmste war, daß unten alles voll großer Steine lag; es brauchte lange, ehe man den Fuß weiter setzen konnte und durfte.

Noch ein paar Meilen vor Harregamwa überließ uns ein englischer

Pflanzer sein Pferd, auf dem wir nun abwechselnd den Rest der Wildniß durchritten. In Harregamwa selbst nahm uns derselbe freundliche Herr in seinem Wagen mit nach Kandy.

Was ich außer müden Beinen, zerrissenen Kleidern, reicher Belehrung und angenehmer Erinnerung aus den Hochgebirgen von Ceylon noch mitbrachte, war sogenanntes Limonengras, das dort ganze Berge überwuchert. Es hat in der That den Limonengeschmack, scheint aber nur dem rohen Gaumen des Büffels zu munden. Man braucht es gern zur Dachbedeckung.

Von Kandy nach Colombo. Letzter Aufenthalt daselbst.

Noch hatte selbst Ram Swami, — so hieß der stärkste, wildeste und schönste unsrer Ochsen — unsre Bergfahrt nach Neura Ellia nicht ganz verwunden, als wir am 20. März unsre Rückreise nach Colombo antraten. Bis in die Herberge zu Kaduganava (B. IV, S. 275) an der Spitze des berühmten Bergpasses begleitete uns unser lieber Landsmann, der uns unsern Aufenthalt in dem fremden Kandy angenehm zu machen nach Kräften gesucht hatte. Das Auge, das uns beim Abschied in Kaduganava so heimaths-wehmüthig nachblickte, hat sich seitdem, just an der Schwelle des Morgen- und des Abendlandes, für immer geschlossen. Eine böse Dyssenterie trieb ihn der Heimath entgegen, in Alexandrien aber ereilte ihn ein noch böseres Fieber. Ruhe seiner Asche! Friede seiner Seele!

Mit den Ochsen unsres singhalesischen Wirthes reisten wir am andern Morgen weiter. Erst ein paar Stündchen hinter Utuankandy

ließen wir sie zurückgehen. Wir selbst verbrachten die allerheißeste Zeit des Tages in der Hütte eines singhalesischen Krämers dicht an der Landstraße. Hier hätten auch die härtesten Augen weinen können, — ein so dicker Rauch erfüllte die Räume, denen ich den großartigen Namen einer Hütte beigelegt habe. Die Leutchen selbst waren gar gutherzig; als ich mich müde und krank zugleich auf meine geflochtene Matte hinstreckte, brachte mir der Herr des Hauses ein Fußbänkchen als Kopfkissen.

Auf unsrer Weiterreise am späten Nachmittage stießen wir auf colossale Karren, haushoch mit Zimmerholz beladen, und von je vier Elephanten gezogen, auf deren einem der Treiber mit dem Stachel saß. Wie Fuhrwerke aus einer andern, einer Riesenwelt, so kamen uns diese Karren vor. Die Angst um unsre nun auch am Halse blutenden Ochsen und ein stets drohendes Ungewitter: dieß beides verbitterte uns je länger je mehr allen Naturgenuß. Wir waren glücklich, als wir noch vor einbrechender Nacht bei dem Gastfreunde in Ambanpittia (B. IV, S. 274) anlangten. Umsonst bemühten wir uns hier für die nächste Tagereise Miethochsen aufzutreiben. Dreimal wurde uns ein Paar zugesagt, dreimal wieder abbestellt.

Ich war bis hieher fast immer zu Fuß gewandert; am andern Morgen, wo wir schon um drei Uhr aufbrachen, bekam ich eine Begleiterin. Schon brannte die Sonne heiß hernieder, als wir, noch eine gute Stunde vor Ambapusse, abermals in einem singhalesischen Hause einsprachen. Das war eine allerliebste Herberge. Man räumte uns das Sopha ein — den steinernen Sitz am Eingange — und gestattete uns den Gebrauch des Gärtchens hinter dem Hause zu Wasch- und Kleidezimmer. Die Hühner gackerten wie bei uns, und ein Aeffchen zeigte seine niedlichen Künste. Auch ein religiöser Bettler, der Geld zu einem Opfer sammelte, ließ sich sehen; in den Händen eine Schelle und eine Büchse, blies er mehrmals auf der Sankha-Muschel. Die

singhalesische Hausfrau aber sah mit Verwunderung auf die strickenden Finger meiner Begleiterin, und zahlte den Tribut ihrer Bewunderung in schönen Bananen von einer Traube, die an siebzehn Ringen wohl 350 Früchte zählte. Nachdem wir in der Kühle des Abends noch ein paar Stündchen weiter gegangen, fand ich — zum ersten Male in meinem Leben — im Hause eines Muselmanns ein gastliches Nachtlager. Rings um mich schliefen im engsten Raume der Jünger des falschen Propheten gar viele. Meine Reisegefährtin bettete sich im eignen Hause — im Wagen — mitten auf der Landstraße.

Eine vierstündige Tour brachte uns am andern Morgen nach dem Rasthause zu Veangodde. Das ist so angenehm auf dieser Straße, daß man fast allenthalben Kaffee und Reisbrot kaufen kann. Wir kehrten an jenem Morgen nicht minder als zweimal ein, um einen „Napf Kaffee“ zu schlürfen. In Veangodde selbst, wo wir über einen Tag Rast hielten, kosteten wir die erste ceylonesische Ananas, die auf dieser Insel so gut wie wild wächst und so viel wie nichts kostet. Sie übertraf die indischen, die wir bisher genossen, an Würze, Saft und Weiche bei weitem. In Colombo sahen wir nachher ganze Fuder dieser eben so schmackhaften als gefährlichen Frucht.

Nun hatten wir bloß noch zwei ganz kleine Tagereisen vor uns. Die erste bis Heneratgodde verlief „spiegelrein und eben;“ bald nach Anfang der zweiten aber, bei schon einbrechender Nacht, that es einen Krach: die Nägel hatten nachgegeben; hier stand der Wagen, dort lag die Deichsel. Ein Glück, daß grade ein paar Tamulen des Weges kamen, und von Gefährt und Laut der Heimath angezogen, ihre Dienste antrugen. Die Deichsel wurde mit einer Masse von Stricken möglichst fest gebunden.

Noch einmal machte ich für ein paar Stündchen der Nacht von der singhalesischen Gastfreundschaft Gebrauch. Man überließ mir den besten Platz im Hause — den steinernen Sitz — und tractirte mich mit Kaffee

und Reisbrot. Sobald der Mond seine Fackel aufsteckte, stahl ich mich leise über meine singhalesischen Schlafgenossen unten am Boden hinweg, und ließ zum letzten Male anspannen. Noch in der Morgendämmerung erreichten wir das Haus unsres alten Gastfreundes in Colombo, — froh, daß nun das Innere von Ceylon überstanden war. Schade, daß diese Wunderrose für uns so garstige Stacheln hatte. Ich rathe Niemandem, das Innere Ceylon's in Gesellschaft tamulischer Ochsen zu bereisen; es sind sonst gar liebe Gesellen; aber das wissen sie wahrlich nicht zu schätzen.

Wir blieben noch vierzehn Tage in Colombo bei unsrem lieben Gastfreunde. Während dieser Zeit lernten wir Stadt und Umgebung ziemlich kennen. Der Kalany-Fluß, der die Bucht von Colombo kreuzt, bildet eine Schranke, die den äußern von dem innern Hafen trennt. Der letztere wird hauptsächlich von einheimischen Barken und kleinen Landbrigs besucht. Der erstere hat das Unangenehme, daß von Mitte Mai bis Mitte July, wenn der Westmonsum am heftigsten wüthet, und dann wieder von Anfang December bis Ende Januar, bei vorherrschendem Küstenwind, der Waarentransport zwischen den Schiffen und der Küste zuweilen mehrere Tage nach einander unterbrochen wird. Die beste Zeit zum Ein- und Ausladen ist Februar, März und April. Wie glücklich für die Pflanzer! Das ist gerade die Zeit, wo die größten Kaffee-Massen aus dem Innern anlangen.

Im Fort — einem unregelmäßigen Achteck auf einer felsigen Halbinsel — war ich mehrere Male. Ich besuchte dort die Central- und Normalschule (B. IV, S. 288). Die Zöglinge führten fast alle portugiesische Namen, deren manche mit dem prächtigen „Don“ verbrämt waren. Es giebt ja selbst unter den reinblütigsten Singhalesen Migel Fernando's und Don Christoffel's. Die Zahl dieser Schein-Europäer aus der portugiesischen Zeit her mehrt sich übrigens auch noch heut zu Tage: man legt eben Hosen und Weste, Hut und Schuhe an und

der Europäer ist fertig. „Du nennst mich „„Don Louis;““ Ich bin ein Cavalier wie andre Cavaliere.“ Die Schuhe drücken zwar den sonst barfüßigen Don im Anfang; aber Hochmuth will ja gern Zwang leiden. Sieh nur, wie er vor jedem Europäer sittiglich den Hut zieht.

Dicht bei den obgenannten Anstalten ist die mit einer Gießerei verbundene Druckerei der Wesleyaner — und die Kapelle.

In dem Büreau des Herrn Elliot, der damals den Colombo Observer herausgab, sah ich die gefeierten Brieftauben, die ihm von Point de Galle her oft in 1¾ Stunden die neuesten Nachrichten aus Europa brachten. Sie leisteten auch andern Leuten oft sehr gute Schnellpost-Dienste, wie z. B. jenem Passagier für Singapore, der den Aufenthalt des Dampfschiffes in Point de Galle zu einer Tour nach Colombo benutzt hatte, indem sie noch zu rechter Zeit die Kunde brachten: „Wenn Sie nicht heute Nacht nach Galle zurückkehren, so finden Sie das Dampfschiff abgegangen.“ Der Herr bestellte sogleich Extrapost und kam grade noch vor Thorschluß an. — Man sandte die Tauben stets ein paar Tage vor der erwarteten Ankunft des europäischen Dampfschiffes mit der „Mail-Post“ nach Galle, — und zwar offen in einem angehängten Käfig, damit sie den Weg nicht verfehlen möchten, wenn sie, in Galle mit dem Extract der Weltereignisse beladen, sich von der „Sehnsucht zu dem Gatten“ wieder nach Colombo „ziehen“ ließen.

Die „Kings street“ ist die schönste Straße. Tulpen und Brotfruchtbäume beschatten sie. Hier siehst du das Schloß des Statthalters, das „Queen'shouse“ genannt wird. Diesem fast gegenüber liegt die Bibliothek mit einem öffentlichen Lesezimmer. Die räumige Verandah wird von Bäumen lieblich beschattet und vom Meere noch lieblicher angehaucht. Die Musen Colombos konnten sich einen anmuthigeren Sitz nicht aussuchen.

Die beliebteste Promenade — Galle Face — bildet zum Theil das

Glacis des Forts. Eingeschlossen von dem Meere auf der einen, von dem See Colombos auf der andern Seite, streckt sie sich wohl eine Viertelstunde weit an der Küste hin. Die wett- und waglustige englische Herrenwelt brauchte dieselbe gelegentlich auch als Rennbahn.

Die Vorstädte — Pettah genannt — ziehen sich vom Fort aus in nördlicher Richtung drei bis vier englische Meilen in der Nähe des Meeres hin. Die solid mit Eisenstein gebauten und mit Verandah's versehenen Häuser haben ein bürgerliches, aber wohnliches Ansehn. Einige Straßen sind auf jeder Seite mit einer Reihe schattiger Bäume bepflanzt.

Den angesehensten Theil der Bevölkerung (50,000 Seelen?) bilden die sogenannten „Burghers," entweder Hindu-Portugiesen, oder Hindu-Holländer. Aus diesen Leuten mit zwei Zungen vornehmlich nimmt die Regierung ihre Schreiber. Sie führen zwar den Namen „Europäer" und werden vor Gericht als solche behandelt, zählen aber in der europäischen Gesellschaft doch nicht für voll. Auf die Singhalesen sind sie in Folge dieser ihrer Stellung sehr eifersüchtig, — wollten sie doch alle Eingeborne von dem Mitgebrauche ihrer „Pettah-Bibliothek" ausschließen, — gegen die Europäer aber, ganz wie die sogenannten Halbkasten in Indien, äußerst empfindlich. Ihnen darf natürlich der europäische Hut um keinen Preis fehlen; er ist ja das Wahrzeichen des Gentleman, und eines solchen sind sie in hohem Grade bedürftig. Mag sich der Hut in noch so gedrückten Umständen befinden, es ist doch immer ein Hut; die gute Münze gilt, auch wenn das Gepräge fast abgegriffen wäre.

Die Singhalesen sind die eigentlichen Ackerbauer. Sie lieben aber nebenher Lieferungscontracte, pachten Brückzölle und Arrak-Läden und haben auch theilweise ein Aemtchen zur Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung inne.

Die Muselmänner von Colombo haben sich seit der Einführung

des Kaffeebaus noch um ein Bedeutendes gehoben. Hausiren und Kleinhandel sind ihre Hauptbeschäftigungen. Da sie meist tamulisch reden, so sind sie wahrscheinlich von dem gegenüberliegenden Festlande her eingewandert. Sie sind bei weitem duldsamer als ihre Glaubensbrüder in Ostindien, dennoch ist auf ganz Ceylon ihrer Keiner noch zum Christenthum übergetreten; wohl aber hat ein abtrünniger Engländer sich in ihre Reihen gestellt.

Jedermann muß zur Instandhaltung und Verbesserung der Straßen und Brücken jährlich sechs Tage Kuli-Arbeit liefern. Nur diejenigen Tamulen, die, wenn die Reissaat beginnt, zum Festlande zurückkehren, sind von dieser Verordnung ausgenommen. Unter der seßhaften Tamul-Bevölkerung von Colombo findet man ziemlich wohlhabende Kaufleute.

Ich besuchte eines Sonntags auch die tamulisch-anglikanische Kapelle, die in Mutval auf einem luftigen Hügel dicht am Meere liegt. Die Gemeinde, — drei bis vier hundert Tamulen aus der holländischen Zeit — wurde damals von einem jungen Manne bedient, der, in dem anglikanischen Seminar zu Jaffna erzogen, der Gemeinde von dem anglikanischen Bischof — so hört' ich — aufgedrängt wurde. Dieser tamulische Caplan machte schon in der Sacristei, wo ich ihn zuerst sah, einen nichts weniger als angenehmen Eindruck; er copirte dazu den feinen Engländer zu genau und dabei doch zu roh. Auf der Kanzel aber steigerte sich der ungünstige Eindruck noch viel höher. Seine tamulische Predigt hatte der guten Eigenschaften nur eine; sie dauerte nicht über eine Viertelstunde. Sie bestand aus einigen elendiglich zusammengeleimten Bibelsprüchen ohne allen Guß, und dazu war der Vortrag ohne den geringsten Fluß. Unter den vierzig bis funfzig Zuhörern bemerkte ich auch drei Frauen, die sich ihrer Kleidung nach recht wohl in einem Pariser Salon hätten zeigen können. Die etwas unruhigen Beine freilich verstanden sich noch nicht recht auf euro-

päischen Anstand, während die fein beschuhte Hand das höchst elegante chinesische Fächerchen ganz modig schwang.

Von der Kapelle machen wir einen Sprung nach dem Gefängniß. Das war sonst eine rechte Freistätte der Faulheit; in neuerer Zeit hat man die Erlernung von Handwerken eingeführt. Allein nur ein paar Gefangene wollten die Regierung „ihren Feind" durch ihrer Hände Arbeit bereichern; man mußte ihnen durchaus eine kleine Vergütung für Fleiß und Geschick zusichern. Auch zum Besuch der Gefängniß-Schule und -Kapelle sucht man sie durch gewisse Vortheile zu reizen. „Jede in Schule und Gottesdienst aufmerksam verbrachte Stunde soll den Gefangnen zu gute kommen, die für mehr als drei Jahre verhaftet sind." Wenn doch alle Nichtverbrecher so rücksichtsvoll behandelt würden.

Daß die Gefangenen alltäglich eine gute Portion Reis und Kari bekommen, stand ihnen allen zwar nicht „an der Stirn," wohl aber auf dem Bauch geschrieben; die meisten sahen fast fett aus.

Am interessantesten war mir ein Vedda.[2] Er hatte einen hohen Hinterkopf, starkes schwarzes Haar, einen kurzen Hals und ein kräftiges Gesicht mit ziemlich einfältigem Ausdruck. Einen auffallenden Unterschied zwischen ihm und einem Singhalesen konnte ich nicht entdecken. Es war übrigens ein sogenannter „Dorf-Vedda."

Die Vedda's, die offenbar die Urbevölkerung in ihrer reinsten Form darstellen, bewohnen, im Osten der kandyschen Hochgebirge, einen waldigen Strich von vielleicht 1500 englischen Geviertmeilen, von der Provinz Bintenne im Norden bis zu der Provinz Mahagampattu im Süden, mit Ausnahme jedoch des Küstengürtels. Man spricht von Wald- und von Dorf-Vedda's. Die letztern nämlich bauen sich aus Aesten, Zweigen und Rinde eine Art Hütte, die, an einen Baumstamm gelehnt, oft nach allen andern Seiten hin dem Wind und Wetter freien Ein- und Durchzug gestattet. Aber auch sie bleiben selten länger als vier bis fünf Tage an einem Orte wohnen.

Die Länge ihres Aufenthaltes richtet sich stets nach ihren Jagderfolgen, so wie nach der Menge der Wald-Yam's, des wilden Honigs u. s. w. in der Nachbarschaft. Die Hauptwaffe auch der Dorf-Vedda's ist Bogen und Pfeil, beides in der Regel aus dem Holze der Arekapalme. Die Sehne für den Bogen gewinnen sie aus der Faser der wilden Banane; den Pfeil versehen sie mit einem etwa vier Zoll langen Eisen in Form einer zugespitzten Messerklinge. Sie machen Jagd auf Elennthiere, Rehe und selbst Elephanten; das Fleisch des erstern ist ihre Hauptnahrung. Sie verzehren es gesotten oder geröstet mit Yams und andern eßbaren Waldwurzeln. Können sie nicht alles bewältigen, so wird der Rest in Stücke geschnitten und auf einem hölzernen Rahmen am Feuer gedörrt; man taucht es dann in Honig, verpackt es sorgfältig in Baumrinde und hängt es für künftige Fälle an einem Baume auf. Der Vedda in dem Gefängniß zu Colombo wußte kein Beispiel, daß je Einer sich an diesen „Djangel-Magazinen" vergriffen hätte. Er meinte, Alle würden sich in einem solchen Falle wie Ein Mann erheben und nicht eher ruhen, als bis sie die ganze Familie des Räubers ausgerottet. Auch der bitterste Mangel kann sie nicht zum Ackerbau bewegen. Ihr letztes Mittel den Hunger zu stillen ist die Rinde des wilden Mango-Baums, die sie dann zerstoßen und mit etwas Wasser genießen.

Fieber und Ruhr sind ihre beiden Hauptkrankheiten. Das erstere suchen sie dadurch zu heilen, daß sie den Kranken mit warm Wasser begießen und ihm kein Fleisch zu essen erlauben. Gegen die Ruhr suchen sie Schutz in der Rinde von drei verschiednen Bäumen; diese sind der wilde Mango, der Kubuck und der Rattumahl.

Ihre Heirathsgebräuche sind mehr als einfach. Der junge Mann frägt die Aeltern und kehrt, wenn diese einverstanden sind, nach einigen Tagen mit Geschenken wieder, als Rehfleisch, Honig, Wachs und was sonst der Wald mit sich bringt. Noch an demselben Tage — ohne Sang

und Klang — geht das junge Weib mit ihm nach Hause. Gebärt sie ihm Kinder, so denkt er, trotz der losen Form der Ehe, nicht leicht an Trennung, und wäre sie auch eine Xantippe.

Stirbt Jemand, so gräbt man mittelst eines spitzigen Stockes eine etwa zwei Fuß tiefe Grube, steckt den Leichnam hinein, und geht seines Weges. Macht das Graben Schwierigkeit, so legt man den Todten auch wohl in die Nähe eines fließenden Wassers und häuft Blätter und Zweige darüber.

Der Vedda im Gefängniß, dessen Mittheilungen ich hier in der Kürze wiedergegeben habe,[3] hatte kaum eine Idee von einem höchsten Wesen. Er sagte: „Ich sehe die Sonne jeden Morgen auf- und jeden Abend untergehen; das ist alles, was ich weiß. Doch hab' ich einmal einige Leute meines Volkes von einem höhern Wesen „Wallyhamy" reden hören." Zu diesem höhern Wesen betete er aber nie; er fürchtete sich nur vor den Zaubereien der Teufelsdiener, von deren Existenz er vernommen hatte.

Seine sonst so matten Augen leuchteten, so oft die Rede auf Bogen, Pfeil und Hunde fiel. Im Uebrigen zeigte sich das Licht seines Geistes als ein ziemlich kleines Fünkchen; er hatte in drei Monaten nur neun singhalesische Buchstaben bemeistert, und über sechs hinaus bis achtzehn zählen lernen. Auf Grund seiner „thierischen Unwissenheit" war denn auch sein Todesurtheil in mehrjährige Haft bei „harter Arbeit in Ketten" verwandelt worden. Er war nämlich zum Mörder an einem Singhalesen geworden, der ihm seine beiden Jagdhunde erschlagen hatte, bloß weil seine Frau demselben einen Tribut an Rehfleisch zu verweigern wagte.

Im Jahre 1840 richtete zuerst Mackenzie, der englische Beamte von Battikaloa, seine Gedanken auf die Gesittung dieses verkommenen Menschenschlages. Sein eben so menschenfreundlicher Nachfolger Atherton begab sich selbst in den Djangel, um die Zustände der Vedda's

näher kennen zu lernen. Einer der wesleyanischen Missionare in Battikaloa begleitete ihn.

Die Wesleyaner haben seitdem eine Mission unter denselben errichtet. Sie zählten im Jahre 1851 etwa funfzig Getaufte in zwei Vedda-Dörfern an der Küste in Narasivantivu und Patale. Dagegen zeigte sich die Mission unter den Vedda's weiter landeinwärts, in der Provinz Bintenne, fast fruchtlos. Beinah alle Getauften hatten sich wieder an dem herrschenden Teufelsdienste betheiligt; viele waren auf's neue der Wildniß zugeeilt, um dort Freiheit und Herrschaft mit dem König der Wälder, dem wilden Elephanten zu theilen; alle hatten den begonnenen Anbau vernachlässigt; die Bäume waren aus Mangel an Bewässerung abgestorben, die Saaten von dem Fuß der Elephanten zertreten. Leider sind die neuesten Berichte der Wesleyaner über die Arbeiten und Erfolge unter den Vedda's je länger je stiller geworden.

Das Haupt der wesleyanischen Mission unter den Singhalesen ist Herr Gogerley in Colombo. Von ihm, der schon seit langen Jahren in Ceylon stationirt ist, hörte ich viel Interessantes. Die sogenannten Regierungschristen würden selten wieder reine Buddhisten; sie glaubten eben das Evangelium und die Lehre Buddha's mit einander vereinen zu können. Die eingeborenen Mitglieder auch der wesleyanischen Gemeinschaft stammten fast sämmtlich aus ihnen; diese ihre Christen wären aber meist arm, indem der reichere Theil sich der „established church“ als der modigsten Kirche anschlösse.

Ich war auch bei dem anglikanischen Bischof, den mir die Dissenter als einen Puseyiten schilderten. Ich fand diesen Kirchenfürsten ziemlich kühl, trocken und einsilbig, vielleicht weil ich von einem Dissenter-Geistlichen begleitet war. Er hatte eben einen harten Strauß, hauptsächlich mit seinem Archidiaconus auszufechten, der es für unwesentlich erklärte, ob man bei der Vollziehung einer Taufe das Haupt des Täuflings berühre oder nicht. Der Bischof hatte außer dem tamu-

lischen Caplan, den wir bereits kennen, auch einen portugiesischen und einen singhalesischen. Er ging damit um, zur Heranbildung einer eingeborenen Geistlichkeit eine Art „College" zu errichten. Dieses ist seitdem in's Leben getreten. Der Vorsteher desselben, der zugleich den englischen Caplan macht, soll ganz in den puseyitischen Fußtapfen seines Bischofs wandeln. Das aber müssen ihm selbst die Baptisten lassen, daß er ein „ernster Mann" ist — und die englische Liturgie, selbst für ein Dissenterohr, „sehr schön zu intoniren versteht." Sie werfen ihm nur vor, daß er die heiligen Sacramente nicht, wie sie, unter die „schwachen und dürftigen Satzungen" (Gal. 4, 9) rechnet.

An der Spitze der Baptisten-Mission in Colombo steht Herr Allen. Auch ihn suchte ich in seinem fast prächtigen Hause auf. Ich hatte ordentlich Mühe, ihm die Frage, wie die Engländer sagen „heim zu bringen," ob es denn unter seinen eingebornen Christen auch solche gebe, die nicht schon vorher getauft waren. Zuletzt ergab sich, daß nur sehr wenige derselben den reinen Buddhisten entstammten. Daran schloß sich die naive Erklärung: „In der That, wir fragen unsre Leute nie danach, ob sie schon getauft sind."

Einen sehr angenehmen Tag verbrachten wir bei dem literarischen Gönner desselben, Herrn Elliot, Herausgeber des Colombo-Observer. Dieser bewohnte damals ein Haus, das auf einem Felsen am Meeresufer überaus anmuthig gelegen war. Ganz in der Nähe stand eine ansehnliche Kirche der römischen Christen, die bekanntlich die ganze Westküste der Insel — gleichsam säumen. Auch Herr Elliot wußte den schönen Zug der römischen Fischersleute zu rühmen, die, als ihnen eine Steuer von etwa 6000 Pfund erlassen wurde, diese nicht unbedeutende Summe zum Besten ihrer Kirche freiwillig fortzugeben beschlossen. Die Steuer wird für diesen Zweck alljährlich verpachtet.

Die anglikanische Mission hat ihren Mittelpunkt nicht in Colombo, sondern in Cotta, jener alten Königsstadt zur Zeit der Portugiesen.

Da der Ort nur anderthalb Stündchen von Colombo entfernt ist, so verfehlte ich natürlich nicht, mich auch dorthin zu begeben.

Ein netter Weg führt nach Cotta. Da aus dortiger Gegend her der Markt von Colombo vielfach versorgt wird, so stießen wir auf eine Menge Leute, die Ananas, Kasch-Nüsse, Kokos u. s. w. zu Markte trugen. Wir kamen, noch dicht bei der Stadt, durch die viel gefeierten Zimmtgärten, welche die britische Regierung zum Theil verkauft hat. Ich fand sie in ziemlich verwildertem Zustande. Die Zimmtbäume, die man nicht über die Strauchform hinauswachsen läßt, sehen fast wie Birnbäumchen aus. Die kleine weiße Blüthe bildet Büschel; sie erinnert an die Porzelanblume, nimmt sich aber nicht so hübsch aus. Die Früchte haben die Form der Eichel, sind jedoch nur halb so groß. Es giebt Reisende, denen ein freundlicher Wind die Düfte dieser Zimmtgärten Meilen weit über das Meer entgegenbrachte; das waren offenbar Leute mit sehr feiner Nase oder mit sehr starker Phantasie; mir gewöhnlichem Menschenkinde spendeten die Zweige des Zimmtbaumes erst nachdem ich sie ein wenig gerieben hatte ihre würzigen Düfte. Eben beantragte man auf das Dringendste die Abschaffung des Ausfuhrzolls, der den Zimmtbau auf Ceylon so gut wie ruinirt hatte.[4]

Die anglikanischen Missionsgebäude zu Cotta krönen eine luftige Anhöhe; unten eine Art See, ringsum aber eine Natur, die an Ueppigkeit ihres Gleichen sucht. Ich fand dort auch den Secretär der kirchlichen Missionsgesellschaft in Ceylon, Herrn Petitt, früher Missionar in Tinnevelly, — einen sehr angenehmen Mann.

Fast alle Singhalesen in der Umgegend von Cotta sind „Regierungschristen.“ Sechs bis sieben Hundert derselben fanden sich damals ziemlich regelmäßig zu den anglikanischen Missions-Gottesdiensten ein; unter diesen „Congregations,“ waren aber nur etwa hundert „registered Members“ — Leute, die nach längerem regelmäßigem

Besuche der Kirche als Solche befunden wurden, die mit dem Götzendienste vollständig gebrochen und eine gewisse christliche Erkenntniß erworben hatten.

In dem Seminar zu Cotta las man Horaz und Sophokles, trieb aber kein Hebräisch, lehrte tüchtig Englisch, schloß aber singhalesische Stylübungen aus. Eine sehr hervorragende Stellung nahmen die Naturwissenschaften ein.

Aus der Missions-Druckerei zu Cotta ist auch eine neue Uebersetzung der singhalesischen Bibel hervorgegangen. Die erste Uebertragung der heil. Schrift seitens der Holländer war außerordentlich steif, viel zu sclavisch; etwa im Jahre 1812 veranstaltete man eine Revision derselben zu Serampore; später mischte ein Civilbeamter, ein gewisser Herr Tolfrey, viele hochsinghalesische Worte bei. So war denn ein neuer Versuch allerdings gerechtfertigt. Allein die anglikanischen Missionare zu Cotta versahen es wohl darin, daß sie sich in dem Fürwort, das sie zur Anrede Gottes wählten, ein wenig vergriffen. Hatte die alte holländische Uebersetzung einen zu etiquettemäßigen Ausdruck genommen, so führten sie nun eine allzutrauliche, oder vielmehr halb verächtliche Form der Anrede ein.[5] Die singhalesischen Gemeinden, die vielleicht zu viel „Ehre nehmen und geben," sträubten sich mit Hand und Fuß gegen den kirchlichen Gebrauch dieser „unehrerbietigen" Uebersetzung. Ich habe seitdem von dem Verlauf des Streites auch gar nichts vernommen.

Nachmittags fuhren wir zu dem berühmten Wallfahrtsort der Buddhisten, der fort und fort Pilger selbst von der Südspitze der Insel herbeizieht. Am Eingang des Tempels stehen unter andern drei Bildsäulen, deren mittlere den künftigen Buddha darstellt, während die beiden andern Schlangenkönige bedeuten: so wenigstens lautete die Erklärung des priesterlichen Cicerone. In dem Heiligthum selbst liegt ein Buddha von colossaler Größe.

Dicht daneben fand ich ein kleines Hindutempelchen mit einem Vischnu und einem Kartikeya darinnen. Der buddhistische Priester, der sich seiner Religionsmengerei zu schämen schien, sagte zwar mit verächtlicher Miene, sie hätten den Vischnu nur zum Spott dahin gesetzt; ein davor stehendes Gefäß aber, offenbar für den Empfang von Opfergaben, strafte ihn Lügen.

Da es mir die Zeit nicht erlaubte, die schöne Straße von Colombo nach Galle ganz zu bereisen, so begnügte ich mich mit einem Ausflug nach Marottu, etwa vier Stunden südlich von Colombo. Eine angenehme Fahrt, stets im tiefsten Schatten; nur selten eine freie Durchsicht auf das nahe Meer zur Rechten, dessen erfrischender Hauch in den Palmen säuselt. Große Zimmtgärten verkünden die Nähe von Marottu. Es war mir fast leid, daß ich den Ort so gar schnell erreichte.

Marottu wird theils von Fischern, theils von Schreinern bewohnt; jene sind meist römisch, diese meist protestantisch. Auch die Schreiner waren ursprünglich Fischer. Eingeborne unterhalten dort eine von Europäern beaufsichtigte Gewerbschule, in der namentlich europäische Tischlerarbeiten gefertigt werden. Ich fand darin mehrere junge Singhalesen beschäftigt. Die einzelnen Gehöfte von Marottu liegen alle in anmuthigen Hainen von Kokos, Arekapalmen, Jackbäumen, Bananen und Kaschnuß-Sträuchern.

Ich verbrachte in einem der protestantischen Häuschen, das außerordentlich rein und nett war, einen angenehmen Tag. Alles beeiferte sich, mir und meinen Oechslein zu Gefallen zu leben. Alles respectirte auch meinen Wunsch, nicht belästigt zu werden. Ich las, schrieb und sann so behaglich und so ungestört, wie im eignen Hause. Auf dem Nachhausewege sah ich auch einen Missionar der anglikanischen Propaganda, in dessen Gehöft junge Singhalesen die Gärtnerei übten.

Mein Gastfreund, der mir in seinem Pferde-bespannten Wagen entgegenkam, stieg mit mir dort ab.

Leb wohl, liebliches Colombo, an dem Meer-umbrausten, Palmen-umlispelten Gestade von Ceylon!

II.

Reise von Ceylon nach Madras.



Von Colombo nach Palamkottah.

Tuticorin, den 12. April 1851.

Dank und Preis sei dem Herrn über Wind und Woge, der uns abermals nach Herzens Wunsch zu Land gebracht hat.

Am 8. April Dienstag gegen Abend verließen wir Colombo in der Rahmani, einem einheimischen Schifflein von nicht ganz funfzig Tonnen. Unser Koch hatte uns die freundliche Cajüte noch netter gemacht; wir fanden bei unsrem Eintritt allerlei duftige Früchte rings umher gelegt: Bananen und Kokos, Orangen und Ananas. Das war aber auch nöthig; denn das Verdeck wimmelte von tamulischen Kuli's, deren Speisen sehr unangenehm zu uns herniederdufteten. Auch die untern Schiffsräume waren mit derselben Art von Passagieren reichlich gefüllt; in romantischer Unordnung lagen sie auf Säcken und Fässern umher.

Da der Wind in diesem Monate sehr unbeständig ist, so brauchten wir statt eines Tages drei Tage, und wir konnten noch froh sein, daß wir nicht gar 12 Tage auf dem Rücken des unwirthlichen Elements umherzureiten hatten, zumal wir nur auf 6 bis 8 Tage nothdürftig mit Lebensmitteln versehen waren. Alle Augenblicke warf sich der Wind herum, oder, was fast noch unangenehmer ist, er pausirte ganz und gar, — das letztere stets von Mitternacht bis zum folgenden Nachmittag gegen drei Uhr, und zwar so vollständig, daß selbst der vom Verdeck hinabgeworfne Unrath das Schiff fortwährend umschwamm. Den Ocean spiegelglatt zu seinen Füßen liegen zu sehen,

ist ein sehr behaglicher Anblick, von dem Verdeck eines Dampfschiffes herab, das des Windes nicht bedarf. Auf einem Segelschiffe dagegen wandelt Einen dabei wol ein leises Grauen an, und die Gedanken verirren sich unwillkührlich zu der Zahl der Brote und Wasserflaschen.

Endlich am Freitag Nachmittag zeigte sich die von Palmyra's eingefaßte Küste des tamulischen Flachlandes unsren sehnsüchtigen Blicken. Ein unerwartet günstiger Wind trieb uns nun mit unglaublicher Schnelle dem Hafen von Tuticorin entgegen.

Als wir gestern Abend mit einbrechender Nacht an's Land stiegen, wurden wir sogleich von zwei hiesigen Europäern freundlich bewillkommnet und zum Bleiben eingeladen. Der Oberrichter von Madura, unser lieber Gastfreund, hatte sie auf unsre Ankunft vorbereitet. So fanden wir denn auch in dem wüsten Küstenstriche von Tinnewelly, wo fast nur die schattenlose Palmyrapalme in dem heißen Sande gedeiht, gleich von vorn herein ein gastliches Obdach. Ostindien ist das Land, wo man die Mahnung des Apostels „Herberget gern!" würdigen lernt, und zum Ruhm muß es den Engländern in Ostindien nachgesagt werden, daß sie in der That diese morgenländische Tugend üben, und zwar nicht blos in ihren Privat-, sondern auch in den öffentlichen Rasthäusern. Der Zuvorangekommene stellt nämlich dem Späterkommenden alles, was er Erfrischendes hat, sogleich zu Gebote und an einer guten Tasse Thee wenigstens fehlt es nimmer. Sie wird auch nicht leicht verschmäht aus der Hand des gelben, braunen oder schwarzen Dieners.

Sie wissen, Tuticorin war früher so gut wie Ceylon holländische Besitzung. In einem der alten holländischen Häuser nun herbergen wir jetzt, und ich sitze, während ich dieses schreibe, in der geräumigen, schön gegitterten Verandah des zweiten Stocks, vor mir die blaue See, deren frischer Hauch die 80 bis 90 Grad Fahrenheit ein wenig erträglicher macht. Eine schöne Allee von mächtigen Bu-Arasu-Bäumen mit

gelben und rothen Tulpen läuft dicht am Meere hin und hüllt die Blöße des sandigen Strandes in gefällige Schatten. Die Häuser rings umher, von halb europäischem Aussehen, aber in sichtlichem Verfall, erinnern an die vergangne Herrlichkeit der Holländer, und das weiße römische Kirchlein mit dem schwarzen Kreuz zu meiner Rechten vollendet das eigenthümliche Bild. Tuticorin selbst zählt, wenn ich nicht irre, sechs bis acht römische Kirchen und Capellen. Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 8000 Seelen; darin theilen sich Heiden und römische Christen ziemlich gleichmäßig. Etwa die Hälfte der Letztern lebt vom Fischfang; die Anderen treiben Schifffahrt und Handel. Gegenwärtig wohnen, außer dem Master Attendant, nur ein paar Europäer hier. Sie sind sämmtlich angestellt bei den großen Schraubenpressen zur Verpackung der Baumwolle.

So eben wurde ich unterbrochen. Ein Mann, ziemlich sauber in Weiß gekleidet, mit blaugeblümtem Turban, auf der nackten Brust ein goldnes Kreuz, holte sich 45 Rupis von mir für die Ueberfahrt von Colombo hierher. Es ist nämlich der Bruder des Schiffsherrn, — wie jener, römisch. Römische Christen wohnen hier allenthalben dem Gestade des Meeres entlang, und zwar in solcher Menge, daß Jemand, der, ohne zu wissen wo er ist, in einem Boote dicht an der Küste hinstreicht, bei dem Anblicke der vielen Kirchen, die besser als die hochstämmigen Palmyrapalmen den Sandgürtel zieren, auf den Gedanken gerathen könnte, das ganze Land sei eines der allerchristlichsten Länder auf Erden. Sie stammen aus der Zeit des eifrigen Heidenbekehrers Franz Xaver. Die Leute, ursprünglich allesammt arme Fischer, sind mit der Zeit zum großen Theil wohlhäbige Schiffer und Handelsleute geworden und eine nicht geringe Anzahl derselben hat sich an der gegenüberliegenden Küste von Ceylon des Handels wegen für immer niedergelassen. Was man auch von der Bekehrungsweise Xavers denken mag und wie wenig auch jetzt noch von christlicher Erkenntniß unter

ihnen zu finden ist, — das freut Einen, so ansehnlichen Hinduchristen aus so niederer Kaste zu begegnen.

Die allerersten Anfänge der römischen Mission unter den Fischerstämmen[6] der Coromandelküste fand Xaver freilich schon vor. Sie machten sich in folgender Weise. Ein gewisser Johann Cruz, einst Gesandter des Zamorin am Hofe von Portugal, später wohlhabender Kaufmann zu Goa, traf einst auf seinen Reisen des Perlhandels wegen mit den dortigen Fischern zusammen, die sich über die muselmännische Bedrückung bitter beklagten. Eben in Tuticorin war der erste Grund zur Feindschaft zwischen den Fischern und den Muslims gelegt worden; ein Muselmann hatte einem Fischer das langgeschlitzte Ohr aufgerissen, und dieß hatte einen allgemeinen Rachekrieg entzündet. Allein die Fischer zogen den Kürzern; denn die Muhamedaner wußten den Arm der Behörden durch Bestechung zu lähmen; sie zahlten für den Kopf eines jeden Fischers fünf Fanam.

Cruz, selbst ein Eingeborner, wies die Bedrängten nach Malabar. Diese sandten, seinem Rathe getreu, im Jahre 1532 mehrere ihrer Aeltesten nach Cotschin. Man taufte dieselben frischweg und sandte ihren Stammgenossen eine Schutzflotte. In wenig Tagen machten ein paar römische Priester in dreißig Dörfern Tausende von Christen, die freilich, als Xaver, etwa zehn Jahre später, von der Westküste zu ihnen kam, von dem Christenthume weiter nichts wußten, als daß sie sich dazu bekannten. Die Perlenfischerei wurde nun den Parava's — so nennen sich jene Fischerstämme der Coromandelküste — ausschließlich übertragen.

Eben war Herr Robertson dabei, die benachbarten Perlbänke zu untersuchen, die sonst die Koffer der Regierung so reichlich füllten, aber seit den Tagen des Sir R. W. Horton so gut wie feierten. Sie schienen wenig zu versprechen. Herr Robertson meinte, die Oeffnung des Pamben-Canals oder vielmehr die dadurch verursachte starke Strömung trage die Schuld davon.

Doch ich muß für heute schließen. Noch geht mir die Bewegung des Schiffes durch alle Glieder und die indische Hitze in dem allerheißesten Landstriche Südindiens, die sich nach dem kühlen Ceylon doppelt fühlbar macht, bringt mir das Blut in solche Wallung, daß es mir fortwährend vor den Ohren braust und im Kopfe schwindelt.

Tuticorin, den 13. April.

Ich fühle mich auch heute noch leider wie gestern. Wir hatten eine glühende Nacht, und ein glühender Morgen reiht sich nun daran. Alles wartet mit Verlangen auf den Seewind, der sich in jetziger Jahreszeit um zehn Uhr des Morgens einstellt. Hier gehört auch der liebe Wind mit in die Bitte um das tägliche Brot. Später tritt an der ganzen Tinnewelly-Küste eine Periode ein, wo einem Europäer das Athmen schwer wird. Dann hält nämlich das Meer seinen Oden an, und ein fast unerträglich heißer Landwind fängt an zu blasen und bringt zuweilen solche Sandwirbel mit, daß Schiffe, die von Ceylon kommen, umkehren müssen, weil sie die Küste vor lauter Sandgewölk nicht sehen können. Ein breiter Sandgürtel läuft ja bekanntlich dicht am Meere hin, und es gibt Stellen, wo hohe Sandwolken weit und breit das Bild eines im Sturm erstarrten Meeres darstellen. Und doch hat auch diese Landschaft ihren großen Segen. Mitten in diesem Sandmeere gedeiht die Palmyra vortrefflich, der allerreichste Baum in dem allerärmsten Boden. Die Schanars, die sich schon in alter Zeit von Ceylon her hier angesiedelt haben, beschäftigen sich mit der Pflege desselben, so weit er überhaupt der Pflege bedarf. Die große Mehrzahl der zum Christenthum bekehrten Hindus in diesem Theile Indiens gehört dieser Kaste an. Es ist im Ganzen genommen eine arme Klasse, und Manche wandern daher in ihr altes Vaterland, Ceylon, hinüber, um dort in den Kaffeepflanzungen Tagelöhnerarbeit zu verrichten und nach Verlauf einer gewissen Zeit mit einem kleinen Ca-

pitale zurückzukehren. Sie verdienen dort, freilich bei harter Arbeit, monatlich an 15 Schilling, während sie hier kaum 5 zu erwerben im Stande sind. Das ist denn natürlich eine starke Versuchung auch für die Christen unter den Schanars, und so sehr man sich freuen muß, wenn Hinduchristen zu arbeiten Lust haben, so kann man sich doch hier einer gerechten Besorgniß nicht erwehren. Die Arbeit in den ceylonesischen Kaffeepflanzungen nämlich richtet Viele nicht blos körperlich, sondern auch geistlich zu Grunde.

Es scheint sich jedoch eine Art Ausweg zu öffnen. Man hat auf den ungeheuren Strecken sandigen Bodens hier an der Tinnewellyküste, wo nicht viel mehr als die genügsame Palmyrapalme gedeiht, den Anbau des amerikanischen Baumwollenstrauches mit Glück versucht.[7] Ganz in der Nähe von Tuticorin hat sich ein gewisser Lee niedergelassen, der den Anbau der amerikanischen Baumwolle seitens der Eingeborenen zu fördern berufen ist, „um so durch Ableitung des Baumwollhandels von den Sclaven haltenden Staaten nach Tinnewelly die Sclaverei zu untergraben und den britischen Markt von den amerikanischen Baumwolllieferanten unabhängig zu machen.“ Ich wage nicht zu entscheiden, ob der zuerst- oder ob der zuzweitgestellte Zweck bei den Auftraggebern des Herrn Lee obenan steht.

Der Baumwollbauer in Amerika freilich erfreut sich eines unbesteuerten Bodens und der ausgedehntesten Fluß-Schifffahrt; dazu greifen ihm Eisenbahnen und Dampfschiffe allenthalben unter die Arme. Erst die Zukunft wird lehren, ob der Baumwollbauer in Ostindien, der allerdings den Vortheil geringerer Arbeitslöhne für sich hat, mit jenem zu wetteifern im Stande ist.

In demjenigen Theile Tinnewelly's, der sich eines schwarzen Bodens erfreut, ist natürlich schon immer Baumwolle gebaut worden, und an 30,000 bis 35,000 Ballen, jeder zu 300 Pfund, gehen alljährlich über Tuticorin nach China u. s. w. Allein der amerikanische

Baumwollenstrauch besitzt die gute Eigenschaft, daß er hier in dem Boden, der zu 90 Procent aus Sand besteht, gerade am besten fortkommt und überdieß für 6 bis 7 aufeinanderfolgende Jahre sein edles Gewächs gibt, während der südindische Baumwollenstrauch in dem schwarzen Boden Tinnewelly's nur für Ein Jahr nutzbar ist. Nun ist aber des so gut wie brach liegenden Sandbodens längs der Küste hin eine große Fülle, und die Regierung kann es nur in ihrem Interesse finden, den Anbau desselben in jeder Weise zu begünstigen. Gelänge es, so wäre dann auch für die armen Christen in Tinnewelly, die sich sonst nicht zu nähren wissen, und doch Lust zu arbeiten haben, eine Aussicht auf Erwerb in dem eignen Vaterlande eröffnet, — freilich auf verhältnißmäßig geringen Erwerb im Vergleich zu Ceylon, wo Ergiebigkeit des Bodens und Genügsamkeit und Trägheit der Bewohner den Arbeitslohn theuer machen. Dafür braucht man dann aber auch nicht in Ceylon blutsauer zu arbeiten und auf den 3000 bis 5000 Fuß hohen Kaffeepflanzungen des Nachts zu frieren. Wie unerträglich den Tamulen namentlich das Letztere ist, haben wir an unsern eignen Leuten in Ceylon gesehen, als wir nach Neura Ellya hinanreisten. Wir fürchteten immer, sie würden uns bei der ersten besten Gelegenheit im Stiche lassen. Und wie oft habe ich die armen Kulis selbst wie Espenlaub zittern sehen. Es früge sich demnach, wie weit die Liebe zur süßen warmen Heimath bei hinlänglichem Erwerb die Lust an dem Mammon bei harter Arbeit in dem ungastlichen Ceylon überwiegen würde.

Es hat sich nun, während ich dieses schreibe, der liebe Seewind eingestellt und mir den schwindelnden Kopf unvermerkt erleichtert. Vorher wankte der Tisch vor meinen Augen und das ganze Haus schien ein Schiff zu sein. Nun ist es wirklich ergötzlich, in der Verandah zu sitzen, oben oder unten. Unten hausen zwei sonderbare Gäste, ein Affe, der keine Minute still sitzen kann, und eine gewaltige Meerschild-

kröte, die so bewegungslos auf dem Rücken liegt, daß man sie von weitem für einen Stein hält.

Alle Europäer in Tinnewelly entfliehen jetzt, wo möglich, an die Küste und auf die Berge. Wir als Reisende mit einem bestimmten Reiseplan haben keine Wahl. Nun denn in Gottes Namen! Seiner Treue befehlen wir uns aufs Neue.

Sawyerpuram, den 15. April.

Wie Sie aus der Ueberschrift sehen, so haben wir bereits die Küste verlassen und sitzen nun mitten in einer ebenen, vollkommen eintönigen Fläche, die in jetziger Zeit fast das Ansehen der Wüste hat. Hier ein versengtes Baumwollenfeld und dort eine Gruppe fast ganz schattenloser Palmyrapalmen und dazwischen ein elendes Dorf mit den allererbärmlichsten Hüttchen: das ist Alles, was über die Wüste hinausgeht.

Gestern Nachmittag gegen Sonnenuntergang verließen wir Tuticorin, langten aber des entsetzlichen Sandes wegen erst gegen 12 Uhr in Sawyerpuram bei Herrn Roß, Missionar der Gospel-Propag.-Society an. Wir waren kaum 30 Schritte weit, so legte sich der eine unserer Ochsen in den Sand. Man brachte ihn wieder in Gang, — allein vergebens. Nach ein paar Schritten streckte er sich immer wieder. So kamen wir bis zur Stadt hinaus und endlich waren wir doch genöthigt, ein paar andere Ochsen vorzuspannen. Glücklicherweise hatte unser Gastfreund, Herr Coque, ein paar ziemlich starke Thiere.

Es läßt sich kaum beschreiben, was uns die Thiere seit Ramnad für Noth gemacht, besonders aber auf Ceylon. Bald war kein Stroh zu haben, bald kein Kollu (eine Art Linsen), bald kein ordentliches Wasser; bald war der Huf, bald der Nacken beschädigt u. s. w. Das allerschlimmste Uebel aber war der Knecht, der nichts vom Fahren verstand und sich doch der Weiseste zu sein dünkte, der namentlich in

Ceylon, wo so Vieles anders, als in Indien ist, sich auch in gar nichts zu finden wußte, der den Kollu, statt ihn den Ochsen vorzulegen, zum Theil selbst aß oder verkaufte, bis wir dahinterkamen, der endlich weder Hand noch Fuß regte, wenn es ihm nicht ausdrücklich geheißen wurde. Da war es aber nicht genug, nur so einfach zu sagen: „Jetzt wasche die Ochsen! Jetzt striegle sie! Jetzt gieb ihnen Wasser! u. s. w.: stellte man sich nicht auch dabei hin und sahe zu von Anfang bis zu Ende, so konnte man sicher sein, daß das Befohlne entweder gar nicht, oder doch nicht recht geschah.

Doch genug von diesen mit einer indischen Reise unzertrennlich verbundenen Unannehmlichkeiten, die, wenn sie lange andauern, einen Menschen wol aufzureiben im Stande sind, zumal in diesem tropischen Klima. Ach wie oft reißt da die Geduld aus! Wir sind nun bereits wieder 3½ Monat beständig auf der Reise. Das ist zu lange für ein Land, wie Indien. Wie sehnen wir uns nach einem längern festen Aufenthalte in Madras! Aber bis dahin ist noch mancher saure Schritt und Tritt!

Wir sind jetzt mitten in der lieben Charwoche. Ich bin nur froh, daß wir gegenwärtig gerade auf den Stationen der anglikanischen Kirche und nicht der Dissenter uns aufhalten. Die anglikanische Kirche feiert doch wenigstens ihr Osterfest, den Charfreitag nicht ausgenommen. Die meisten Dissenter betrachten das als römischen Sauerteig. Man hat in Deutschland kaum einen Begriff, wie weit sie es in ihrer Verläugnung alles geschichtlichen Elementes treiben. So gebrauchen sie auch wol keinen Katechismus bei der Unterweisung ihrer Katechumenen. Sie lesen ihnen eben Stücke aus der Schrift vor und katechisiren dann darüber. Dies thun sie eine bestimmte Zeit lang, — und dann sind die Katechumenen reif. Allein die guten Leute merken nicht, daß sie Wasser durch ein Sieb gegossen haben. Ein paar nebelhafte christliche Ideen ohne Zusammenhang, — das ist meist

Alles. Und an der ersten Grundwahrheit fehlt es oft. Einer der Dissenter-Missionare wurde einmal zu einer Frau eingeladen, die auf diese Weise katechisirt worden war und auf die Missionare große Stücke hielt. Im Laufe des Gesprächs ließ der Missionar die Worte fallen: „Weib, du bist eine Sünderin, nicht wahr?“ Die Frau wurde blaß vor Zorn und sagte: „Was? Herr! Ich habe Sie freundlich eingeladen, und Sie äußern sich so über mich?“ — „Nun, nun, ich bin ja auch ein Sünder!“ — erwiderte der Missionar beschwichtigend. Aber die Frau faßte seine Meinung nicht und es fehlte nicht viel, so wäre der Missionar hinausgeworfen worden. Dies heilte ihn in dieser Beziehung, wie denn überhaupt immer mehr Dissenter-Missionare, durch Erfahrung gewitzigt, Katechismen zu gebrauchen angefangen haben.

Sie wissen, daß unsre alten Missionare, Schwarz und Gericke, den ersten Samen gestreut haben zu der Saat, die in Tinnewelly von der anglikanischen Kirche jetzt geerntet wird. Daher auch hier noch das alte lutherische Trankebarer Gesangbuch und der kleine lutherische Katechismus, — der letztere freilich in veränderter Gestalt, — so nebenbei gebraucht werden. Die Knaben hier singen eben nur leidlich; doch ist es mir ein inniges Vergnügen, dann und wann ein lutherisches Lied aus der Schulstube herüberschallen zu hören. In dieser Freude ist freilich auch manch Tröpflein Wermuth. Unsere Kirche fing fein an, — und konnte es dann nicht hinausführen.

Der Missionar zu Sawyerpuram hat leichteres Spiel als anderswo, insofern es hier umher der Brahminendörfer nicht viele, der Zemindare aber, wenigstens in dem eigentlichen Missionsbezirke von Sawyerpuram, gar keine giebt. Herr Roß hatte auch einen Katecheten aus den Pallern.[8] Diese sollen hier eine höhere Stellung als in Tanjore einnehmen. Sie zerfallen in sehr viele Unterabtheilungen, die wohl zusammen essen, aber keine Zwischenheirath eingehen. Es sind

auch Weber unter ihnen. Den Schanars [9], die in Sawyerpuram den Hauptstock der Christen bilden, fehlt es, nach Miss. Roß, sehr an Einbildungskraft, nicht aber an Gedächtniß. Sie fassen Mathematik zwar nicht schnell, aber gut.

Der Vorgänger des Herrn Roß eiferte ein wenig „mit Unverstand.“ Er legte die eigne Hand an ein heidnisches Heiligthum, ohne vorher das Heidenthum selbst aus den Herzen des Volkes gerissen zu haben. Der darüber entstandene Aufruhr wäre ihm fast übel bekommen. Wenn ich nicht irre, so geschah das in Suppiramanyapuram, ganz in der Nähe von hier, wo nun ein nettes Kirchlein den alten Teufelstempel verdrängt hat. In Ideyenkadu, 20 bis 30 Minuten von Sawyerpuram, zeugt, im Verein mit zwei ziemlich verfallenen Teufelstempeln in der Nachbarschaft, ein andres christliches Heiligthum von den Fortschritten des Christenthums unter den Teufelsanbetern.

Nazareth, den 20. April.

Seitdem ich Ihnen das letzte Mal schrieb, ist mancher heiße Tag durch das Land gegangen, und ich habe den Tinnewellysand auf mehr als einem Ausfluge gemessen. Die Hitze steigt von Tage zu Tage; schon reicht sie bis an 94° hinan. Da wird es Einem schwer, die Gedanken festzuhalten und sie auf das Papier zu bringen; sie verrinnen eben so schnell, als die Tinte in der eben eingetauchten Feder trocknet. Dennoch will ich versuchen, Ihnen wieder ein paar Worte zu schreiben.

Wir verließen Sawyerpuram mit seinen großartigen Missionsgebäuden, die sich fast wie ein englisches College ausnehmen, und mit seinem prächtigen Garten, einer wahren Oase in der Wüste, am 16. April gegen Abend, um uns nach dem 13 englische Meilen entfernten Nazareth zu begeben. Da unsre eignen Ochsen noch an den Nachwehen der Schifffahrt litten, so hatten wir ein fremdes Paar aufgetrieben, die aber so armselig waren, daß wir über den 13 Meilen sie-

den Stunden zubrachten, trotz dem daß ich aus Erbarmen meist nebenher ging, und den Wagen zum Theil durch den tiefen Sand schieben half.

Die Landschaft, durch die wir kamen, war sehr eigenthümlich. Neben der grauen Palmyra erhebt sich dort die saftige Tamarinde. Allerliebste Schaafheerden beleben den sandigen Boden, der kaum etwas für die Weide [10] zu bieten scheint.

Eine gute Stunde von Sawyerpuram sahen wir rechts die Missionsstation Paneivilei („Palmyrapreis") mit Kirche und Wohngebäuden. Da Miss. Tucker abwesend war, so reisten wir eben vorüber. Dicht bei Paneivilei liegt ein Brahminendorf mit einer Pagode, Perunkulam („Groß-Teich"). Dort in der Nähe des Palamkottah-Flusses, dessen ungemein breites, aber jetzt ziemlich wasserleeres Bett unsren Ochsen viel zu schaffen machte, zeigten sich wieder Gruppen von Kokospalmen und Reisfelder. Von nun an wurde der Weg, eine Abwechselung von Sandhügeln und Sandgründen, über alle Maaßen beschwerlich. Wir passirten, anderthalb Stündchen von Nazareth, noch einmal ein Brahminendorf mit Pagode, und langten erst um Mitternacht an dem Orte unsrer nächsten Bestimmung an. Sehr freuten wir uns, in dem dortigen Missionar einen Sohn des verstorbenen Missionars Kämmerer in Trankebar zu begrüßen.

Nazareth ist ein durch und durch christliches Dorf von etwa 800 Seelen. Die Kirche des Dorfes erhebt sich ganz stattlich auf einem schönen offnen Raume, und ihr weißes Thürmlein scheint weit hinaus in die grau-grüne Palmyralandschaft. Ihr gegenüber steht das nette Missionsgebäude, darin wir zur Zeit herbergen. Leider haben die umgebenden Gartenanlagen sehr gelitten, da seit zwei Jahren kein rechter Regen gefallen ist. Es ist aber ein wohlthuendes Gefühl, mitten in diesem heidnischen Lande ein Dörflein zu finden, das von lauter Christen bewohnt wird. Da gewinnt auch die Sandlandschaft eigenthümliche Reize.

Welch ein Gegensatz zwischen Tinnewelly und der gegenüberliegenden Küste von Ceylon! Dort die üppigste Natur, die man sich nur zu erdenken vermag und eine der allerkümmerlichsten Missionen; hier der armseligste Boden und eine der ergiebigsten Missionen in ganz Indien. Sie wissen, in Ceylon hat es die Mission mit Buddhisten zu thun, denen das Nichts Anfang und Ende ist. Gegen eine solche Religion ist der dichteste Aberglaube golden! Besser eine Lache mit trübem Wasser, als das reizendste Wüstenbild, das dem durstigen Wandrer Wasser vorspiegelt und — zuletzt Sand bietet.

Doch ich verirre mich von Tinnewelly nach Ceylon hinüber, dem ich trotz seines kühlen Klimas und seiner überreichen Natur so gern den Rücken gekehrt habe. Zurück also nach dem indischen Nazareth, wo kein dichter Kokoshain der tropischen Mittagssonne Trotz bietet, und wo der Djangel, der vermöge seiner Fülle und Majestät eine der Hauptnaturschönheiten Ceylons bildet, zu fast schattenlosem Dorngebüsch herabsinkt.

Ich begleitete Herrn Kämmerer am folgenden Tage, also grade am Charfreitage, nach einem etwa ein halbes Stündchen von hier entfernten Dörfchen, wo er Gottesdienst zu halten hatte. Die eben so nette, als geräumige und luftige Kirche zeigt sich schon von fern her unter den Palmyrapalmen, die über ganz Tinnewelly hin verstreut stehen. Zur Rechten schweift der Blick über ein sogenanntes Teri, d. i. eine vom Wind angehäufte Fläche ziegelrothen Sandes, die aus der Ferne gesehen sich fast wie ein abendröthlicher Streifen am Horizonte ausnimmt. Unser Teri hier streckt sich ein paar Stunden in die Breite, und wen immer sein Weg darüber hinführt, der kann sich nicht anders zurechtfinden, als indem er das Auge auf ein leitendes Gestirn richtet. Es ist eben eine kleine Sandsee, — ein wahres rothes Meer.

Da es so ziemlich um Mittag herum war, so hatten wir in der

Nähe dieses Teri nicht wenig von der Hitze zu leiden, zumal alle Gärten hier mit der sogenannten Milchpflanze eingefriedigt sind, deren röhrenartiges Zweiggeflecht die Sonnenhitze, statt zu mildern, erhöht. Nicht weit von der Kirche erheben sich drei bis vier breitästige Banianenbäume und werfen einen wohlthätigen Schatten über den dürren Sand. Hier stand das frühere Dorfheiligthum, — ein elender Teufelstempel. Jetzt ruft ein helles Glöcklein die Bewohner des Dorfes allsonntäglich zur benachbarten Kirche, wenigstens den christlichen Theil derselben. Es war mir lieb, daß ich meine Charfreitagsandacht in einer so freundlichen Kirche halten durfte, und wenn auch manche der lieben Christengesichter um mich her ziemlich wüst aussahen, es war doch eben eine Christengemeinde, und zwar eine zahlreiche.

Schon ist die kurze Rast in dem stillen Nazareth bald wieder zu Ende. Doch hoffe ich noch einmal vorher zu schreiben.

Nazareth, den 21. April.

Vorigen Sonnabend, als am 19. April, ritt ich in aller Frühe nach Mutelur, („Erstes Dorf") einer andern Missionsstation, etwa 10 Meilen im Süden von Nazareth. Der Mond beleuchtete mir den einsamen und eintönigen Weg auf das allerfreundlichste, und kaum erhob sich die gefürchtete Sonne, um der Morgenkühle ein schnelles Ende zu machen, so saß ich schon in der luftigen Verandah des Missionshauses zu Mutelur, mitten in der von unsern ehrwürdigen Vätern gesammelten Gemeinde und unterhielt mich mit dem Missionar, einem in unsern alten Theologen zu meinem Erstaunen wohlbewanderten Ostindier, der seine theologische Bildung in dem Bishop's-College zu Calcutta empfangen hatte. Nachdem ich ein wenig ausgeruht, begleitete ich den Missionar in die benachbarte Kirche zur Morgenandacht. Die Versammlung war verhältnißmäßig gering, da jetzt grade die Palmyraernte stattfindet. Da klettert denn Alles, was

klettern kann, des Morgens an der astlosen Palmyrapalme hinauf, um die am Abend vorher in der Krone aufgehängten Gefäße mit dem köstlichen Saft herunterzunehmen und denselben, ehe er verdirbt, zu Zucker einzukochen.

Nachmittags stattete mir der Häuptling des Dorfes, begleitet von einer Anzahl Gemeindeglieder, einen Besuch ab. Sie legten der Landessitte gemäß ihre Geschenke zu meinen Füßen, und ich hielt eine kurze Anrede an sie. Sie ließen sich gern an Deutschland, als an das Vaterland Luthers, des großen Reformators, und des südindischen Heidenapostels, Vater Schwarz, erinnern.

Bald nachher ritt ich nach Kadatschapuram, einer benachbarten Missionsstation, um den dortigen eingebornen Landprediger John Devasachayam zu begrüßen. Der Mann war in doppelter Beziehung für mich merkwürdig, einmal als ein Schüler des Missionars John zu Trankebar, und dann als derjenige, auf dessen Mitveranlassung Herr Stokes in Guntur unsrer Gesellschaft die Missions-Baulichkeiten und -Grundstücke in Mayaveram zuwandte. Kadatschapuram heißt zu Deutsch „Huld-Blick-Dorf". Als ich eintrat, warf grade die Sonne ihre letzten Strahlen darüber, und die netten Häuser der durch und durch christlichen Bevölkerung nahmen sich unter dem Grün der sorgfältig gepflegten Bäume so lieblich aus, daß ich unwillkürlich an den Namen des Dorfes erinnert wurde. Der alte Patriarch, der in der That seinem Amte Ehre macht, empfing mich mit freudestrahlendem Gesichte und führte mich unter die nach einheimischer Sitte ziemlich geschloßne Verandah seines ächt landpfarrlichen Hauses. Europäisches und Indisches mischte sich hier gar seltsam, ächt indische Kleidung und europäische Meubles, und dazu die im Munde eines tamulischen Landpfarrers ganz eigenthümlich klingende Frage: „Wünschen Sie ein Glas Porter oder ein Glas Claret?" Noch eigenthümlicher wurde die Scene, als die Frau Pastor bei dem Theetisch den Vorsitz

übernahm. Bei dem Allen aber war es Einem recht wohl und heimisch zu Muthe. Meine Gedanken eilten in die Zukunft hinein und malten mir in der Mitte jeder hinduchristlichen Gemeinde ein solches Pfarrhäuschen und eine solche tamulische Landpfarrerfamilie hin. Aber ach, wann wird die Zeit kommen, wo solche Bilder zur Wirklichkeit werden?

Der alte Herr, ein hoher Sechsziger, war eifrig bemüht, mir alle seine Schätze zu zeigen. Seine Schulkinder zogen vor mir auf und ließen ihre Kunst im Singen sehen. Alle sechs Schulen wurden examinirt, und ich mußte Alles, was sie wußten, anhören. Auch an der öffentlichen Abendandacht in der kleinen, aber niedlichen Kirche nahm ich Theil, und es war in der That eine Freude zuzusehen und zuzuhören, wie patriarchalisch der freundliche Greis mit Alt und Jung umzugehen wußte. Die kurze Predigt, die er hielt, war in der That die beste, die ich je aus dem Munde eines Tamulen vernommen.

Da mir das Reiten beschwerlich war, so bot mir der gute Alte für diesen Abend sowol als für den nächsten Tag seinen Karren an, sehr ähnlich unsern Planenwagen, nur daß die Decke aus Palmenflechtwerk bestand, desgleichen der Boden. Eine über den geflochtenen Boden gebreitete Matratze und ein Kopfkissen machten übrigens den zweirädrigen Ochsenkarren zu einem der angenehmsten Fuhrwerke.

Ich kam spät nach Mutelur zurück und unterhielt mich noch ein Stündchen mit dem Missionar, den ich auch in andern wissenschaftlichen Werken Deutschlands wohl bewandert fand. Am andern Morgen, als am Ostermorgen, setzte ich mich in meinen Karren und fuhr nach dem mehrere Meilen entfernten Dharmanagaram, wohin mich der Missionar von Sattankulam zum Gottesdienst eingeladen hatte. Ich fand denselben mit einem jungen tamulischen Diakonus vor der Kirchthür sitzen. Da dieser kein Englisch verstand, so führten wir unsre Unterhaltung Tamulisch. Das lockte einen nach dem andern herbei und Alles richtete seine verwunderten Blicke auf den

neuen Padre. Leider konnte ich von der nachfolgenden tamulischen Predigt des Miss. Hobbs nur wenig vernehmen, da er außerordentlich leise sprach und die Hitze sammt der Aufregung der Reise mich fast taub gemacht hatte.

Gegen Abend brachen wir, der Missionar und ich, nach einem andern Dorfe auf, das von da ein paar Meilen auf dem Wege nach Sattankulam liegt. Eine prächtige Kirche ist dort im Bau begriffen; da sie aber noch nicht gebraucht werden konnte, so fand der Abendgottesdienst in einem engen dunstigen Schulhause statt, und ich lebte erst wieder auf, als ich in die freie Luft hinaustrat. Am andern Morgen, sobald der Mond hinlänglich den Weg beleuchtete, fuhr ich in meinem Karren nach der eigentlichen Missionsstation Sattankulam voraus, wo ich mit Anbruch des Tages anlangte. (7 Meilen.) Herr Hobbs kam zu Pferde nach.

Sattankulam ist, so zu sagen, das Hauptquartier der Schanars oder Palmbauer, und hier erhebt sich die schönste Kirche, die ich in Tinnewelly gesehen. Es ist Grundsatz der Tinnewellymissionare, die Kirchen so solid und anständig als möglich zu bauen, der umwohnenden Heiden wegen. Selbst das Schulhaus zu Sattankulam könnte allenfalls eine Kirche vorstellen. Das Missionsgehöft ist ganz prächtig.

Sobald die Sonne ihre Macht verloren hatte, setzte ich mich zu Pferde, um nach Nazareth zurückzukehren, das von hier aus etwa 10 Meilen entfernt ist. Eine eigenthümliche Landschaft! Abwechselnd von der Sonne verdorrte Weideplätze, die sich aber in der Regenzeit mit dem schönsten Grün bekleiden, und Palmyrapflanzungen. Die Palmyrabäume bilden nie eigentliche Haine, wie die Kokospalmen; sie stehen weit von einander; aber aus der Ferne angesehen gruppiren sie sich so dicht, daß man stets ein Wäldchen vor sich zu haben glaubt, welches man aber nie erreicht, indem die Bäume in demselben Maße, als man sich nähert, auseinander treten. Weit

und breit nichts Lebendiges, als hier und da ein Rudel Rehe und ein an einem Palmyrabaum hinankletternder Schanar, der, wenn er noch zeitig genug wieder herunterkommt, einen ehrerbietigen Salam macht, — oder ein einsamer Wandrer, der schon aus weiter Ferne grüßt, sich halb zur Erde neigend, oder zur Seite stehen bleibt und, wenn er Sandalen trägt, dieselben schnell herunterzieht.

Ich erreichte mit einbrechender Nacht Nazareth, das wir heute Abend zu verlassen gedenken, um nach Palamkottah zu reisen. Palamkottah ist 25 englische Meilen von hier entfernt. Unsre eignen Ochsen sind schon gestern bis auf 8 Meilen Weite von Palamkottah vorausmarschirt; ein Paar Miethochsen erwarten uns auf 16 Meilen Entfernung von Palamkottah, und mit einem andern Paar Miethochsen gedenken wir die ersten neun Meilen zu machen. Das ist indische Postgelegenheit. Auf diese Weise werden wir, will's Gott, morgen früh in Palamkottah anlangen, noch ehe die liebe Sonne zur unerträglichen Qual wird. Unterwegs thut sich nirgends eine Herberge für uns auf, in der wir während der heißen Zeit des Tages rasten könnten.

Palamkottah, den 27. April.

Wir ruhen nun schon wieder seit 3 bis 4 Tagen in dem grünen, aber glühenden Palamkottah, und zwar in dem Hause des Provinzialrichters, Herrn Frere. Hier lebte Rhenius, nachdem er von der kirchlichen Missionsgesellschaft entlassen worden. Seitdem ist aber das Haus zu einem wahren Pallaste erweitert worden, und der grüne Park, darin es begraben liegt, läßt uns ganz vergessen, daß wir in dem sand- und steinreichen Tinnewelly sind und zwar während der allerheißesten Jahreszeit. Ja die schönen süßsaftigen Weintrauben, die wir täglich daraus bekommen, versetzen uns gar in unser liebes deutsches Vaterland.

Am 21. April mit Sonnenuntergang verließen wir das freundliche

Nazareth. Nach anderthalb Stunde etwa passirten wir das auch von Maravern[11] bewohnte Alvar Tinnewelly oder vielmehr Alvar Tiru Nachari[12] dicht am Ufer des Palamkottah-Flusses, der auch hier wieder grüne Fruchthaine und Reisfelder hervorzaubert, mit einer langgestreckten Straße. Die Verandahs der meist zweistöckigen Häuser zeigten oft in der That zierliche Säulen, und das schöne Mandapam ließ nicht verkennen, daß Alvar Tiru Nachari als heilige Stadt von einer gewissen Bedeutung gilt. Von da an wurde die zum Theil mit Bäumen besetzte Straße ganz leidlich, — und zuletzt ganz vortrefflich. Dennoch erreichten wir erst am andern Morgen um 4 Uhr unsre jetzige Herberge, so ziemlich mittewegs zwischen dem Fort Palamkottah und Tinnewelly.

Der bedeutendste der anglikanischen Missionare zu Palamkottah war damals offenbar Herr Sargent, der mit Miss. Pettit hieher kam, nachdem Rhenius mit der anglikanischen Gesellschaft zerfallen war. Ich hörte ihn mit ziemlich geläufiger Zunge und mit gutem Accente tamulisch predigen. Rhenius, in dessen Hause nun Herr Sargent wohnt, soll die Landessprache zwar sehr fließend, aber dabei süddeutsch rauh gesprochen haben.

Auch in dem hiesigen Seminare, dessen Hauptziel die Ausbildung von Lehrern ist, wird aller Unterricht durch das Englische vermittelt. Die Schüler desselben sind meist Schanars, theilweise jedoch auch Velaler.[13] Tamulische Grammatik wird zwar gelehrt, aber nicht einmal der Kural gelesen. Sonderbar, daß man die mathematischen Wissenschaften betont.

In der englischen Schule für Heiden-Jünglinge fand ich nur ein paar Brahminen unter den Zöglingen, die übrigens alle den höhern Kasten entstammten. Sie lernten auch die „Beweise für das Christenthum!" Ein blinder Ostindier forderte sie auf mir darzuthun, daß nur Ein Gott in allen Welten verehrt werde, — wollte sagen — „existire."

Die Anstalt zur Heranbildung eingeborner Prediger, aus der eben sechs bis sieben ordinirte Eingeborne hervorgegangen, war noch nicht wieder im Gang. Man dachte daran, fähige Jünglinge aus der Gemeinde eben nur ein wenig zuzurichten, da gerade damals das Seminar brauchbare Zöglinge für die theologische Anstalt nicht bieten konnte.

Die Missionsgebäude zu Palamkottah liegen außerhalb des Forts, das nur wenig ansehnliche Häuser hat, auf der Straße nach Tinnewelly, die hier ziemlich schattig ist. Zu beiden Seiten Reisfelder. Frei schweift der Blick auf die Ghats hinüber. Kaum hat man die schöne Brücke betreten, die Palamkottah und Tinnewelly verbindet, so zeigt sich links der kegelgestaltete Agastja-Malei.[14] — Die Brücke wurde von einem sehr reichen eingebornen Beamten gebaut, der dem Christenthume sehr nahe stand. Diesem hielt der Radjatani, eine heidnische Zeitschrift zu Madras, die seitdem längst untergegangen, zu seiner Zeit eine gewaltige Strafrede. Hier die Quintessenz derselben:

„Wer oft in öffentlichen Blättern geschmähet wird, kann nicht gedeihen. Es wäre des Mannes Pflicht gewesen, bei der Verheirathung seiner Tochter den Priestern, Pilgern, Vinaspielern, Tanzmädchen — und Gelehrten die üblichen Geschenke zu verehren; dafür hat er, o Wunder aller Wunder! den Missionaren die Hand gefüllt, Leuten, denen nicht einmal der Tschandala nahen sollte. Der Herr Vater war ja ein so ausgezeichneter Mann, von wackrer Familie, ein strenger Saiva, ein Großvedantist. Wie ist nun der Sohn so gar übel gerathen! Der macht die Leute mit Gewalt zu Christen; selbst die Polizei verdirbt er. So hat's noch kein Beamter getrieben. Die englische Regierung begünstigt solche Bestrebungen ganz und gar nicht; das mag sich der Herr wohl merken. Tritt keine Besserung ein, so spannen wir alle Segel, bis man ihn aus dem Amte jagt."

Die schöne Allee von Palamkottah setzt sich auch jenseit der Brücke fort bis Tinnewelly, das etwa 1½ englische Meile von unsrer Her-

berge entfernt ist. Tinnewelly hat eine keine geringe Ausdehnung, die dortige Pagode aber macht einen ziemlich unbedeutenden Eindruck. In den dunkeln, schmutzigen und dabei von Fledermäusen sehr übel duftenden Räumen derselben hielt ich mich nicht lange auf.

Morgen gedenken wir nun, unser Angesicht dem Norden zuwendend, nach Madras aufzubrechen. Ein Weg von 400 englischen Meilen liegt vor uns, und zwar ein sonniger, aber keineswegs wonniger. Selbst wenn wir unterwegs nur so lange rasten wollten, als es der Ochsen wegen unumgänglich nothwendig ist, so würden wir doch etwa einen Monat Zeit dazu brauchen. Wir selbst aber könnten das ja natürlich nicht aushalten; wir müssen hie und da eine längere Rast halten. Unser nächster Rastort wird Madura sein, das wir in 6 Tagen zu erreichen hoffen. Ich habe, wie Sie sehen, meine Reise nach Travancore und Cochin für jetzt ganz aufgegeben. Es hat mir großen Kampf gekostet. Die westlichen Ghats sind hier so nahe, daß wir täglich Donner, Wind und auch ein paar Tropfen Regen von daher empfangen, und die Felsennase, darin sie enden, und die schon seit undenklicher Zeit den Schiffern aller Nationen als Landmarke gedient hat, zeigt mir täglich den Weg zur westlichen Küste. Es ist aber in Folge der mannichfachen Strapazen und der jetzt herrschenden Gluthitze eine solche Ebbe in meinen Kräften eingetreten, daß ich Gott zu versuchen fürchten müßte, wenn ich zu den 400 Meilen noch ein paar hundert fügen wollte.

Mein Besuch auf den Tinnewellystationen ist hiermit geschlossen. Die Art des Missionswerkes ist auf allen ungefähr dieselbe. Die Mission hat es überall fast ausschließlich mit Schanars, d. i. Palmbauern zu thun, und da schon eine beträchtliche Anzahl derselben Christen geworden sind, so dürfte der Uebertritt zum Christenthume bald in gewisser Weise zur Kastensache werden.

Die Urtheile über die Tinnewellymission sind sehr verschieden.

Wer mit dem Gedanken hieher kommt, als seien die „apostolischen Zeiten“ in Tinnewelly wiedergekehrt — und die apostolischen Zeiten selbst in einem falschen Glanze sieht, der wird kopfschüttelnd hinweggehn. Es ist eben wie in allen Christengemeinden, namentlich jungen, Elend an allen Ecken und Enden, aber doch christliches Elend. Einer der Missionare selbst äußerte gegen mich, daß, wenn er sich nur auf ein paar Wochen von seiner Station entferne, so gerathe alles in die größte Unordnung. Das aber muß doch auch den nüchternsten Christen freuen, daß sich in Tinnewelly zahlreiche und engverbundne Gemeinden um das Wort schaaren und ihre Werthschätzung desselben durch Beiträge für kirchliche Zwecke bethätigen, daß ferner Anfänge zur Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes vorliegen, und daß endlich mehr oder minder ansehnliche christliche Kirchen (etwa 30), allenthalben über das Land verstreut, den umwohnenden Heiden auch ohne Wort predigen. Es ist in der That wohlthuend, wenn man so durch das Land hinreist und hie und da ein weißes Kirchlein aus den dunklen Palmyrapalmen hervorblicken sieht. So viel für dießmal.

Das Reisen selbst ist hier eine Arbeit, neben der sich etwas Andres nicht leicht treiben läßt, — in dieser Jahreszeit wenigstens. Selbst die Rastzeit bietet wenig Muße für etwas Andres, als Sammeln neuer Kräfte. Wenn man es durch wiederholtes Baden, Umkleiden und andre Künste dahin bringt, die Maschine des Lebens in leidlichem Gang zu halten, so hat man eigentlich genug gearbeitet. Wie freue ich mich dießmal auf die Regenzeit, vor der mir voriges Jahr so bange war. Bis dahin sind aber noch 6 Monate.

Und nun befehle ich Sie alle in die treue Hut unsers treuen Bundesgottes.

Nach Madura.

Tirumangalam, den 3. Mai 1851.

Als ich Ihnen das letzte Mal schrieb, saßen wir eben wieder reisefertig in dem glühenden Palamkottah. Seitdem sind sechs Tage verstrichen, und schon halten wir unsre letzte Rast vor dem nächsten Ruhepunkte Madura in dem öffentlichen Ruhehause zu Tirumangalam. Auf der ganzen sechstägigen Reise haben wir kein europäisches Gesicht gesehen. Daß wir aber nun der europäischen Gesellschaft wieder nahe gekommen, bezeugt die luxuriöse Ausstattung des Gebäudes, in welchem wir eben unsre Sonntagsruhe halten. Der steinerne Fußboden ist mit geflochtnen Matten belegt, ein einfacher, aber bequemer Lehnstuhl prangt inmitten des Hauptzimmers, ja selbst ein kleiner Spiegel hat sich im Badestübchen entdecken lassen.

Unsere Reise war diesmal im Ganzen genommen mit viel weniger Verdruß verbunden als sonst. Wir hatten unsre alten Ochsen, die sehr gern fressen, aber nicht ziehen mochten, in Palamkottah um einen Spottpreis verkauft, nachdem wir unsern ersten Fuhrmann, dessen übermäßige Seelenruhe und unbeschreibliches Ungeschick uns das Reisen stets vergällt hatte, schon in Sawyerpuram hinweggeschickt. Wir reisen nun eben mit Miethochsen und befinden uns dabei zehnmal wohler, zumal ich, der ich nun nicht länger selbst den Fuhrmann zu machen habe, wozu mir, viermonatlicher Erfahrung zu Folge, Neigung, Wissenschaft und Geschick gänzlich abgeht.

Was uns aber die Reise ganz besonders erleichterte, war der bedeckte Himmel, auf den wir in jetziger Jahreszeit gar nicht gerechnet hatten, der aber in diesem Theile Indiens den sonst so heißen Monat

Mai stets zu kühlen pflegt. Es hängt dies offenbar mit dem Süd-west-Monsum zusammen, der um diese Zeit auf der benachbarten Westküste seine Wolkenheere zu rüsten anfängt. Denn obschon nur ein paar schwerzugängliche Pfade von hier über die Felsenbarriere der Ghatgebirge zur nahen Westküste führen, so finden doch die leicht-füßigen Wolken als Streifzügler des Südwest-Monsum ihren Weg hieher. Leider war auch hier die Rose nicht ohne Dornen, die schat-tende Wolke nicht ohne straßenverderbenden Regen. Da der schwarze Baumwollenboden dieser Gegend den rothen für Kollu und andre trockne Körner bei weitem überwiegt, so war es in Folge der anhal-tenden Nässe oft kaum zum Fortkommen. Zuweilen mußten wir uns mit beiden Händen festklammern, um nicht gegen eine der vier Wände unsres engen, auf zwei Räder gestellten Reisehauses allzu unsanft geworfen zu werden. Dazu gesellten sich weggespülte Stege, ausge-waschne Einsenkungen und brückenlose Flüsse, was alles bei dunkler mondscheinloser Nacht nicht gar angenehm ist. Doch durch das Alles hat uns der barmherzige Gott treulich hindurchgeholfen, und wir sitzen nun hier, wenn auch sehr erschöpft, doch wohlbehalten in dem freundlichen Ruhehause zu Tirumangalam und freuen uns des lieben Sonntags, dessen erquickliche Stille wenigstens uns auch hier nicht versagt ist. Zwar fällt unser Blick, sobald wir zur Thür hinaustre-ten, unmittelbar auf ein Götzentempelchen mitten in dem Gehöfte des Bungalow; aber das Gehöft des Bungalow selbst liegt weit genug abseits vom Dorfe, um jedes Heidengetümmel von unsern Ohren fern zu halten. Auch dünkt uns dieses Plätzchen im Vergleich zu der hinter uns liegenden Strecke, die in jetziger Zeit fast nur von der kniehohen, schmächtigen Baumwollenpflanze mit zartem Blätterwerk und rothen und gelben Blumen hie und da spärlich übergrünt ist, fast eine Oase in der Wüste. Auf dem umgebenden Rasen, den freilich die Sonne ziemlich grau gesengt hat, weiden unsre beiden Ochsen

friedlich umher, und über die grüne, von schmucken Bäumen durchsetzte Hecke blinken die blauen Berge, von leichtem Gewölk halb verschleiert, herein.

Unsre erste Tour von Palamkottah, das wir am 28. April zwischen zehn und elf Uhr des Abends verließen, führte uns, an der Pagode von Tinnewelly vorbei, bis nach dem Bungalow bei Kyataur,[15] (19—20 englische Meilen), in dessen Nähe eine große Pagode ihr Haupt erhebt. Früh angekommen, machten wir uns erst gegen Mitternacht wieder auf und kamen, über Vellitscheri und Yaireshewul, am nächsten Morgen nach Kovilpetty (17—18 englische Meilen). Hier trafen wir den Collector Bird aus Palamkottah, der sein Zelt dicht neben dem Bungalow aufgeschlagen hatte. Er zog eben umher, um die Felder zu tariren.

In Kovilpetty rasteten wir bis zwei Uhr am andern Morgen. Dießmal war der Weg über alle Beschreibung morastig. Nachdem wir auch noch das breite, aber jetzt fast wasserleere Sandbett des Satur-Flusses durchmessen hatten, erreichten wir, erst gegen acht Uhr des Morgens, den Bungalow von Satur (etwa 13 englische Meilen.)

Wir fühlten uns sehr angegriffen, vielleicht auch mit in Folge des Südwestwindes, der jetzt mit Sonnenuntergang regelmäßig einsetzt und, über erhitztes Land und ausgetrocknete Teiche und Lachen fahrend, viel Krankheitsstoff, besonders rheumatischen, mit sich führt. Wir blieben daher bis gegen Mittag des folgenden Tages in Satur. Unser Koch kaufte ein Schaf für zehn gute Groschen und bereitete uns Allen einen Festtag.

Virdooputty,[16] — wenn ich nicht irre das erste Schanardorf von Madura her — (etwa 17 englische Meilen) erreichten wir auf noch schlimmeren Wegen in der Dämmerung. Zwei europäische Gräber in dem Gehöfte des dortigen Bungalows mahnten uns an die Hinfälligkeit unsres Geschlechtes in diesem verzehrenden Klima und gaben dem

stillen Ruhehause ein eigenthümlich heimisches Gepräge. Das eine gehörte einem Officiere, der, wahrscheinlich schon krank, in dem kühlen Cortalam Linderung suchen wollte.

Ein englischer Colonel hatte kurz nachher in diesem Bungalow einen sonderbaren Schlafgenossen, in der Gestalt einer anderthalbelligen Kobra-Capella. Die Schlange lag, nur durch ein Polster von ihm getrennt, lange ganz ruhig neben ihm. Plötzlich erwachend berührte er sie zufällig mit seinem Finger. Er rief um Hülfe, und bald lag der gefährliche Nachbar todt zu den Füßen seiner Diener. Einige seiner eingebornen Soldaten prophezeiten ihm sogleich, daß seine baldige Beförderung zum General nicht fehlen könnte, sintemalen ihr Gott, und noch dazu ungeladen, — das Lager ihres Colonels mit seiner Gegenwart beehrt habe. Diese Weissagung schien in der That fast zutreffen zu wollen; dem Colonel wurde bald nachher das zeitweilige Commando der „südlichen Abtheilung" übertragen.

Ob nun Virdooputty „Altort" heißt oder nicht, — recht „altväterlich" wenigstens scheint es dort noch herzugehen. Die vielen Tempelchen, Sattiram's und Teiche geben diesem Orte den Charakter einer rechten Götzenstadt.

Bald nach Mittag verließen wir den Bungalow daselbst mit seinen heimischen Gräbern und erreichten auf fast gefährlichen Wegen den hiesigen Bungalow [17] mit seinen heimischen Comforts, gestern Abend erst gegen acht Uhr.

Wir befinden uns hier auf einer Missionsstation der Amerikaner. Diese haben zwar ein paar Missionshäuser, Schule und Kirche in Tirumangalam errichtet, allein der Missionsfrüchte sind sehr wenige. Ich war heute früh im tamulischen Gottesdienst, die ganze Versammlung aber, die Missionsfamilie und Missionsbedienten abgerechnet, bestand aus Kindern, die von heidnischen Aeltern zur Schule geschickt werden. Da schlich denn der Gesang der, ohnehin meist sehr lahmen

und matten Kirchenlieder der amerikanischen Mission im Tamulenlande gar am Boden hin. Welch ein Gegensatz zwischen der amerikanischen Mission in der Provinz Madura und der anglikanischen in der Provinz Tinnewelly. Es kommt mir nicht bei, die verhältnißmäßige Erfolglosigkeit der amerikanischen Mission allhier sammt und sonders den Missionaren selbst zur Last zu legen; allein das läßt sich wol kaum in Abrede stellen, daß die Art ihrer Missionspraxis einen Theil der Schuld trägt. Auch scheint es, daß sie selbst bereits theilweise einzulenken angefangen haben.

Die ersten amerikanischen Missionare in der Provinz Madura begingen überdies gleich von vorn herein einen eigenthümlichen Fehler. Sie errichteten in einem gewissen Umkreis von der Hauptstation zu Madura hie und da Missionsgebäude, noch ehe sie den Boden hinlänglich geprüft hatten. Sie wählten dazu in der Regel große, starkbevölkerte Orte, in der Hoffnung, dort ein recht volles Missionsnetz ziehen zu dürfen. Allein es kam ganz anders als sie gedacht. Die größern Orte sind meist von ansehnlichern Hindukasten bewohnt, und auf diese konnten die amerikanischen Missionare hierselbst um so weniger Einfluß gewinnen, als sich ihre Missionspraxis in einer falschen Stellung zur Kaste selbst befindet. Ihr gesammter Einfluß wendete sich daher fast ausschließlich den Pariah's zu, die in kleinern Dörfern im Lande umher wohnen, und so sind nun die vorweg an falschen Plätzen errichteten Missionsgebäude zum Theil ein Hinderniß geworden, den gewonnenen Einfluß zu vertiefen und zu erweitern.

Der eigentliche Missionar von Tirumangalam, Herr Little, war gerade abwesend. Herr Ford vertrat ihn. Dessen Station ist eigentlich Periakulam; er kann aber dort der ungesunden Lage wegen nicht bleibend wohnen. Ich sah auch Missionar Chandler von Sivaganga, der mit seiner Frau nach den Palney-Bergen durchreiste.

Doch ich muß nun schließen, denn obschon ich noch weiter zu schrei-

ben Muße und Neigung habe, so will doch die arme Kraft, die auch dazu gehört, nicht länger gleichen Schritt halten.

Madura, den 5. Mai 1851.

Gestern Nachmittag gegen zwei Uhr verließen wir den Bungalow zu Tirumangalam, nachdem wir mit den dortigen amerikanischen Missionaren zu Mittag gegessen. Unsre Ochsen hatten sich auf dem sonneversengten Rasenplatze rings um den Bungalow her für länger als 24 Stunden gütlich gethan und eilten denn nun auf Flügeln der Dankbarkeit mit uns davon. Auch unser Fuhrmann war in bester Laune; er plauderte mit einem nebenherlaufenden Burschen, der das Sivazeichen in grellsten Farben an der Stirn trug und in seiner Weise sehr heilig aussah, so ausgelassen, daß uns die Ohren gellten. Wir schickten daher den Burschen hinweg. Er aber sprang auf einen Wink unsers Fuhrmanns nur eben ein wenig seitwärts, faßte ein ziemlich junges Schaf, das sich von einer benachbarten Heerde an die Straße her verirrt hatte und steckte es unserm Fuhrmann zu. Dieser setzte es zu sich auf den Bock und wickelte es in die Wagendecke, alles so ganz frei und ungezwungen vor unsern Augen, als ob derlei Dinge durchaus in Ordnung wären. Darauf lief der Bursche voran, wahrscheinlich um unsern Diener, der voraus gegangen war, von dem gemachten guten Fang zu unterrichten. Als ich nun den Fuhrmann zur Rede setzte: Ei, ei, du hast ja ein Schaf gestohlen! so antwortete er: „O nein, Herr, es ist ja ein Lamm!“ — Nun gut, so hast du ein Lamm gestohlen; den Augenblick laß es laufen! — „Herr, Herr, ich habe es nicht gestohlen; der Bursche hat es mir gebracht.“ In dieser ausweichenden Weise, die den Hindus so eigenthümlich ist und die Einem die Uebung der Geduld blutsauer macht, ging es noch lange fort. Ja endlich sprang er gar vom Bocke herab und zeigte mir mit wehmüthiger Geberde das niedliche Thierchen, gleich als hoffte er

mich dadurch für seine Sache zu gewinnen. Nur die ernsthaftesten Drohungen vermochten ihn endlich, die Beute fahren zu lassen.

Wie gesagt, unsre Ochsen eilten mit uns der alten Königsstadt Madura so lustig entgegen, daß wir, ehe wir es uns versahen, um den sogenannten Alexander-Berg,[18] einen vereinsamten Hügel, bis wohin der Sage zufolge Alexander der Große gekommen sein soll, weit herumbogen. Dies war der erste Vorbote des benachbarten Madura, dessen Fort von da nur noch vier englische Meilen entfernt ist. Bald stellten sich noch andre Vorboten ein: schöne, dunkelgrüne Reisfelder, die auf die Nähe des Madura-Flusses deuteten, feiste Brahminen, wie sie nur eine Götzenstadt gleich Madura zu nähren vermag, eine Fülle buntangestrichner Sattirams oder Ruhehäuser für wandernde Eingeborne, mit Saffran überreichlich geschminkte Städterinnen, und vorher schon eine hoch und weit hin ragende Pagodengruppe. Zur Linken sahen wir Pasumalei. Dort haben die Amerikaner eine Art Seminar, das ich schon bei meinem ersten Aufenthalte in Madura besuchte. Weithin scheint das Kirchlein am Fuße der kahlen Hügel.

Noch vor Sonnenuntergang erreichten wir das Fort. Da sich aber die Stadt selbst mehrere Meilen weit hinstreckt und unser lieber Gastfreund Herr Baynes gerade am entgegengesetzten Ende derselben wohnt, so langten wir erst mit Einbruch der Nacht daselbst an. Ein herzlicher Händedruck sagte uns, daß wir bei alten Freunden einkehrten und machte uns die an und für sich köstliche Herberge gleich von vorn herein doppelt kostbar.

Es liegt so eben der allerneueste Bericht der amerikanischen Mission zu Madura und Dindigul vor mir. Diesem ist ein kurzer Ueberblick über die Geschichte derselben beigegeben. Ich gebe ihn hier in noch kürzerer Form wieder. Er ist auch insofern interessant, als er einen treuen Abdruck des amerikanischen Geistes, der auch das Gei-

stigste in Zahlen zu verkörpern liebt und strebt, vor Augen stellt. Es heißt dort:

„Es ist nun 17½ Jahr her, seit die Pioniere der Mission ihre Arbeit in Madura begonnen. Während dieser Zeit sind 23 Missionare und Missionsgehilfen mit der Mission verbunden gewesen."

„Ein Missionar, ein Arzt und sieben Missionsgehilfinnen sind auf dem Felde gestorben. Ein Missionar, der die Mission in guter Gesundheit verließ, starb auf dem Wege nach Madras, wo er sich nach Amerika einschiffen wollte. Von den gestorbenen Missionsgehilfinnen überlebten zwei ihre Ankunft in diesem Lande nur ein paar Wochen; zwei raffte die Cholera hinweg."

„Die Gesammtzahl der von Missionaren auf diesem Arbeitsfelde zugebrachten Jahre ist 126. Ein wenig mehr als 5 Jahre ist die durchschnittliche Arbeitszeit des Einzelnen."

„Um aber den Betrag wirklicher Missionsarbeit während einer Reihe von Jahren möglichst richtig herauszubringen, muß man von vornherein ein gut Theil Zeit auf Rechnung des Sprachstudiums, weltlicher Beschäftigung und Unterbrechung durch Krankheit abziehen. Man glaubt, daß in gewöhnlichen Fällen der Abzug von 3 Jahren in einem Zeitraum von 16 Jahren für jeden Missionar eher zu gering, als zu hoch sei. Danach ist der Betrag wirklicher Missionsarbeit allhier etwa gleich der Arbeit eines einzigen Missionars für 74 Jahre."

„Daraus geht unter anderm hervor, daß die bisherige Missionsarbeit in keinem Verhältniß zu dem Umfang des Missionsfeldes steht. Weniger als 5 Missionare durchschnittlich sind unter mehr als Einer, noch dazu über sieben bis achttausend englische Quadratmeilen verstreuten, Million von Hindus seither beschäftigt gewesen."

„Daraus geht ferner hervor, daß das Ergebniß, verglichen mit dem Betrag der Arbeit von der Art ist, daß es uns nicht blos ermuthigen kann, sondern daß es uns auch zu aufrichtigem Danke auffor-

dert. Seit dem Anfange der Mission sind 320 Personen auf Bekenntniß ihres Glaubens an Christum in die Kirche aufgenommen worden. Das gibt die Durchschnittssumme von mehr als 4 „hoffnungsvollen" Bekehrungen für die jährliche Arbeit Eines Missionars. Aber diese Rechnung zeigt blos den Betrag der eingesammelten Frucht und nimmt ganz und gar keine Rücksicht, weder auf den ausgestreuten Saamen, der noch aufschießen kann, noch auf die heranwachsenden Pflanzen oder gar schon reifenden Saaten. Es lernen ja Tausende von Kindern das Wort Gottes in unsern Schulen lesen und 690 Familien (2471 Seelen) haben ihre frühere Religion verlassen und werden nun in der Wahrheit des Evangeliums unterrichtet."

So weit der Anhang zum Bericht. Es folgen darauf statistische Tabellen, die so genau sind, daß sie sogar die Zahl der Meilen, die von den sämmtlichen Missionaren in dem letzten Jahre auf ihren Reisen zurückgelegt worden, angeben. Sie werden mir eine Uebersetzung derselben gern erlassen. Erlauben Sie mir nur Folgendes noch zu bemerken:

Es ist außerordentlich schwer, sich in den kirchlichen Ausdrücken der amerikanischen Missionare zurechtzufinden.

So heißt es in dem vorliegenden Berichte S. 5: „Alle Lehrer in den Dorfgemeinden sind dem Namen nach Christen und Einige von ihnen sind Glieder der Kirche."

Ich bin gewiß, daß Sie und alle deutschen Leser sammt und sonders diesen Satz zwiefach mißverstehen. Wenn da von „Dorfgemeinden" (village congregations) die Rede ist, so sind eben nur Katechumenen gemeint, und die „Christen dem Namen nach" (Christians nominally) sind ebenfalls Katechumenen. In dem von mir oben mitgetheilten Stücke des Berichts wird von „hoffnungsvollen Bekehrungen" geredet. Das ist in unsrer Redeweise wesentlich nichts anders als „Taufen" — auf die Hoffnung hin, daß der Täufling in

aufrichtiger Bußfertigkeit die h. Taufe empfangen habe. Es wird aber ein nüchterner Missionar, und wenn er in Bezug auf Ertheilung der Taufe auch noch so vorsichtig zu Werke geht, bei einer Anzahl von drei bis vierhundert Getauften, namentlich aus den allerniedrigsten Volksklassen, nur auf Wenige, sehr Wenige rechnen, die nicht doch aus fremdartigen Rücksichten die h. Taufe begehrt und empfangen haben. Die Hoffnung der indischen und vielleicht aller Missionen ruht wesentlich auf dem künftigen Geschlechte, oder wol gar auf den künftigen Geschlechtern. Das darf der Missionar weder sich selbst, noch Andern verhehlen. Wehe der Mission, die in Verkennung dieser tageshellen Wahrheit das heranwachsende Geschlecht, ich meine die Kinder der Christen, vernachlässigt in dem einseitigen Streben, die Zahl der Gemeinde aus den Heiden zu vermehren. Diejenigen der heimathlichen Missionsfreunde, die, in falscher Richtung befangen, alljährlich nur immer von so und so viel neuen Taufen hören möchten, mögen wohl bedenken, daß sie damit den Missionar selbst gar leicht in eine falsche Richtung hineintreiben. Ich wiederhole es noch einmal: wenn einer Mission, so zu sagen, das Dach nicht endlich über den Kopf zusammenfallen soll, so muß ein tüchtiger Grund in den Gemeindeschulen gelegt werden.

Doch für jetzt genug darüber. Ich habe so eben ein Schreiben von dem Miss. Herrn Lechler in Salem erhalten, in welchem er uns auf meine Anfrage, ob ich ihn im Monat Mai zu Hause anzutreffen hoffen dürfe, freundlich zu sich lädt. Der hiesige Arzt freilich räth uns auf das Entschiedenste ab, in jetziger Jahreszeit den Weg über Salem zu nehmen, da sehr viele Europäer auf der Durchreise durch jene Gebiete der Cholera fortwährend zum Opfer fallen, — und zwar in ein paar Stunden zum Opfer fallen. — Gott selbst wolle uns in unsrer Entschließung leiten nach seinem Wohlgefallen. Er kann uns bewahren, auch wenn Tausende zu unsrer Rechten fallen und zehntausend zu unsrer Linken.

Madura, den 15. Mai 1851.

Ich will nur gleich die süße Morgenkühle benutzen, um wieder ein paar Zeilen an Sie zu schreiben. Sie in Ihrem gemäßigten Klima können sich kaum vorstellen, was ein Morgen wie der heutige, wo man hastig nach dem wollenen Rocke greift, in einem Lande wie Indien werth ist. Da mischt sich in die Morgen-Preisgefühle auch ein Dank für die liebe Morgenkühle gegen den Geber aller guten Gabe, und man kann lange vor lauter Wonne an dem sinne- und herzerfrischenden Luftbade nicht recht zur Arbeit kommen. Ich habe, während ich dieses schreibe, die Fenster zu beiden Seiten offen. Links fällt mein Blick auf einen Garten voll stattlicher Bäume und blühenden Gesträuchs, das nur hie und da eine Aussicht auf die benachbarten Gebirge zuläßt, rechts auf einen schön ummauerten und eben so schön umschatteten Kunstsee, in dessen Mitte auf kleiner grüner Insel das pagodenartige Mausoleum eines der alten Madurakönige im vollen Glanz der Morgensonne prangt. O wann wird doch die Sonne der Gerechtigkeit über dir aufgehen, du alte Götzenburg Madura, und die liebe Morgensonne statt deiner finstern, schwerfälligen Pagoden eben so viele freundliche Kirchen des wahren Gottes ringsumher vergolden!

Sie werden sich wundern, daß wir noch immer in Madura sind, und daraus schließen, daß es uns in der alten Königsstadt sehr wohl gefallen müsse. Nun in der That, unser lieber Gastfreund, der Provinzialrichter Herr Baynes, dem nicht blos sehr Vieles zu Gebote steht, Einem den Aufenthalt in Madura angenehm zu machen, sondern der auch Alles bereitwilligst zu Gebote stellt, scheint es allerdings fast darauf anzulegen uns so lange als möglich festzuhalten. Der wahre Grund aber, weshalb ich mich zu einer so langen Rast entschlossen habe, ist die Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand. Mein ganzes System war, als ich hier ankam, sehr herunter, und

in Folge der allgemeinen Erschlaffung hatte sich eine solche Schwerhörigkeit eingestellt, daß ich an einer Unterhaltung fast gar nicht Theil zu nehmen im Stande war; es brauste wie ein ferner Ocean vor meinen Ohren. Dieselbe Rücksicht hielt mich auch ab, einen Ausflug von hier nach Dindigul zu machen, wo die Amerikaner gleichfalls eine Mission haben. Ich hatte schon ein paar Ochsen auf dem Wege dahin aufgestellt, ließ sie aber nach einem genauern „Ueberschlag der Kosten", ich meine, meiner Kräfte, wieder hereinholen. Seitdem nun hat sich in Folge der Ruhe und guten Pflege das Uebel, Gott Lob! um Vieles gebessert, d. h. ich fühle mich im allgemeinen wieder stärker und das Brausen vor den Ohren ist schwächer.

Während meines Aufenthaltes hierselbst habe ich auch einen der amerikanischen Missionare aus Jaffna kennen lernen. Zweimal wurde ich an der Ausführung meines Planes, nach Jaffna hinüberzusegeln, vom Wind gehindert, einmal in Point Calimere, und einmal in Pamben. Ich freute mich daher um so mehr, daß ein günstigerer Wind einen der dortigen Missionare mir gerade hierher nach Madura gebracht hatte. So hatte ich Gelegenheit, mir über alle dunklen Punkte in der dortigen Mission Licht zu verschaffen, und diese Gelegenheit habe ich denn auch treulich benutzt. Für jetzt nur so viel, daß die amerikanische Mission in Jaffna, die nicht blos in der Heimath, sondern auch hier in Indien selbst ein bedeutendes Ansehen genießt, nach genauerer Erkundigung von ihrem Glanze bei mir etwas verloren hat. Sie hat während ihres mehr als dreißigjährigen Bestehens nur etwa 400 Glieder (die Proselyten aus der römischen Kirche mitgerechnet) gesammelt, und davon sind mindestens drei Viertel im Dienste der Mission angestellt. Sonst aber hat sie im Vergleich zu andern indischen Missionen den bedeutendsten Einfluß auf die höhern Kasten, die Brahminen ausgenommen, geübt und zwar auf dem Wege der Schule, weniger durch öffentliche Predigt.

Gestern hatte ich einen interessanten Besuch. Der Verwalter der hiesigen Tempelgüter, ein Brahmine aus dem Norden, machte in Folge einer Einladung des Herrn Baynes, der mir eine gute Gelegenheit verschaffen wollte, mich nach den Verhältnissen der hiesigen Hinduwelt zu erkundigen, seine Aufwartung. Bei solchen Gelegenheiten geht es, der Sitte des Morgenlandes gemäß, nie ohne Geschenke ab, und wenn es auch nur ein paar Citronen sind. Diese hat man mit der rechten Hand zu empfangen und dieselbe sodann zum Zeichen des Dankes gegen die Stirn zu führen. — Ich bin überzeugt, der stolze Brahmine, dessen Stellung obenein fast eine fürstliche ist, würde mich kaum eines Wortes gewürdigt haben, wenn ich nicht in dem Hause des Provinzialrichters herbergte. So aber mußte er wol gute Miene zum bösen Spiele machen und mir auf meine vielen Fragen Bescheid geben. Leider wußte er über Alles, was über seinen eignen engen Kreis hinausging, blutwenig zu sagen. Er selbst gehört derjenigen Abtheilung der Brahminen an, die, weder dem Siva noch dem Vischnu ausschließlich zugethan, vielmehr das allerhöchste Brahma verehren. Er verglich im Laufe des Gespräches Siva und Vischnu dem Provinzialcollector und dem Provinzialrichter und das obere Brahma dem über beiden stehenden Gouverneur. So legen sich diese philosophischen Herren die Sache zurecht.

Von ihm erfuhr ich, daß die Brahminen an den Vischnutempeln zu Madura und auf Alagar-Malei[19] sogenannte Sri Vaischnavas sind, sich aber nicht, wie die zu Conjeveram, mit den Siva-Brahminen zanken — und raufen. Nach ihm werden in dem hiesigen Sankaratscharya-Kloster besonders solche Bücher gelesen, die von der Liebe zu Siva handeln. Auch die Vaischnavas besitzen ein kleines Kloster in Madura.

Als ich nichts mehr zu fragen hatte, entfernte sich mein Berichterstatter unter vielen Verbeugungen mit halbgeschloßnen Augen, sich fort und fort die Spitzen der Finger küssend.

Mittlerweile hat sich die Sonne zur Hälfte der Mittagshöhe emporgeschwungen; bald werden die Luftwellen, die heute früh Stirn und Schläfe so wohlthuend umspielten, zu einem heißen Bade werden.

Heute Abend brechen wir, will's Gott, nach Tritschinopoli auf. Darum für diesmal Lebewohl!

Nach Salem.

Salem, den 24. Mai 1851.

Mehrmals habe ich seit meinem letzten Schreiben aus Madura die Feder angesetzt, um Ihnen wieder ein paar Worte zu sagen. So oft ein leidlich kühler Morgen die Last und Hitze des letztvergangnen Tages und der eben verfloßnen Nacht ein wenig vergessen machte, legte ich mir Papier, Tinte und Feder zurecht; allein die Lust an der seltnen Labe, der erfrischenden Morgenluft, fesselte mich stets sogleich wieder in ihre unwiderstehlichen Bande, und ehe ich mich's versah, goß die Sonne ihre Feuerwürze in meinen gewiß unschuldigen Labebecher und lähmte mir alle Sinne und Gedanken. Da gab es denn nichts Eiligers zu thun, als Tinte, Feder und Papier wegzupacken, alle Thüren und Fenster lichtdicht zu schließen und im dunklen Raume möglichst bewegungslos, ja möglichst gedankenlos auf die Stunde zu harren, wo die vollglühende Sonne einem halbglühenden Abendhauche weichen würde.

Sie erinnern sich aus meinem letzten Briefe, daß wir am 15. Mai das liebe, gastfreundliche Haus zu Madura verließen, und eben an diesem Morgen erreichten wir das der Cholera wegen so sehr gefürch-

tete Salem.[20] Ich gestehe gern, daß ich vor dieser Reise die Macht der indischen Sonne nur in sehr geringem Grade kannte. Wir hatten zwar schon im vorigen Jahre, als wir von den Blauen Bergen herab nach Trankebar wanderten, eine Probe davon gehabt; es war ja ebenfalls im Mai, dem unerträglichsten Monat in diesen Landen. Allein damals stand uns noch ein ziemlicher Fond europäischer Kraft zu Gebote, und wir hatten die kühle Alpenregion der Blauen Berge nur eben erst seit ein paar Stunden verlassen, als wir in der heißen Tiefebne von Coimbatore anlangten. Dazu reiseten wir damals in dem bequemen, luftigen Mandjil, und die ganze Tour dauerte nur wenige Tage.

Die Hitze in Indien ist am Ende wol zu ertragen, selbst in diesen allerheißesten Monaten, wenn man nur wenigstens nicht grade weit umherzureisen hat; die europäischen Häuser in Indien, ich meine die Privathäuser, nicht die öffentlichen Rasthäuser, sind ganz mit Rücksicht darauf angelegt. Da sind wohl eingerichtete Badegemächer; da ist die Panka, eine einfache Vorrichtung, die die Stelle des Fächers im Großen vertritt; da sind Matten aus wohlriechendem Wurzelwerk die in den Thüröffnungen aufgehängt und von Zeit zu Zeit mit Wasser begossen werden, um die einströmende Luft zu kühlen u. s. w. Von dem Allen hat das öffentliche Rasthaus nur das Badestübchen.

Nun genug von dem Elend des indischen Wanderlebens in dieser Jahreszeit und unter diesen Verhältnissen. Ich schildere es nicht, um zu klagen, sondern nur um Sie mit den hiesigen Verhältnissen recht genau bekannt zu machen. Bei dem Allen hat uns der treue Gott väterlich geführt, und während ich es gestern kaum noch ertragen zu können meinte, befinde ich mich heute wieder ganz leidlich wohl in dem gemüthlichen Missionshause zu Salem, und meine Seele ist voll Dankes gegen Den, der auch in der Wüste einen Tisch bereiten kann. Hier ist überdem nichts weniger als eine Wüste, vielmehr eine wahre Oase. Alles steht trotz der heißen Jahreszeit im üppigsten

Grün, und das Missionshaus selbst liegt in einem gewaltigen Gehöfte voll schmucker Bäume und schöner Matten. Rings umher aber erheben Berge ihre luftigen Häupter, und dort hinauf gedenken wir noch heute Abend zu ziehen, um den Herrn Miss. Lechler, der sich dort oben während der heißen Jahreszeit aufhält, zu besuchen. Sie können sich denken, wie sehr ich mich nebenbei auf die Kühle freue, die uns da droben erwartet, freilich nicht ohne einige Besorgniß vor dem jähen Wechsel, zumal wir fast alle unsre wärmern Kleider von Tuticorin aus nach Madras geschickt haben.

Nun Einiges von unsrer Reise hieher.

Jenseit des Veichei-Flusses, den wir jetzt zum Theil begrast fanden, kamen wir bald zu dem ehemaligen Jagdhause des Trimala Naiken, dessen Mausoleum während unsres Aufenthaltes in Madura wir stets vor Augen hatten. Ein wunderliches, aber in der That malerisches Gebäude mit seinen Ecken, Bogen und Erkern; ein wahres architectonisches Chaos; auch nicht ein einziges grades Fenster! Der Aneimalei („Elephantenberg"), dem wir entgegenfuhren, erinnerte uns durch seine Gestalt unwillkürlich an seinen Namen. Allenthalben brennende Feuer und lagernde Gruppen! Bald streute der Vollmond seinen Zauber über Alles.

Obgleich wir in Sittampatty sowohl als in Melur frische Ochsen postirt hatten, so erreichten wir Kottamputty[21] (etwa 30 engl. Meil.) doch erst mit Sonnenaufgang (16. Mai). In dem öffentlichen Ruhehause daselbst besuchte mich ein eingeborner Katechet, der im Dienste der amerikanischen Mission in der dortigen Gegend arbeitet. In dem benachbarten Ganapati sind viele Römische, und unter diesen etwa 20 Häusler, die sich der Gemeinschaft der Amerikaner angeschlossen. Nach den Aeußerungen des Katecheten zu urtheilen, befolgen die amerikanischen Missionare, theilweise wenigstens, noch stets die von Rhenius beliebte, mehr als wunderliche Methode, nach welcher diejenigen, die

in ein näheres Verhältniß zu der Mission zu treten wünschen, vor allen Dingen sich durch Namensunterschrift verpflichten müssen, dem Götzendienst zu entsagen, zur Kirche zu kommen und ihre Kinder zur Schule zu schicken. Die Paller, setzte er hinzu, hören ganz gern der evangelischen Predigt zu, aber sie mögen sich gar nicht gern in diese Ordnung fügen.

Wir brachen noch vor Sonnenuntergang wieder auf. Durch ein ziemlich geschloßnes und daher heißes Thal gelangten wir gegen neun Uhr nach dem nächsten Ruhehause zu Tovarakurtschi, wo wir Herrn Hudson, Unterrichter von Madura, vorfanden. Wir tranken in der monderleuchteten Verandah Kaffee; Herr Hudson aber vermehrte unsre Reisevorräthe mit einigen Flaschen englischen Biers. Mit der Morgendämmerung kamen wir nach Kovilputty[22] (12 englische Meilen), wo wir in dem schönen Rasthause über Tag ruhten. Die nächste Nacht brachte uns — wenn man schlaferfüllten Augen trauen darf, durch eine zum Theil öde Gegend — nach Virallymalei (8 engl. Meil.). Auf einem einzeln stehenden Felsen daselbst thront, malerisch genug, ein Suppiramanja-Tempel. Eben umzog man, als wir um Mitternacht einrückten, den heiligen Berg mit lärmenden Trommeln und piepigen Blasinstrumenten.

Der folgende Tag brachte uns eine fast unerträgliche Hitze. Wir schlossen jede Ritze, und doch faßte sich alles Geräth in dem nachtdunkeln Zimmer nicht anders an, als ob es dicht an einem heißen Ofen gestanden hätte. Die größte Plage aber war das Trinkwasser, welches wir hier so grün fanden, daß wir uns durchaus nicht überwinden konnten, darin auch nur zu baden. Für die Küche dagegen mußten wir es schon annehmen, wenn wir überhaupt etwas Anderes, als trocknes Brot genießen wollten. Die öffentlichen Kunstteiche nämlich sind um jetzige Jahreszeit aus Mangel an Regen ganz eingemodert; Brunnen aber giebt es nicht überall. Möglich freilich, daß man uns in Virallymalei aus purer Bequemlichkeit so abspeiste. Am fol-

genden Abend ersetzte uns, bis der Mond kam, unaufhörliches Wetterleuchten die Laterne. Morgens in aller Frühe kamen wir wohlbehalten nach Tritschinopoli, das wir als einen alten Bekannten begrüßten. Wir mußten die Stadt, die sich sehr weit hin erstreckt, ein paar englische Meilen weit durchziehen. In diesem Theile sahen wir zuerst fast nichts als einzeln stehende Gehöfte von Europäern, nachher jedoch auch dichter aneinander gerückte Häuser der Eingebornen.

Hier, grade auf der Hälfte zwischen Madura und Salem, hoffte ich unsern Nallatambi zu sehen, der, wie ich höre, neulich sein Candidatenexamen zur Zufriedenheit unsrer Missionare bestanden hat. Er ließ sich nicht sehen, und ich wußte ihn nicht zu finden. Vielleicht war er grade abwesend. Ich kann sagen, ich hatte mich sehr auf ihn gefreut. Er ist einer der wenigen tamulischen Missionsgehilfen, zu denen ich so recht Vertrauen fassen kann. Die Meisten machen gleich von vornherein den Eindruck von Miethlingen, die nur durch den Gehalt, den sie aus der Missionskasse empfangen, bei der Missionsarbeit erhalten werden. Möge der Herr selbst diesen Erstling eines eingebornen Lehrstandes in unsrer tamulischen Mission rüsten und vollbereiten, und ihn vor allen Dingen in der Demuth erhalten!

In Tritschinopoli stieß der Polizeisoldat zu uns, den uns unser lieber Gastfreund in Madura bis Salem zur Verfügung gestellt hatte. Erst um Mitternacht setzten wir unsre Reise fort!

Nachdem wir das Fort, das ziemlich weit vom öffentlichen Rasthause entfernt ist, im Rücken hatten, überschritten wir die prachtvolle Brücke über den Cavery, der noch ziemliche Wasservorräthe hatte. Damit betraten wir die von Cavery und Colerun gebildete Insel. Es dauerte nicht lange, so bogen wir, bei dem berühmten Tempel von Tiruvaneikka,[23] von dem schönen Baumgange ab, der gerade aus nach Combaconum führt. Wir kamen nun an den Heiligthümern von Sriranga vorüber, und passirten später den Colerun, jetzt eine un-

geheure Sandbreite mit einigen Streiflein Wassers. An dem jenseitigen Ufer stießen wir auf feiernde Haufen, Männer und Weiber; mit gewaltigen Töpfen auf den Häuptern, zogen sie nach Sriranga — voran eine große Menge von Ochsenwagen, deren einer mit Trommelschlägern beladen war. Mit dem Morgen erreichten wir das Rasthaus zu Sergambur (15 englische Meilen).[24]

Hier war es so kühl, daß wir bis gegen 10 Uhr vor der Thür im Schatten zu sitzen vermochten; desto schwüler wurde der Abend. Die nächste Nacht brachte uns auf sehr bösen Wegen noch Tottenum.[25] Unser Polizeisoldat, ein schöngestalteter Telugu, hatte das etwas erhöhete, und von lieblichen Bäumen umringte Rasthaus bereits geöffnet. Nach Westen hin war eine ziemlich freie Fläche; dort hatte es geregnet; und von dorther brachte uns der Luftzug ein Labsal, das uns noch viel besser mundete als die schönen Enteneier, von denen hier das Stück keinen ganzen Pfennig kostete, sammt den nicht übeln Mango's, deren fünf wir für zwei Pfennige kauften. Wir genossen hier wieder die Segnungen des Cavery: grüne Felder und Gärten, fette Milch und fettes Huhn. Auch unsre Oechslein pflegten sich weidlich auf dem schönen Rasen unter den schattigen Bäumen. Bis tief in den Nachmittag hinein dauerte die Kühle fort: ein in der That merkwürdiges Ereigniß auf einer Maireise in diesen Gegenden.

In der nächsten Nacht reisten wir nach Namcul Hill Fort.[26] (20 bis 21 englische Meilen.) Der Regen hatte Steine und gewaltige Wurzeln bloß gewaschen; es war kaum zum Fortkommen.

Auf einem grauen nackten Felsen, auf dem ich nur einen einzigen grünen Baum entdeckte, liegt, dicht beim Rasthause, das Fort von Namcul. Daß hier viele Muselmänner wohnen, kam unsrer Küche bestens zu statten; wir durften nun einmal das immerwährende Huhn aussetzen und dafür einen Kalbskopf verzehren: auch ein wichtiges Ereigniß auf einer indischen Reise.

Noch eine nächtliche Tour, auf besserer Straße, und wir rasteten in dem netten Bungalow zu Moonoo choudy[27] (113 engl. Meilen). Schon auf der vorigen Tour hatten sich Berge eingestellt; auf dieser begleiteten sie uns stets zur Rechten. Sie verließen uns nicht wieder bis Salem, dessen Nähe uns eine Menge von Frachtwagen bereits bezeugt hatte.

Der Tag in Namcul war der heißeste, den wir je erlebt. Mir war's, als ob mich die Hitze jeden Augenblick tödten oder wahnsinnig machen müßte. Erst gegen Abend kühlte ein furchtbarer Sturm die Atmosphäre. Von dort also kamen wir in der letzten Nacht hieher nach Salem.[28] Leider trafen wir Herrn Lechler nicht zu Hause; ein deutscher Handwerker aber, der die mit der hiesigen Mission verbundene Gewerbsschule leitet, kam uns freundlichst entgegen. Wir wollen schon heute Abend dem Miss. Lechler auf den benachbarten Bergen nacheilen.

Ich sehe, der Himmel hat sich umwölkt und die strenge Herrschaft der Sonne gemildert. Das ist gut für unsre kleine Reise nach den Bergen, den Schervaroy's. Wir haben zwei Stündchen bis zum Fuße derselben im Ochsenwagen zu machen und müssen daher schon gegen 5 Uhr fort, da wir dann noch zwei Stündchen bis zum Gipfel haben. Ich höre, ein Pferd steht für mich bereit am Fuße des Gebirges zum Hinaufreiten, und für meine liebe Frau ein Tragsessel. Von dort oben, will's Gott, das nächste Mal mehr.

Schervaroy-Berge, den 26. Mai.

Wie hat sich die Scene so plötzlich verändert! Ich sitze hier in Wolle gekleidet von Kopf bis zu Fuß; neben mir knistert ein helles Kaminfeuer, und draußen nebelt's und regnet's so trübfreundlich, als es sich das nordische Herz nur wünschen kann. Selbst das Frösteln, das Einen von Zeit zu Zeit durchrieselt, ist Wonne, und so groß ist der Gegensatz zwischen dem Oben und Unten, daß Einem die kurz

vorher noch ausgestandne Glutofenhitze fast wie eine Fabel vorkommt. Das Einzige, was mich in meiner Behaglichkeit stört, ist der Anblick meiner armen Frau, die seit unsrer Ankunft auf diesen nordischen Höhen, vier bis fünf tausend Fuß über dem Meeresspiegel, fast ununterbrochen an dem heftigsten Zahnweh leidet und in wollenen Decken wie begraben liegt.

Unsre Bergfahrt vorgestern Abend ging nicht ohne bedeutende Unannehmlichkeiten ab. Wir hatten bedeckten Himmel jenen ganzen Nachmittag, und so angenehm das war, so brachte es doch unsren Reiseplan in Unordnung. Sobald die Sonne am Himmel nicht zu sehen ist, fehlt dem Hindu die Uhr, und Alles geht aus dem Gleise. Dann weiß ja der Schläfer nicht, wann es Zeit zum Aufstehen, der Schulmeister nicht, wann es Zeit zum Anfangen, der Koch nicht, wann es Zeit zum Anrichten ist. So erhielten wir denn auch an jenem Tage das Mittagessen zu spät, und als uns die fetten aber trägen Ochsen des Herrn Lechler an den Fuß des Gebirges brachten, begann es schon allgemach zu dämmern. Der Weg, der von unten hinaufführt, ist schmal, steil, steinicht und windet sich in Schlangenlinien hin und her. Es war daher kein kleiner Schrecken für uns, als plötzlich die Nacht ihren Schleier über Berg und Thal fallen ließ und Pfad und Abgrund in so rabenschwarze Finsterniß hüllte, daß die Träger langsam wie die Schnecken sich vorwärts bewegten, und das Pferd mit bis zur Erde gesenktem Haupt den Weg suchend ängstlich nachfolgte. Einer mußte voranschreitend stets sondiren. Noch hatten wir mehr als eine Stunde Weges vor uns und zwar so steiler Art, daß selbst der ledige Fußgänger stets auf seiner Hut sein mußte, um nicht rückwärts hinzugleiten. Ich sprang daher, sobald sich eine Gelegenheit dazu bot, vom Pferde und keuchte lieber zu Fuß hinan, zuerst hinter dem Tragsessel meiner Frau her, zuletzt voraus, um den Trägern Muth zu machen. Denn obschon dies arme Geschlecht gar wenig Ehr-

gefühl besitzt, das Beispiel eines europäischen Turey (Herr) in dem Geschäfte, das sie als das ihrige ansehen, verfehlt nicht leicht seine Wirkung. Ich hatte mich kaum an die Spitze begeben, so ließ der Führer des Zuges ein fortwährendes „Sikkram! Sikkram!“ (d. i. schnell!) erschallen, und nicht umsonst: der eintönige Gesang, womit sie sich selbst im Takt zu halten pflegen, wurde auf der Stelle belebter. Es gibt nichts Einfacheres, als einen solchen Gesang der indischen Sessel-, Mandjil-, und Palankinträger im Allgemeinen. Der Gesang unsrer Leute aber an jenem Abende insbesondere war ein Muster von Einfachheit; nichts als: Häken, Päken! Häken, Päken! und dann vielleicht einmal zur Abwechslung: Hoken, Poken! Hoken, Poken! u. s. f. Einer aber derselben schien in seiner Art ein strengreligiöser Hindu zu sein. Er unterbrach das eintönige „Häken, Päken“ und „Hoken, Poken“ von Zeit zu Zeit mit einer Art Stoßseufzer zu seinen Göttern: O Rama! O Pandya! O Swami!

Ein Glück war es übrigens, daß ein Engländer, der bald nach unsrer Abfahrt vom Missionshause in seinem stattlichen, mit zwei kräftigen Rennern bespannten Wagen an unserm Ochsengefährt den Bergen zu vorüberflog, dem Herrn Lechler von unsrer wahrscheinlichen Verspätung Kunde gegeben und ihn ersucht hatte, uns von oben her eine Fackel entgegen zu senden. Der wohlwollende Mann hatte uns von dem, was er, wenn oben angekommen, für uns zu thun gedachte, Nachricht gegeben; ein herunterkommender Eingeborner brachte uns, grade als es zum Lesen noch helle genug war, ein Zettelchen von ihm, überschrieben: „An die Freunde des Herrn Lechler.“ Wir dankten Gott dafür in unsren Herzen, und obschon die Fackel erst ziemlich spät kam, so erhielt doch die Aussicht darauf unsre Leute in guter Stimmung. Wäre es nicht so gekommen, wer weiß, ob wir nicht bis zur Tagesdämmerung in dem fieberreichen Djangel, der die Berge überwuchert, hätten liegen bleiben müssen, da der Weg immer

gefährlicher zu werden schien. Das Wiegenlied der Jackals möchte uns schwerlich eingeschläfert haben, und wenn doch, so hätte uns der nächste Morgen wahrscheinlich mit dem Djangelfieber, dem bedenklichsten aller indischen Fieber, beschenkt gefunden. Dem, der die Seinen mit Mutterhänden hin und her leitet, sei Lob und Preis für diese Hilfe zu rechter Stunde.

Kaum war die freundliche Fackel angekommen, so wurde der mühevolle Gang zu einem wahren Genuß. Wie Sterne in der Tiefe flimmerten die einzelnen Lichter in der unten liegenden Ebne, und die voranschreitende Fackel goß einen wahrhaft magischen Schein auf die düstern Felsgruppen zur Seite und auf die tief eingemummten Gestalten der Eingebornen, die, weil es grade Sonnabend Abend war, von ihrer Wochenarbeit in den obern Kaffeepflanzungen zur Sonntagsruhe in ihre Wohnungen truppweise hinuntereilten, und sich, weil der Pfad außerordentlich schmal ist, während wir vorüberzogen an die Felsenblöcke zu beiden Seiten des Weges schmiegten.

Sie wissen, Herr Lechler, bei dem wir jetzt zu Gaste sind, ist ein Deutscher. Er stand früher mit der Church-Missionary-Society in Verbindung, trennte sich aber mit Rhenius und mehrern Andern von derselben und ging zur London-Missionary-Society über, die bekanntlich ohne alles confessionelle Gepräge ist. Wir haben hier die allerliebevollste Aufnahme gefunden. Glauben sie ja nicht, daß sich das in diesem Lande, wo der reisende Europäer der Gastfreundschaft so sehr bedarf, von selbst versteht. Unter den Missionaren verschiednen Bekenntnisses wenigstens scheint es sich keineswegs überall von selbst zu verstehen.

Salem, den 4. Juni.

Abermals hat sich die Scene verändert. Die Kühle der Berge, die mir neue Lebenskraft und neuen Lebensmuth einhauchte, war reines Gift für die Gesundheit meiner armen Frau, die es nun ein-

mal mit meiner Feindin, der indischen Wärme, hält. Wir mußten deshalb schon nach Verlauf einer Woche in die Ebne hinabeilen, und auch hier ist es jetzt verhältnißmäßig so kühl, daß sie wol nicht eher wieder ganz genesen wird, als bis an die Stelle der Ausnahme die Regel, an die Stelle der Kühle abermals die Hitze tritt. Wir gedenken nun in einigen Tagen nach Madras aufzubrechen, nach dem wir uns von Herzen sehnen, wie nach der Oase der Wüstenpilger.

In der That ein lieblicher Aufenthalt, die Schervaroy-Berge.[29] Ein hohes, aber nicht gar ausgedehntes Tafelland, voll Hügel, Thäler, Schluchten. Zehn bis zwölf europäische Landhäuser schmücken die Berge rings umher. Hier ein Fruchtgarten, dort ein Saatfeld, hier eine Kaffeepflanzung, dort ein grüner Anger mit weidenden Heerden. Das letztere Bild und dann der gelegentliche Anblick hochstämmiger und überreicher europäischer Birnbäume, so wie andrer europäischer Gewächse, versetzte mich immer in die liebe Heimath; allein die scheitelrechte Sonne, die, so oft sie das Berggewölk vollständig zu brechen im Stande ist, auch hier den Köcher voll feuriger Pfeile hat, führte die Gedanken bald wieder nach Indien zurück. Ich versuchte es einige Stunden vor Sonnenuntergang umherzuwandern auf den reizenden Bergen, die mich fort und fort hinaus lockten; allein ich mußte, trotzdem daß ich den Kopf durch ein umgewundnes Tuch, durch einen weitkrämpigen und wohlüberzognen Hut und durch den Sonnenschirm dreifach verwahrt hatte, nach dem ersten Versuche davon abstehen und selbst für diesen theuer bezahlen.

Sobald wir aus dem Hause hinaustraten, fiel unser Blick auf die Kollemalei-[30] Kette, die an Höhe hinter den Schervaroy-Bergen zurückbleibt. Eine schöne Aussicht bot ein benachbarter Hügel: Teiche durchwirkten die grüne Ebene wie mit Silberstreifen, und blauende Berge faßten sie rings ein; in der Ferne sahen wir den Cavery mit seinen wohlthätigen Fluthen; wir konnten die Straßen nach Tritschi-

nopoli und Coimbatore, nach Pondischeri und Madras sehr wohl unterscheiden.

Wir besuchten auch das Hauptheiligthum der Schervaroy-Berge. Das benachbarte Dörfchen bestand aus elenden Strohhütten, neben gut geackerten Feldern für trockne Körner, auch Spelt. Es kommt häufig vor, daß die Eingebornen ihre Dörfer gradezu im Stich lassen, wenn „die Göttin der Pocken“ ihre Geißel schwingt.

Das Tempelchen — eine erbärmliche Strohhütte mit einem Loch zum Hineinkriechen — liegt auf einer Anhöhe, die überaus reizend das herrlichste Thal überschaut. Tief unten geht die Straße nach Pondichery und die nach Madras über Chingleput vorüber. Auf einem Absatze des ziemlich steilen Abfalls sahen wir, in der Mitte von geackerten Feldern, ein anderes, nicht minder elendes Dörflein liegen.

Allenthalben unter den Bäumen umher hatte eine rohe und plumpe Hand Steine zu Götzen hergerichtet. Fünf bis sechs derselben schauten, dicht am Abhang aufgestellt, ins Thal hinunter. Auch ganz kleine, nur fingerlange schwarze Steinchen mußten sich zu Götzen hergeben. Sudrapriester bedienen das Heiligthum.

Die Bewohner der Schervaroy-Berge sind wesentlich Sudras und zwar offenbar Tamulen. Sie gehorchen ihrem Kastenhäuptling auf's Wort. Uebrigens kommen selbst die Bauern des Unterlandes, wenn sie unten nichts zu thun haben, hier herauf, um in den Kaffeepflanzungen zu arbeiten; mit dem erworbenen Gelde bezahlen sie dann oft die Steuern.

Auf dem Nachhausewege begegneten wir einigen Tagelöhnern. Sie sagten, sie verehrten Vater und Mutter, Sonne und Mond; ihre Kinder hätten keine Zeit zur Schule; Lernen sei auch gar nicht Brauch unter ihnen. Collector Cockburne, den ich auf den Nilagiris kennen lernte (Band III), versuchte die erste Kaffeepflanzung auf den Schervaroy-Bergen. Ein gewisser Herr Fischer, der jetzt die Abgaben eines

bestimmten Zemindarats in Pacht hat, verklagte ihn darüber, so daß er für eine Weile abgesetzt wurde; bekanntlich darf kein britischer Beamter der Compagnie in Ostindien sich dort Grundbesitz erwerben. Seit einigen Jahren siedeln sich übrigens nur noch wenig Europäer auf den Schervaroy-Bergen an. Die Regierung giebt zwar den Acre für acht Rupis; allein sie bewilligt Steuerfreiheit nur für 5 Jahre, und behält sich das Recht vor, nach Verlauf von 21 Jahren allenfalls einen ganz neuen Contract zu machen.

Von europäischen Obstbäumen gedeihen eigentlich nur die Birnen, und selbst von denen nur Eine Sorte. Auch Aepfel kommen allenfalls fort, — Pfirsichen und Pflaumen. Alle diese Früchte lassen sich fast nur zu „Preserve“ gebrauchen. Am einträglichsten ist der Kaffeebaum; diesen läßt man hier, fast ganz wie das die Eingebornen in Ceylon thun, zwanglos hinwachsen. Doch ist auch die künstliche Cultur versucht worden.

Zu den schädlichsten Elementen der Thierwelt auf den Schervaroy-Bergen gehört der Maranaj („Baumhund“), der von der Katze die Größe und die Gestalt, vom Hunde aber den Kopf hat. Es giebt hier auch Hyänen und Tiger. Die Bären dieser Berge sind schwarz, und sehr klein.

Wir wohnen nun seit drei Tagen wieder unten im Missionshause zu Salem.

Als wir am Nachmittag des 31. Mai aus unsrem luftigen Revier in die schwüle Ebne herabstiegen, konnte ich, weil auf meine eignen Füße gestellt, der schönen Aussicht in die Ebne und auf die benachbarten Berge eine rückhaltslose Aufmerksamkeit zuwenden. Hie und da zog sich ein Affe, der dem Pfade der Menschen zu nahe gekommen, eiligst in seine entlegneren Baum-Festungen zurück. Leider überraschte mich bei Kundoor[31] ein alle Aussicht verderbender Regen. Zum Glück fanden wir in dem sonst sehr unwirthlichen Hause, das Collec-

tor Cockburne am Fuße der Berge errichtet hatte, und das man nun an die Pflanzer verkaufen will, eine Tasse wärmenden Thees bereit. Bald leuchteten auch die weißen Oechslein des Herrn Lechler, — mir, dem durchnäßten Fußgänger, wie zwei Hoffnungssterne — aus der Finsterniß der Nacht entgegen. Ich kannte sie schon, die fetten, faulen Bäuche. Obwohl es nach Hause ging, wollten sie doch nicht anziehen, als bis die Peitsche von beiden Seiten her ihre traurige Pflicht lange und nachdrücklich gethan hatte.

Das Missionsgehöft, in welchem wir wohnen, umfaßt an 20 bis 30 englische Morgen Land, meist schöner grüner Anger, von hohen schattigen Bäumen und Baumgängen anmuthig durchbrochen. Eine große Heerde stattlicher Ochsen, die hier bekanntlich am besten gedeihen, weidet friedlich umher, grade vor meinen Augen; zur Linken aber sehe ich in eine Werkstatt hinein, wo eine ziemliche Anzahl junger Hindu's im Zimmern, Tischlern und Schmieden unterrichtet werden. Der junge Mann, der ihnen darin Anweisung gibt, ist aus Baiern. Herrn Lechlers Zweck dabei ist, die hiesige Christenjugend zu nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft zu machen und sie so auf der Stufenleiter derselben um ein paar Sprossen zu heben. Dies erscheint um so wünschenswerther, als die hiesige Christengemeinde aus den niedrigsten Kasten gesammelt und dazu dem größten Theile nach aus Einzelstehenden zusammengesetzt ist. Da muß es natürlich von der größten Wichtigkeit sein, ehrenhafte Familienväter heranzubilden und so dem Christenthume bürgerliche Achtung und bürgerlichen Einfluß zu verschaffen. Es gibt auch kaum etwas Schlimmeres, als Abhängigkeit der jungen Christengemeinden von der Missionskasse; der sittliche Nachtheil dabei ist noch viel bedenklicher, als der financielle.

Die Mission zu Salem wurde im Jahre 1827 angefangen. Herr Lechler ist der dritte Missionar, der hier arbeitet. Als er im Jahre 1840 eintrat, fand er 41 Abendmahlsgenossen vor und 121 andre

Kirchgänger, theils Getaufte theils Katechumenen. Alle diese Leute sammt den 7 Katecheten wohnten damals in dem Missionsgehöfte, das beiläufig das größte und schönste ist, das ich bisher gesehen habe. Dem machte Herr Lechler bald ein Ende, indem er die Gemeindeglieder hie und da in der Umgegend ansiedelte und die Katecheten hier und dort postirte. Jetzt sind der Abendmahlsgenossen nur 33, der Kirchgänger aber (Getaufte und Katechumenen) 228.

Vorigen Sonntag hielt ich den hiesigen Christen eine Ansprache, worin ich unter Anderm sagte, daß die Missionsfreunde in der Heimath in der Regel eine viel bessere Meinung von den Hinduchristen hätten, als es die bei weitem größte Mehrzahl verdiene. Es gibt in der That keine größere Plage für den treuen Missionar, als seine Christen, natürlich hier und da mit einer erfreulichen Ausnahme. Kommen sie doch aus dem Pfuhl des Heidenthums, und dazu zur Zeit fast sämmtlich aus den untersten Volksschichten, unter denen die gräulichsten Sünden, wie sie nur Sodom und Gomorrha kannte, und vielleicht noch schlimmere, im Schwange gehen. Da mit dem Uebertritt zum Christenthume immerhin auch ein äußerer Vortheil verknüpft ist, und wäre es auch nur die fürsorgende Liebe des Missionars, so drängen sich überdies meist noch die minder ehrenhaften Elemente aus jenen untersten Schichten zur christlichen Kirche.

In der vorgestern Abend von mir gehaltenen Andacht hatte ich bei dem Gebete des Katecheten wiederum Gelegenheit, die schon oft gemachte Bemerkung zu machen, daß es ihnen an Worten keineswegs zu fehlen pflegt. Die Zungenfertigkeit der Tamulen ist erstaunlich. Ich wundre mich nur immer, daß sich die Zunge nicht verwickelt in den ellenlangen Biegungssilben, die wie eben so viele Schleifen an dem Netz der tamulischen Worte herabhängen.

Noch ein paar Worte über Salem[32] selbst. Der Bazar dieser Stadt ist ziemlich lang, die Straße sehr belebt; eine Unmasse von Wagen

und Ochsen, die zum Theil auf die Nilagiris gehen, liegen in der Nähe. Herr Lechler hat Lust eine Art Speicher zu bauen, wohin die Bauern der benachbarten Dörfer ihr Reis zum Verkauf bringen können.

Einen sehr interessanten Besuch machten wir bei einem Mitgliede der Pantcha-Kammaler (Band IV S. 184), die seit einiger Zeit das priesterliche Joch der Brahminen abgeschüttelt haben,[33] einem Eisenarbeiter, der für die Armee liefert. In ihm fand ich das tamulische Sprüchwort bestätigt: „Es giebt keinen Kammalen, der sich nicht herausstreicht." Als wir das Gespräch auf den bewußten Streit lenkten, konnte er erst vor lauter Enthusiasmus keine Antwort geben; dann aber ergoß sich seine Zunge in einen Strom von Schimpfworten gegen die „reisfressenden Bettler," die Brahminen. „Diese Kerle sagten: Ihr seid doch bloße Handwerker; wie könnt ihr priesterliche Ceremonien verrichten? Da antworteten wir: Wohl euch, wenn ihr ein Handwerk verständet, ihr Bettelvolk! Visvakarma (der himmlische Baumeister) hat die ganze Welt gemacht; wir aber sind seine Kinder und Nachfolger; wir machen auch Alles, selbst Götterbilder und Opfergefäße."

Während so der Alte seiner Galle Luft gönnte, trat ein Tschetti ein. Befragt, ob denn er den Pantcha-Kammalern die Brahminenwürde zuerkenne, wollte er nicht recht mit der Sprache heraus; er meinte, die Sache müßte erst noch gründlich untersucht werden; die allgemeine Meinung hielte die Pantcha-Kammaler allerdings nur für Sudra's. Ueber die andere Frage, ob denn die Vellaler oder die Pantcha-Kammaler höher ständen, wollte er sich durchaus nicht aussprechen. Es war nämlich auch ein Vertreter der erstgenannten Kaste zugegen.

Die Hindus erzürnen sich im Ganzen selten bis zur Ungeberdigkeit. Hier sah ich den Einen ganz Eifer und den Andern ganz Flamme

werden, — und das alles über die Kaste, diese stets brennende Frage der indischen Gesellschaft.

Ich hoffe noch vor Madras wieder einmal zu schreiben. Für jetzt ein herzliches Lebewohl!

Ueber Arcot nach Madras.

Ambur, den 6. Juni.

Mit Freuden setze ich die Feder an, um den Faden unsrer gegenseitigen Verbindung an meinem Theile fortzuspinnen. In unsrer Reise von Salem nach Madras, vor der mir nicht ohne Grund gebangt hatte, ist ja jetzt ein Wendepunkt eingetreten. Wir haben so ziemlich die Hälfte des Weges (über 100 englische Meilen) mit Gottes Hilfe zurückgelegt: dazu vertauschen wir nun den Bergpfad mit seinem kalten, ungesunden Winde gegen die Ebne, und unser beiderseitiger Gesundheitszustand hat sich so eben merklich zu bessern angefangen.

Wir haben die Reise über Tappur bis hieher in 7 Touren gemacht, und zwar meist am Tage, da fast stets bedeckter Himmel war. So hatten wir die beste Gelegenheit, das Land umher genauer zu besehen, als es bei nächtlichen Touren möglich ist. Es war leider fast immer dieselbe Scene: Berge zur Rechten, Berge zur Linken, hier ein Anger, dort eine Wildniß, hier ein Saatfeld, dort ein Palmyrawald. Die Straße selbst ist eine der schönsten, die wir bis jetzt in Indien gesehen haben, und wenn die tamulischen Bauern die gelegentlichen Vertiefungen in derselben nur nicht so gar unordentlich mit regellos hingeworfenen Felsstücken ausgepflastert hätten, so wäre

sie vollkommen zu nennen. So aber gab es, ehe man sich's versah, ein fünf bis zehn Stöße, daß der Wagen zu zerschellen drohte. Die Straße ist übrigens fast ununterbrochen mit schönen, schattigen Bäumen bepflanzt, unter denen sich, außer der riesigen Baniane, dem besten Straßenbaum in Indien, die Tamarinthe mit dem feinen Blätterwerk in saftigstem Grün hervorthut.

Unsre zweite Tour von Tappur[34] (25 engl. Meilen von Salem) nach Adamacottah (12 — 13 engl. Meilen) war minder angenehm. Der Paß, der ungefähr eine halbe Stunde hinter Tappur seinen Anfang nimmt, wurde unsern Thieren sehr sauer, obschon zwei Kuli's wacker nachschoben. In dem Ruhehause zu Adamacottah blieben wir beiderseitiger Krankheit halber einen Tag liegen. Auch hier mahnten uns wieder zwei europäische Gräber an das, was auch ohnedies den Gedanken sehr nahe lag. Bei dem einen derselben hat man, unter einem schattigen Baume, die Trümmer eines sogenannten Cromlechs aufgestellt. Es sind vier mehr oder minder beschädigte Steine, die, ganz wie die auf den Nilagiris (B. III, 285 — 286), ein Viereck bilden; der fünfte — die Decke — fehlte. Die darauf dargestellten Scenen sind ganz offenbar keine Kriegs-, sondern Jagdscenen; die da verherrlichten Heroen minderten vielleicht das Wild, das aus dem Dickicht der benachbarten Berge Saaten und Heerden verwüstete.[35]

Auf der dritten Tour nach Irumatur (18 engl. Meilen), die uns stets zwischen zwei Bergreihen auf einer breiten Hochfläche hinführte, kamen wir durch Dharmapuri (5 engl. Meilen von Adamacottah), einen ziemlich bedeutenden Ort. Hier hat einer der englischen Collectoren eine Behausung. Er war eben anwesend; eine Masse von Schreibern füllte die Verandah. Dicht bei dem Orte lagerte unter einem Baume eine Gruppe von Bergbewohnern, deren lockiges Haar uns an die Sumali's in Aden[36] erinnerte. Vor und hinter Dharmapuri ziehen sich bedeutende Palmyrapflanzungen hin. Die europäischen Schafe,

die wir auf der windigen Fläche in umfänglichen Heerden weiden sahen, konnten, — bei solchem Wetter wenigstens, wie wir es fanden, — den europäischen Pelz ganz wohl vertragen; auch die Menschen alle hatten sich nach Kräften eingehüllt. Selbst das rings mit Flechtwerk umstellte Ruhehaus zu Irumatur konnte uns vor dem unheimlich heulenden Sturme nur halb schützen. Zunehmendes Unwohlsein zwang uns abermals einen Tag der Ruhe ab.

Die vierte Tour nach Matur war ziemlich kurz (11—12 engl. M.). Dicht bei Irumatur passirten wir den fast ganz leeren Ponnaru. Die Berge zur Rechten und zur Linken vereinzelten sich je länger je mehr. Bei Matur, wo die Straße von Pondichery herüberkommt, zeigte sich auch die Kokospalme wieder.

Die fünfte Tour nach Tirupatur (13 engl. Meilen) brachte uns durch eine anscheinend sehr wenig bevölkerte Gegend. Rechts traten sehr bald die „Jewaddy-Hill's" hervor. Wir sahen wieder viele Palmyrapflanzungen an der Straße hin. Grüne Reisfelder hatten, von Tappur an, unser Auge nur sehr selten ergötzt. Tirupatur ist bloß ein Kuppeikadu, ein bazarloses Dorf.

Auf dem Wege nach Vanichenbady („Kaufmannsort" 15 englische Meilen) — dem Zielpunkt unsrer sechsten Tour, — hatten wir die Jewaddy-Hill's, deren Gestalt uns an den Carmel erinnerte, fortwährend zur Rechten. Am Fuße derselben sahen wir viele Dörfchen. Allenthalben Ziegenheerden, braun wie die Rehe.

Vanichenbady, dicht am Palaru, ist stark bevölkert von sogenannten „Lubbi's" — Muhamedanern von der Westküste, die zwischen Madras, Radjamundri, Madura, Bangalore u. s. w. mit Ghi, Häuten, Ricinus-Oel und dergleichen handeln. Man spricht von 2000 Häuslern. Das prächtige Ruhehaus zu Vanichenbady in einem großen Gehöfte mit grünem Rasen und schönen Bäumen schenkte uns einen Tag der erquicklichsten Ruhe.

Nicht weit von dem Orte ist ein Dörfchen, wo man vor etwa vier Jahren allerlei Alterthümer ausgrub. Die besten derselben fand ich in dem Hause eines Vaischnava-Brahminen, — siebzehn Figuren, alle aus Vischnus Familie, von Erz, Silber und Gold. Man ließ mich nur bis an die Schwelle des Verschlusses, war aber unverschämt genug, mich um einen Liebesbeitrag zur bessern Kleidung dieser Götzenbilder anzusprechen. Man ging damit um, einen Tempel für die wiedergefundenen Götter zu errichten.

Vanichenbady liegt an der Straße zwischen Bangalore und Madras, die ausdrücklich für einen mit Pferden bespannten Eilwagen hergerichtet ist. Hier mußten wir das Paar Miethochsen für eine englische Meile — den Fuhrmann eingerechnet — mit drei guten Groschen bezahlen; der gewöhnliche Tarif ist sonst nur das Drittel dieser Summe. Die Post, bei der hier Viele einen sehr guten Verdienst finden, hat vielleicht den Preis so hoch hinaufgetrieben.

Der Sipahi im Rasthause hatte uns — offenbar zu seinem Vortheil — ein sehr schlechtes Paar gemiethet. Kaum waren wir auf unsrer Tour nach Ambur (10 engl. Meilen) eine halbe Stunde weit gekommen, so mußten wir die kraftlosen Thiere zurückschicken. Ochsen aus einem benachbarten Dorfe brachten uns für neun Groschen bis zu unsrer nächsten Bestimmung; Reingewinn für uns — ein und zwanzig Groschen.

In dieser Gegend besonders sahen wir viele Ziegenheerden und in Zusammenhang damit bedeutende Vorräthe an Lederarbeiten. Unser Koch, der nebenher den Handelsmann machte, kaufte auf Speculation eine große lederne Flasche, worin die Eingebornen Ghi, Oel u. s. w. aufzubewahren pflegen.

Einmal kamen wir durch einen wirklich hübschen, weil dicht gepflanzten Wald von Palmyrapalmen, die uns mit ihrem jungen Safte erquickten. Dieser hat fast eine ähnliche Nachwirkung wie gut gegoh-

renes Weißbier. Wir zahlten für ein recht gutes Maaß nicht mehr als einen Pfennig.

Wir sind nun in einen reichlicher bevölkerten Distrikt eingetreten, in den Distrikt von Arcot mit seinen vielen Muselmännern, die uns, beiläufig gesagt, zehnmal weniger behagen, als die heidnischen Tamulen. Die große Masse derselben ist keineswegs rein semitischen Blutes. Sie wissen, die Muhamedaner gingen auch hier auf Bekehrung ihrer Unterthanen aus und zwar in der bekannten Weise. Da nun die niedern Kasten in Indien in den Brahmanismus weniger fest verstrickt sind und durch Annahme der herrschaftlichen Religion in bürgerlicher Beziehung nur steigen können, so gingen Viele zur Fahne des Propheten über. Die Gemeinheit, die den niedern Kasten in Indien eigenthümlich ist, nahmen sie mit hinüber, und dort bekamen sie den muselmännischen Stolz dazu. Der gemeine Ausdruck ihres Gesichts straft ihre stolze Haltung Lügen. Sie haben sich bisher der christlichen Religion fast ganz verschlossen, und das um so mehr, als Christen nun die Herren des Landes sind, über das sie selbst einst ihr rohes Scepter geschwungen haben. Das können sie nicht vergessen, ja sie träumen wol gar von einem künftigen Umschwung der Dinge, da sie wieder obenauf kommen, und wenn ja politische Unruhen im Lande entstehen, sie sind fast immer die Anstifter.

Zu unserm Erstaunen fanden wir in dem hiesigen Ruhehause zu Ambur einen eingebornen Restaurateur. Wir waren kaum abgestiegen, so wurde uns schon eine Preisliste in die Hände gelegt. „Mittagsessen à Person 2 Rupies (1 Thlr. 10 Ngr.); die Tasse Kaffee 2 Annas (2½ Ngr.) u. s. w. u. s. w.“ — Nun, so etwas nennen die Engländer „Civilisation,“ und es gibt in der That Manchen unter denselben, der in solcher und ähnlicher Civilisation eine Vorläuferin des Christenthums begrüßt. Sie werden sich aber von selbst denken können, daß diejenigen Eingebornen, die mit derartiger Civilisation in nähere

Berührung kommen, nicht grade die Besten ihres Geschlechtes sind. Was ist damit gewonnen, daß „das junge Indien," die Wein- und Bierhäuser besucht und daß dann am Ende des Jahres dem Herrn Vater eine lange, lange Rechnung zugeschickt wird, die er, wenn er sie ja bezahlen kann, mit Seufzen berichtigt. „Nun aber, die alten Vorurtheile und namentlich auch der Kastenstolz, dieses furchtbarste Bollwerk gegen das Christenthum, gehen dabei doch zu Grunde." Das wol; aber wie steht es mit der alten Einfalt und mit der alten Kasten*ehre*?

Die hiesige Restauration, — wenn ich so sagen soll, — ist natürlich blos auf durchreisende Europäer berechnet; so weit ins Land herein hat sich das junge Indien glücklicher Weise noch nicht ausgebreitet.

Doch ich muß schließen; ich fühle daß meine Kraft geringer ist als ich dachte.

Radjah-Choultry den 22. Juni.

Seitdem ich Ihnen das letzte Mal schrieb, haben wir wieder fünf Touren gemacht und halten nun unsre Sonntagsrast in dem Ruhehause zu Radjah-Choultry. Hoffentlich der letzte Sonntag in der Wüste. Die europäische Hauptstadt des gesammten südlichen Indiens, Madras, ist nur noch 40 englische Meilen, d. i. 13 bis 15 Stunden Weges von hier entfernt.

Der Weg von Ambur nach Arcot war in der That reizend. Ein großes, weites Thal, über das der Palaru (Milchfluß) seinen Segen schüttet. Zu beiden Seiten des Flusses lachende Gefilde voll „Gras für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen," grüne Wiesen, Felder und Haine. Einmal wimmelte eine ganze Bergwand von unten bis oben über und über von buntgestreiften Ziegenheerden; es fehlte fast nur das Alpenhorn, um uns in die Schweiz zu versetzen. So bildeten wir uns wenigstens ein, in liebender Erinnerung.

Die Straße wurde hinter Ambur je länger je belebter. An Karren und Kärrnern freilich fehlte es schon von Salem an ganz und gar nicht; wir sahen sie hie und da in großen Haufen am Wege lagern. Wanderer und Ackersleute erhöhten nun das Leben auf- und an der Straße. Eine lange Brücke über den Palaru brachte uns fast unmittelbar nach dem öffentlichen Rasthause zu Policondah. Dort genossen wir einen durch und durch lieblichen Morgen, denn da es den Abend vorher wacker geregnet hatte, so säuselte es nun gar süß und kühl in den blühenden Tulpenbäumen.

Wir wandten unser Angesicht allmählich immer mehr dem Osten zu. Dicht bei Policondah blickte von einer Bergspitze kühn hernieder eine Moschee; bald darauf aber sahen wir, nach langer Zeit zum ersten Male wieder, eine ordentliche Pagode ihren Schmuck der Landschaft leihen. In dem Rasthause zu Vellore (12 engl. Meilen), das wohl über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt, fanden wir keine Herberge, — und mit Mühe endlich ein Paar Ochsen, das mit uns um Mitternacht nach Arcot aufbrach.

In dem Rasthause zu Arcot[37] hielten wir einen Tag an, um in dem versiegenden Lebensbrunnen neue Kräfte sich ansammeln zu lassen. Der Bungalow liegt ein Stündchen abseits von Arcot. Wir freuten uns, rings umher auf dem grünen Anger europäische Häuser im Schatten schöner Baumgruppen verstreut zu sehen, wußten aber freilich nicht, daß wir es mit einem bloßen Schattenbild europäischer Ansiedlung zu thun hatten; die Häuser standen nämlich leer. Es lag früher ein europäisches Regiment hier.

Natürlich besuchte ich Arcot selbst, diese Stadt sonst voll muselmännischen Glanzes. Hat man den Fluß überschritten, von dessen grauem Sandbett sich die grünumsäumten Ufer abheben, so hat man damit das Weichbild der Stadt betreten. Schöne Grabmonumente in dem dunkelschattigen Haine zu beiden Seiten des Weges, der zum

Bazar führt, predigen laut genug von vergangner Größe, und die vielen, in der That wohl in Stand gehaltenen Moscheen, die schönsten mit, die ich bisher gesehen, lassen keinen Zweifel darüber, daß der falsche Prophet noch stets eifrige Anhänger in dieser Gegend zählt. Der lang hingestreckte Bazar, voll Leben und Thätigkeit, giebt ein Bild muselmännischer Betriebsamkeit und Behäbigkeit. Der frühere Palast des Nabobs aber, der gegenwärtig in den Genüssen von Madras den alten Herrscherstolz zu betäuben sucht, ein ziemlich unbedeutendes winklichtes Gebäude, liegt in völligem Ruin. Ich sah außerdem nur wenige Häuser, die eines vornehmen Muselmannes würdig waren. Eines derselben, mitten in der Stadt, lag in einem schönen, von hoher Mauer umgebenen Garten; am Eingange hatte sich der begüterte Herr desselben auf einen prächtigen Divan hingeworfen, und genoß träumend das „Wehen des Tages," ein ächtes Bild muhamedanischer Behaglichkeit. Minder poetisch nahm sich ein anderer „Sahib" aus, der, wie es schien, ganz dem Genusse der Gegenwart hingegeben, auf der einfachen Steinbank vor seinem Hause die Beine hoch in die Luft streckte.

Hier und in dem benachbarten Ranipettah — der netten Vorstadt von Arcot — sah ich denn auch einmal wieder ächt semitische Gesichtsbildung an vielen der Muselmänner, ein Zeichen, daß hier verhältnißmäßig eine große Anzahl sich von der Mischung mit den Hindus rein erhalten hat; ja während im tiefern Süden die Muselmänner ihr Hindostani meist ganz vergessen haben, fand ich hier gar Manchen, der kaum ein Wort Tamulisch gelernt hatte, und die es gelernt hatten, sprachen es fast alle gebrochen oder mit ganz fremdartigem Accent. In Ranipettah trat ich in eine Moschee ein, d. h. in den Garten, der die Moschee umgibt. Ich fand daselbst unter andern ein ächt muselmännisches Kleeblatt, einen Polizeichef, einen Priester und einen Schullehrer, alle Drei, wie es schien, von entschieden reiner Ab-

kunft. Man stellte mir den Schullehrer als einen „Weisen" seines Volkes vor; und in der That, die schöne schlanke Gestalt, das edle ruhige Gesicht, der lange weiße Bart und die würdevolle Haltung konnten wol ein Bild für einen morgenländischen Weisen abgeben. Der Polizeichef aber schien nicht viel von einem Weisen zu haben. Seine Frage kam immer und immer wieder darauf hinaus, ob ich von der Company angestellt sei, und ob ich von ihr einen guten Gehalt bekäme. Diese Leute nämlich theilen die Welt der Europäer in zwei Hälften, in solche, die von der Company besoldet, und in solche, die nicht von der Company besoldet werden. Die Erstern sind ihnen die Glücklichen, die Letztern sind in ihren Augen nur wenig mehr als Nichts. Vor den Erstern bücken sie sich tief zur Erde, und wenn sie von denselben einer Anrede gewürdigt werden, so gehen sie gewiß nicht eher fort, als bis sie mit dem Worte „Salam" entlassen werden; den Letzteren tragen sie kein Bedenken auch selbst, und zwar mitten in der Unterhaltung, einen flüchtigen Salam zu machen und sich zu entfernen. So ging es mir mit meinem Polizeichef, nachdem er herausgebracht zu haben glaubte, daß ich nicht Einer jener Hochbeglückten zu sein die Ehre hätte.

Unsre erste Tour von Arcot aus führte uns Wuscheri zu (Uscheri? 13 engl. Meilen), mit einem zwar kleinen, aber durch Gärtchen und Teich anmuthenden Bungalow. Eine Unmasse von Karren hemmte von Zeit zu Zeit unsre Eile; Weiber und Kinder kauerten von Entfernung zu Entfernung, um den eben so nützlichen als heiligen Dünger aufzulesen. In einem Dorfe sahen wir fünf bis sechs Elephanten in grader Linie stehen, sich mit den Schwänzen fächern, sonst aber auch nicht eines ihrer übrigen colossalen Glieder bewegen. Ein possirlicher Anblick.

Bald nachdem wir Arcot verlassen hatten, betraten wir den District von Chingleput, und damit veränderte sich auch die Naturscene. Auf

unsrer gestrigen Tour namentlich, von Wuschery über Pal-Chetti-Choultry („Rasthaus des Milchkaufmanns" 18 Meilen), zogen wir durch ziemlich wüste Gegenden, wo fast nichts als die Palmyra fortkommt. Wir glaubten uns nach Tinnewelly zurückversetzt. Doch haben, wie es scheint, die alten Könige von Conjevaram, das wir ganz nahe rechts liegen ließen und dessen ragende Pagoden wieder an die alte Hinduzeit erinnerten und die muselmännischen Bilder von Arcot u. s. w. in den Hintergrund drängten, eine Menge künstlicher Seen zur Bewässerung in dieser Gegend umher angelegt und so die Wüste theilweise in Fruchtgefilde umgeschaffen. Wir fanden die Reisfelder meist mit Baumgruppen anmuthig durchsetzt. Was uns aber am besten an der hiesigen Gegend gefällt, ist daß sie Madras so nahe liegt. Ist je ein Sehnen nach Ruhe in uns müden Pilgern gewesen, so ist es jetzt. Wie freue ich mich nun auch namentlich darauf, daß die wüste Unterhaltung mit den Fuhrleuten, Sipahis u. s. w. wieder einmal ein Ende gewinnen soll. Nichts kann Einem das Reisen in diesen Landen so sehr verbittern, als die Noth, die derlei Leute machen. Damit geht es etwa folgendermaßen:

„Es ist Zeit zum Gehen, Bursche; sag dem Fuhrmann, er soll anspannen." Ja, Herr. (Nach einer Viertelstunde:) „Bursche, hast du es dem Fuhrmann gesagt?" Ja, Herr. (Wieder nach einer Viertelstunde:) „Bursche, hat der Fuhrmann nun angespannt?" Ja, Herr. „Aber ich sehe ja nichts." Herr, der Fuhrmann ist noch nicht da. „Noch nicht da? Du sagtest ja eben, er habe angespannt." (Schweigen.) „Wo ist denn der Fuhrmann?" Herr, ich weiß es nicht. „Du mußt es wissen!" Herr, er ist nach dem Dorfe gegangen. „Nun so lauf und hole ihn." Herr, er hat gesagt, er mag nicht fahren. „Und das sagst du nun erst, Bursche? Den Augenblick geh und hole ihn; er hat ja schon die Hälfte des Fuhrlohns weg." — Endlich nach einer Stunde kommt der Fuhrmann.

„Nun schnell, Fuhrmann! Der Morgen graut; wir werden in die Hitze kommen.“ — Herr, hier ist etwas am Wagen entzwei. „Warum hast du denn das gestern nicht gesagt?“ — Ei, der Herr frugen ja nicht danach. „Geh, hole den Strick, den ich dir gestern gab, und binde es.“ Herr, der Strick ist verloren. „Nun, so nimm den Strick vom Küchenkorb.“ Ja, Herr, ich binde es. „Nun mach schnell; aber leg mir ja nicht wieder das Stroh auf den Wagen. Nein, Herr. — Nach einer halben Stunde endlich ist alles fertig; es wird eingestiegen. „Aber du hast ja doch das Stroh auf den Wagen gepackt?“ Herr, ich nehme es herunter. (Nach einer Weile:) „Fuhrmann, hast du das Stroh heruntergenommen?“ Ja, Herr. „Es fällt uns ja aber durch die Fensteröffnungen Stroh in den Wagen herein.“ Herr, das kommt von den vorbeifahrenden Wagen. „Halt, ich will mich mit meinen eigenen Augen überzeugen.“ Herr, Herr, ich nehme es gleich herunter.

Endlich kommt man zum Bungalow. „Sipahi, Sipahi!“ Alles stumm. „Sipahi, Sipahi!“ Alles stumm. Endlich kommt er langsam dahergeschlichen. „Bring gleich Milch, gute Milch.“ Hier ist sehr gute Milch, Herr. (Sie wird gekostet.) „Sipahi, das ist ja mehr Wasser, als Milch.“ Herr, die Kühe melken hier so. „Es ist nicht wahr, Sipahi; ich sage dir, bring gute Milch.“ Herr, es gibt hier keine beßre. „Sipahi, gib das Beschwerdebuch her.“ Er geht schweigend fort und bringt gute Milch.

„Wo ist der Wasserträger? Er soll gutes Trinkwasser bringen.“ Nach einer Weile kommt grünes Tankwasser. „Das ist ja aus dem sumpfigen Tank da; das ist nicht zum Trinken.“ Herr, ich dachte, Sie wollten *baden*. „Nun gleich schaff gutes Wasser.“ Herr, ich bringe gutes Wasser. (Nach einer Weile kommt dasselbe grüne Wasser wieder.) „Das ist ja wieder Tankwasser.“ Nein, Herr, das ist Brunnenwasser. „Das Brunnenwasser? Siehst du nicht, daß es grasgrün ist?“ Herr, es ist nicht aus dem ersten Tank; es ist aus jenem

dort. „Ich brauche aber Brunnenwasser." Herr, es ist kein Brunnen hier. „Ist ganz gleich, du schaffst gutes Brunnenwasser; sonst bekommst du nicht einen Pfennig." Herr, ich bringe gutes Brunnenwasser.

So und in ähnlicher Weise geht es zwar nicht alle Tage, aber sehr oft noch viel schlimmer. Man hat kaum einen Begriff von der gleichgültigen Ruhe der Klassen, mit denen es der europäische Reisende in diesen Landen hauptsächlich zu thun hat, auf der einen, und von der grenzenlosen Lügenhaftigkeit auf der andern Seite. Es ist zuweilen in der That zum Verzweifeln, und die gleichgültige Ruhe, die oft nur der Beutel oder der Stock in Bewegung zu setzen vermag, ist so unerträglich wie jene Lügenhaftigkeit, die selbst dem Zeugniß der fünf Sinne zu widersprechen sich nicht entblödet. Man würde sich aber eine völlig falsche Vorstellung machen, wenn man nach dem Gesagten das ganze Tamulenvolk beurtheilen wollte. Diejenigen, die mit Fremden in Berührung kommen, sind ja im Allgemeinen allerorten die mindest Achtbaren; in Indien aber hat es der Fremde obenein mit den allerverkommensten Kasten zu thun. Die Tamulen selber sagen sprüchwörtlich: „Für einen spannelangen Pariah gehört ein ellenlanger Stock."

Nun da können Sie sich wol denken, daß wir uns nicht wenig freuen, endlich dem Ende unsrer sechsmonatlichen Reise entgegenzurücken. Das Reisen mit einer Dame in diesen Landen ist natürlich doppelt mißlich, auch wenn Krankheit nicht dazu schlägt. Die reichen Engländer u. s. w. freilich machen es sich in ihrem Palankin so ganz leidlich bequem. Doch habe ich nie eine Frau Collector ihren Herrn Gemahl auf seinen amtlichen Reisen in der Provinz umher begleiten sehen.

In die treuen Hände unsres barmherzigen Bundes-Gottes befehle ich Sie und alle Freunde.

Madras, den 30. Juni.

Am 24. gegen Mittag endlich langten wir an dem langersehnten Ziele unsrer Reise an. Als wir von Suez über das weite Meer her vor anderthalb Jahren in der Hauptstadt des westlichen Indiens, Bombay, landeten, haben wir uns kaum mehr gefreut als jetzt, wo wir nach halbjähriger Wanderschaft in den freundlichen Hafen unsres Missionshauses zu Madras, der Hauptstadt des südlichen Indiens, einliefen. Dem Herrn sei Lob und Preis und Ehre, der uns wol oft gezüchtiget, aber nicht ertödtet, der uns zuweilen niedergeworfen, aber nie weggeworfen, der manchmal wol unsre Hand losgelassen, aber uns stets von ferne her gefolgt ist.

Wir hatten von Radja Choultry bis hierher nur noch zwei Touren. Das öffentliche Rasthaus zu Sri Perumattur[38] (12 bis 13 M.), das von weitem fast wie ein Jagdschloß aussieht, im Innern aber viel Fetzen, Risse und Brüche zeigt, legt ein deutliches Zeugniß ab davon, daß die großen Herren von Madras auf dieser Straße jetzt mit der Eilpost zu reisen pflegen. Denselben Eindruck machen alle Ruhehäuser von Wushery; sie sind eng, schmutzig und mehr oder minder verfallen. Reisende aus der Klasse der sogenannten Ostindier, denen sonst der Aufenthalt in den öffentlichen Bungalow's nicht gestattet ist, helfen sie in jeder Beziehung zugrunde richten, besonders auch im Punkte der Reinlichkeit.

St. Thomas Mount mit seinem weißschimmernden Bauwerke zeigte sich uns in der Ferne zuerst auf dem Wege von Sri Perambatur nach der Militärstation Punamali (13 bis 14 engl. M.), mit ganz netten europäischen Häuserchen und einem europäischen Gottesacker, der uns an den in Nagapatnam erinnerte. In dortiger Umgegend sahen wir zum ersten Male die Bewässerung mittelst tiefer Brunnen, aus denen das Wasser durch Treten heraufgeholt wird.

Von Punamali hatten wir noch 12 bis 13 engl. M. bis hierher. Der Dörfer, Häuser und Bazare am Wege wurden immer mehr; immer reger wurde das Leben auf der Straße. Etwa mit dem fünften Meilenstein betraten wir die Vorstädte von Madras[39] — wenigstens die dazu gehörigen Landhäuser, die meist von parkähnlichen Anlagen umgeben sind.

Wir wohnen nun schon fünf bis sechs Tage in der südindischen Capitale. Das Haus, das wir mit unserm Missionar, Herrn Kremmer, innehaben, steht in einem netten Garten. Der ist zwar besonders vermiethet, aber wir dürfen doch darin lustwandeln, und das allmorgendliche und allabendliche Schauspiel der an dem schlanken Schaft der sternblättrigen Kokuspalme hinauf- und herabkletternden Palmweinzieher haben wir obenein. Gegen Abend aber besteigen wir gewöhnlich das platte Dach; zu unsern Füßen liegen dann die Vorstädte Pursevakum und Vepery, die netten weißen Häuser halb versteckt im Grün üppiger Gärten, und während sich das Auge an diesen frischen und bunten Bildern erlabt, schlürft der Mund in vollen Zügen den Seewind ein, den wir hier gleichsam aus der ersten Hand, unverfälscht durch den Dunst der niedern Regionen, empfangen, und wenn es uns dann so „kühl wird bis ans Herz hinan", so freut sich Leib und Seele in dem lebendigen Gott, der auch unter dieser versengenden Sonne Quellen der Kühlung bereitet und dies Land, mit dem Himmel voll glühenden Erzes darüber hin, mit dem unermeßlichen Ocean voll der köstlichsten Labelüfte umgürtet hat.

Schon am nächsten Morgen nach unsrer Ankunft machte mir ein Theil unsrer Gemeinde allhier einen Besuch; vorweg schritt der Spielmann, umgeben von Sängern. Wir wurden nach Landessitte mit einer langen Guirlande duftiger Blumen bekränzt und bekamen einen künstlich gewundenen Strauß aus denselben Blumen in die Hand. Ich entließ sie mit einer kurzen Ansprache, sie für eine weitere Aus-

sprache auf die Zeit vertröstend, wo die Ermüdung der Reise gewichen und der dringendste Theil der Geschäfte beseitigt sein würde.

In den ersten Tagen kamen dann auch viele Gemeindeglieder einzeln, um mich, als den Vertreter der heimathlichen Gesellschaft, zu begrüßen. Darunter war auch ein altes Mütterchen aus der Zeit des seligen Fabricius. Sie war so schwach, daß Miss. Kremmer ihr behilflich sein mußte, als sie sich der Landessitte gemäß vor uns niederkauerte. Das schien ihr am meisten zu gefallen, daß wir auf unsrem Wege hierher das heilige Land betreten hatten. „Also in der Stadt, wo unser Heiland am Kreuze für uns gelitten hat, seid ihr gewesen?“ frug sie mehr als einmal mit freudestrahlendem Blick. Des andern Tages kam sie wieder und brachte vier frische Eier, zur Zeit vielleicht ihre ganze Habe, für uns zum Geschenk.

Unser beiderseitiges Unwohlsein hat sich je länger, je mehr gegeben. Nur von der Hitze leiden wir immer noch sehr. Daneben haben mich die Ameisen allnächtlich jämmerlich zugerichtet. Diese hatten auch bald unsere Lampe ausfindig gemacht; dorthin marschirten sie, von dem Labetrank darinnen angelockt, in ganzen Regimentern an allen vier Wänden entlang, und obgleich wir uns bald nach Entdeckung des Unfugs zur Wehre setzten, so haben wir doch die feindlichen Heere noch nicht übermocht.

Sobald meine nächsten Arbeiten beendigt sind, will ich wieder an meine hochtamulischen Studien gehen. Es ist hier ein junger Gelehrter in unsrer Gemeinde, der Mitübersetzer und -Erklärer des grammatischen Hauptwerks der Tamulen, der mir dazu behilflich sein kann und wird. Das Wenige, das ich noch mit ihm gesprochen, zeigt, daß er nicht blos in der hochtamulischen Literatur bewandert, sondern auch mit den europäischen Ideen ziemlich vertraut ist. Nach einem solchen Tamulen habe ich mich lange vergebens umgeschaut.

II.

Madras.



Aufenthalt in Madras.

Die Vorstadt, in welcher wir hausten, — Vepery[40] — hat ihren Namen von einem Baume, dessen bittre Frucht in der tamulischen Sinnbildnerei eine ähnliche Rolle spielt, wie bei uns etwa der Wermuth. Das tamulische Sprüchwort sagt zwar, daß wenn man diese bittre Frucht begehre, sie alsbald zum Zuckerrohr werde. Für uns aber behielt der Aufenthalt in Vepery, so heftig wir ihn auch begehrt hatten, stets etwas von dem Wermuthsgeschmacke bei.

Was uns die süße Ruhe nach halbjähriger Wanderung von vornherein vergällte, war die sogenannte „Kastenfrage", ein Wort, das in Folge meiner persönlichen Erlebnisse in Madras noch immer eine gewisse antipathische Wirkung auf mich ausübt.

„Wie wird es mir doch vorkommen", — so schrieb ich damals nach Hause — „wenn ich, dereinst mit Gottes Hilfe heimgekehrt, mit andern Leuten wieder einmal auch etwas Andres besprechen darf als — Kaste. In Indien ist mir schon vorher wenig Gelegenheit dazu geworden, und nun scheint es gar mit jedem Tage noch schlimmer damit zu werden. Die Kastenfrage fängt sich hier und da an wie ein Glaubensartikel zu geberden; ja wenn man mit gewissen Leuten redet, so gewinnt es in der That den Anschein, als wenn sie sogar den obersten Glaubensartikel vorstellen wollte. Nun, es wird ja die Zeit kommen, wo ich von dem indischen Klima, vor allen Dingen aber von der indischen Kastenfrage erlöst, frisch und frei in meinem lieben Deutschland wieder aufathmen darf."

Die deutschen Missionare Haubroe, Schreyvogel und Rhenius waren die ersten, die, zum Theil von englischen Einflüssen bestimmt, das milde Verfahren ihrer Väter in Bezug auf die Kaste systematisch bekämpften. Bischof Heber, der die Kaste irrthümlicher Weise als eine rein bürgerliche Ordnung aufzufassen geneigt war, suchte den Kastensturm zu beschwichtigen (1826); ein Rundschreiben des Bischofs Wilson aber, der nicht minder irrthümlich die Kaste als eine bloß religiöse Einrichtung ansehen zu müssen glaubte, goß Oel in die Flamme, indem es alle Kastenunterschiede „entschieden, unmittelbar und für immer“ aus den einheimischen Gemeinden getilgt wissen wollte (1833). Da gab es dann namentlich in Tanjore viel Riß und Spaltung. Bischof Spencer versicherte zwar in einer Amtsrede an seine „Missionsgeistlichkeit“, daß er die bürgerliche Seite der Kaste nicht „anrühren“ wolle (1841); allein die Maßregeln, die man zur Abstellung gewisser Kasten-Vorurtheile und -Mißbräuche auf kirchlichem Gebiete anwandte, kamen allzusehr von oben herab, waren allzu äußerlich, rasch und gewaltsam, — ermangelten der liebenden Weisheit und der weisen Liebe in zu hohem Grade, als daß sie, zumal bei langer Verwahrlosung der alten Gemeinden in der neologischen Zeit, hätten bauen und bessern können. Auch die Vepery-Gemeinde riß sich in Folge jener Maßregeln, soweit sie aus Sudras bestand, ganz von der englischen Kirche los und stellte sich auf eigne Füße (1846), wurde jedoch nach ein paar Jahren in den Verband der lutherischen Kirche, auf deren Bekenntniß hin sie ursprünglich gesammelt worden, unter ächt evangelischen Bedingungen aufgenommen. Sie hat seitdem unter der eben so eifrigen als weisen Pflege ihres lutherischen Seelsorgers von dem bösen Kastengeiste, den die Gewaltmaßregeln nur steigern konnten, je länger je mehr sich heilen lassen.

Im Februar 1850 machten sich auch die Dissenters zum Kastenkampfe auf. Sie bezeichneten in einem „Minute of the Madras

Miss. Conference“ das alte schonende Verfahren in Bezug auf die Kaste als durchaus verwerflich, und empfahlen gemeinschaftliche „Liebesmahle“ als das beste Mittel darüber gewiß zu werden, ob ein Neophyt den Kasten-Vorurtheilen im innersten Herzen entsagt habe, als ob eine solche äußerliche und vereinzelte Maßregel, die obenein in vielen Fällen den Widerspruch herausfordern, und zur Heuchelei oder zur Selbstgerechtigkeit verleiten muß, den gewünschten Prüfstein für die innere Gesinnung abgeben könnte! Etwa zu gleicher Zeit veröffentlichte die anglikanische Geistlichkeit der Madras-Präsidentschaft, die mit den Dissentern volle Gemeinschaft zu machen Bedenken trug, mit ihrem Bischof an der Spitze eine Sondererklärung, darin sie, in ziemlich allgemeinen Ausdrücken, „höchlich bedauert,“ daß solch ein Uebel, welches einen der heillosesten Charakterzüge einer falschen Religion zu verewigen dient, in der christlichen Kirche irgendwie Platz gefunden. Auch die anglikanische Mission bedient sich seitdem der Liebesmahle, beschränkt sie aber auf die eingebornen Lehrer und Prediger in ihrem Verhältniß zu den englischen Missionaren; jeder Eingeborne, der ein Lehramt in der Gemeinde begehrt, muß mit seinem betreffenden Missionar einmal zu Tische sitzen, — als ob eine einmal mit einem „Gentleman“ genossene „Tasse Thee“ eine sichre Gewähr zu bieten vermöchte dafür, daß der Mann, wo ihn sein Amt ruft, sich nie scheuen werde, die Hütte nicht bloß des Pariah, sondern auch des Pallen, des Sakkili, ja des Totti zu betreten.

Die vorerwähnte Conferenz der Dissenter-Missionare zu Madras nahm sich sogar die Freiheit, die Missionare der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig gleichsam vor ihr Tribunal zu stellen; anders läßt sich doch wohl eine Einladung nicht ansehen, die nach Beendigung der Berathungen von einer Commission der Conferenz ausging, und Worte wie die folgenden, enthielt: „Sie huldigen einem falschen

und schädlichen Verfahren, das von Schrift und Erfahrung zugleich verdammt wird."

Grade um diese Zeit hatte ich in Bombay den indischen Boden betreten. Die Kunde davon war auch nach Madras gedrungen. Noch ehe ich selbst dorthin kam, las ich schon in dem obenerwähnten „Minute of the Madras Miss. Conference", daß „man jedes nur mögliche Mittel gebrauchen wollte, um seine Meinung und Erfahrung in Bezug auf Kaste vor mich zu bringen", daß „man jedoch in seinen Erwartungen keineswegs sanguinisch sei, indem man die eigenthümliche Verfassung des deutsch-lutherischen Geistes wohl kenne."

Ich selbst sollte während meines Aufenthaltes in Madras nur zu handgreiflich erfahren, wie schwer es in der That sei, sich über die Behandlung der Kastensache auseinanderzusetzen mit Solchen, die entweder so radical sind, daß sie allem was revolutionirt unbedenklich zujauchzen, und in dem Geburtsadel schlechthin eine Verletzung der menschlichen Gleichheit sehen, — oder so puritanisch eng, daß sie sogar den Hochzeitskranz, ja auch den Trauring als ein Zeichen weltlicher Gesinnung betrachten, — oder so verrannt in ihre menschlichen Maßregeln, daß sie den „Säufer bemitleiden, den mäßigen Trinker aber verachten" — oder endlich so verschroben in ihrer ganzen Praxis, daß sie alle die Missionare fast verlachen, denen es ein Ernst ist, sich mit der Sprache und mit den Schriftwerken der Eingebornen gründlich bekannt zu machen. Ueber die persönliche Behandlung, die ich dabei öffentlich und sonderlich in den Kauf nehmen mußte, lasse ich gern einen Schleier fallen, und das um so lieber, als ich bei dieser Gelegenheit auch auf manchem gegnerischen Antlitz die Blässe der Scham und die Röthe der Entrüstung gesehen habe.

Bei alle dem erklärte ich mich um des Friedens willen bereit, mit einem Ausschuß der Conferenz zu einer Besprechung zusammenzutreten, glaubte aber alle weiteren Unterhandlungen abbrechen zu müssen,

als man mir das Protocoll dieser Besprechung zur Vollziehung vorlegte. Ich fand es nämlich bereits lithographirt, und meine Aeußerungen über die Kastenfrage darin so schief dargestellt, daß ich sie durchaus nicht als die meinigen wiedererkennen konnte.

Wiederholte Ausfälle in öffentlichen Blättern veranlaßten mich endlich, eine Erklärung über die Grundsätze unserer Mission in Bezug auf die Kastenfrage abzugeben[41], die darauf hinauslaufen: Unterscheidung zwischen dem religiösen und dem bürgerlichen Elemente! Rein ab mit dem ersteren, — und in Bezug auf die Uebelstände, die dem letzteren zur Zeit noch anhaften, in wahrhaft evangelischer Weise von innen nach außen, auf dem Wege der Predigt, der besondern Seelsorge und des persönlichen Beispiels!

Diese Erklärung, die sich rein auf dem Standpunkte ruhiger Vertheidigung hielt, hatte eine doppelte Wirkung von sehr verschiednem Gehalte. Die Einen fanden sich dadurch beruhigt, die Andern wurden Feuer und Flamme, und das um so mehr, als sie selbst zugeben mußten, daß sich „die Sache hören ließe.“ Zeitungsartikel folgten auf Zeitungsartikel. „Man sollte den Mann, der nach Indien gekommen, um eine solche Brandfackel in ein o so friedliches Lager zu schleudern, doch ja nicht ohne ein Brandmal heimgehen lassen.“ So etwa ließ sich einer derselben vernehmen.

Vor dem unerquicklichen Geiste, der auch die bessern europäischen Kreise in Madras zum großen Theil durchdringt, hatte man mich schon lange vorher bange gemacht; ich kann kaum sagen, um wie viel meine Vorstellung in dieser Beziehung von der Wirklichkeit übertroffen wurde. Einer der anglikanischen Missionare ging mit nichts Geringerem um, als uns und unsre ganze Mission aus dem Lande hinauszutreiben. So wenigstens drohete er in ohnmächtigem Zorne.

Ich freue mich sagen zu können: die schlimme Regel hatte auch hier ihre guten Ausnahmen. Selbst unter unsren entschiedensten Geg-

nern fanden sich Leute, die mir persönlich jeden Liebesdienst zu erweisen bereit waren. Diejenigen aber, die mit unsern besonnenen Maßregeln in Bezug auf die Kastensache ganz oder doch mehr oder minder stimmten, gehörten zum Theil grade zu den allerachtbarsten Charakteren und erfreuten sich der umfassendsten Bildung.

Ich hatte auch mit dem anglikanischen Bischof ein Gespräch über Kaste. An dem Zusammenessen- und Trinken im bürgerlichen Leben lag ihm nichts, — an Erzwingung von Zwischenheirathen denkt ohnedieß Niemand mehr —; nur darüber, daß die Kasten-Vorschriften einen Theil der Hindu-Schastra's bilden, konnte er nicht hinwegkommen. Es seien ja so Viele wider uns, selbst die Basler, die sich doch auch Lutheraner nennten; unter seinen Missions-Geistlichen finde sich nur Einer, der mit uns stimme; dieser aber sei ein vortrefflicher Mann und wisse sich zu bescheiden. „Gehorsam ist des Christen Pflicht." Der Kirchenfürst wunderte sich, — daß auch wir in Madras eine Missionsgemeinde (beiläufig die stärkste in ganz Madras) hätten. Es war ihm nur als anglikanischem Bischof, nicht aber als Privatmann unbekannt.

Jener Eine, der sich zu bescheiden wußte, war übrigens anglikanischer Missionar in Vepery grade zu der Zeit, wo ein Theil der durch den Kastenstreit verstörten Gemeinde sich der lutherischen Kirche anschloß. Ich war kaum ein paar Minuten in seiner freundlichen Behausung, als er selbst das Gespräch auf die Kastensache lenkte und unverhohlen äußerte: „Die alten deutschen Missionare hatten ganz recht." Er hatte schon früher einmal gesagt: „Die alten deutschen Missionare sammelten; wir wissen nur zu zerstreuen."

Wie sehr Madras mit seinen künstlichen europäischen Verhältnissen geeignet ist, die Missionspraxis aus der christlichen Einfalt mit verrücken zu helfen, hatte ich auch bei der allzu geräuschvollen Taufe zweier junger Mädchen von 11 bis 12 Jahren zu beobachten Gele-

genheit. Die Opfer, welche die Beiden brachten, wurden vor einer glänzenden Versammlung von Engländern und Hindus — ich kann nicht anders sagen als — ausposaunt, und dabei waren dieselben jedenfalls nicht ganz über alle Zweideutigkeit erhaben; denn wenn ein armes Hindu-Mädchen, das einen Mann so gar nöthig braucht, (s. Bd. IV, S. 202) in einer Kostschule auf das beste verpflegt, erzogen, und zuletzt an einen wohlbesoldeten jungen Mann verheirathet wird, so kann ihr die Lockerung oder auch selbst die Darangabe der blutsverwandtlichen Bande möglicherweise ziemlich leicht fallen. Die Täuflinge mußten vor allen Dingen „der Kaste“ feierlichst entsagen; hintennach kam dann die kirchliche Entsagungsformel. Es war schwer zu sagen, wohin das meiste Gewicht fallen sollte. Die beiwohnenden Heiden, — dieß bestimmte Gefühl hatte ich — gingen mit dem Eindrucke hinweg, man habe die Beiden in die „englische Kaste“ aufgenommen.

Fast unheimlich wurde es mir in einer höhern Schule für Heidenknaben, wo ich einen Missionar die letztern über christliche Glaubensgegenstände examiniren hörte. Sie hatten heute ihre abgöttischen Zeichen an der Stirn möglichst groß und schön gemacht, und dabei plapperte die Zunge so christlich.

Eines Tages besuchte mich ein eingeborner Prediger, der, von Rhenius erzogen, seitdem vier Missions-Gesellschaften gedient, und zuletzt, von einem Engländer in Mysore unterstützt, auf eigne Hand missionirt hatte. Dieser ging nun mit dem kühnen Gedanken um, nach England zu reisen und dort bei der bevorstehenden Erneuerung der Charte die eingebornen Christen zu vertreten, die er, mit Einschluß der Römer, auf 200,000 in ganz Südindien schätzte. Die Rechte der 30,000 „Ostindier“ im Süden seien vollkommen gesichert, nicht so die der eingebornen Christen, die von den englischen Missionaren oft zu sehr als „Eigenthum“ betrachtet und behandelt würden. Die selbstständige Haltung des Mannes, die unter den Christen dieses Landes

so gar selten ist, konnte mir schon gefallen; über seine eigentliche Meinung vermochte ich bei einmaliger Unterhaltung mit ihm nicht klar zu werden, noch viel weniger über seine innerste Gesinnung.

In Madras lief mir auch der erste gelehrte Vischnuit in den Weg. Ich legte ihm einige schwierige Stellen der Bhagavadgita vor; seine Erklärung derselben gab durchaus kein neues Licht, war mir aber insofern interessant, als sie mit großer Feierlichkeit vorgetragen wurde. Er bekannte sich einen Anhänger der Visischtadwaita-Schule, die erst mit der vollen Erlösung die bekannte Unterschiedslosigkeit zwischen dem allgemeinen Geiste und der einzelnen Menschenseele eintreten läßt, und bezeichnete Aditya, Ambika (Parvati), Vischnu, Ganesa und Sudra als diejenigen elementarischen Gottheiten, die auf dem Standpunkte philosophischer Unreife verehrt würden.

Unter meinen europäischen Bekanntschaften hebe ich hervor: die schottischen Capläne Hamilton und Macfarleane, die, obgleich mit den englischen Missionen mehr oder minder eng verbunden, sich von allem Partheigetriebe ziemlich fern hielten, den Oberpostmeister Brown, der als Kenner des Telugu einen Namen hat, Dr. Balfour, der, politischer Agent am Hofe des Nabobs, das Studium des Persischen vertritt, und Mr. Elliot, Bruder des bekannten englischen Bevollmächtigten zur Zeit des letzten chinesischen Krieges, Polizeipräsident und Magistrat von Madras. Der Letztere hatte als kühner Schwimmer über die gefährliche Brandung von Madras zur Zeit des Monsums, so wie als glücklicher Zerstörer einer furchtbaren Räuberbande sich den einstimmigen Dank des Publicums erworben.

Wie gefürchtet der Name des Polizeipräsidenten in Madras war, das hatten wir wahrzunehmen Gelegenheit, so oft wir mit ihm ausfuhren: mit dem Schreckensrufe „Elliot, Elliot!" sahen wir mehr als einmal die Kinder auf der Straße bei Seite stieben. Während er selbst das gesellige Unkraut mit strenger Hand ausjätete, pflegte Frau Elliot

die schönste Gartenanlage, die wir je in Indien gesehen. Alle bewunderten ihre reizenden Schöpfungen, nur nicht der böse Südwind,[42] den sie einen giftigen Mehlthau für ihre Blumen nannte.

Das Haupt der vorerwähnten Räuberbande war nichts Geringeres als ein Muteliar und zwar noch dazu Chef eines Theils der Polizeisoldaten. Herr Elliot überraschte ihn mitten unter seinen Leuten, und dieser ließ sich, von dem bloßen Namen seines gefürchteten Vorgesetzten niedergedonnert, geduldig wie ein Kind mit hinwegführen. Ein andrer Räuber von Bedeutung, ein Muhamedaner, wußte sich dem Arm der strafenden Gerechtigkeit sehr lange zu entziehen, indem er sich klüglicher Weise recht nahe hinzumachte, das ist, sich bei dem Koche des Polizei-Präsidenten als Gehülfe verdingte. Eben machte Herr Elliot wieder Jagd auf einen Brahminen, der Unterschleif getrieben. Dieser hatte sich in das Innere geflüchtet, und lebte nun da in dem Hause eines ihm verwandten Polizeichefs. Unser Freund hatte einige Polizeisoldaten dorthin geschickt, die, als religiöse Bettler verkleidet, in das Haus drangen und den Schuldigen packten. Als sie aber mit ihrem Fange zum Hause hinauswollten, erhob sich im Dorfe ein so furchtbarer Aufruhr, daß sie es für besser hielten, den Mann einstweilen in seinem Versteck festzuhalten und ihrer Einen nach Madras um Verstärkung zu schicken.

Herr Elliot klagte in den allerstärksten Ausdrücken über die große Verworfenheit der eingebornen Bevölkerung. Der heimathliche Rechtsgrundsatz, daß man Jeden so lange für unschuldig zu nehmen habe, als nicht das Gegentheil klar vorliege, müsse hier umgekehrt werden; namentlich grenze die Lügenhaftigkeit der Eingebornen an's Unglaubliche, und die beständige Berührung mit diesen unsaubern Elementen sei wohl geeignet, die sittliche Scala auch des sittlichsten europäischen Richters durch die Abstumpfung des innersten Abscheus allmählig herabzustimmen. Diesen pestartigen Einflüssen einer verfaulenden

Heidenwelt ist natürlich auch der ostindische Missionar ausgesetzt, und zwar um so mehr, je treuer er den Seelen in ihre tiefsten und finstersten Schlupfwinkel nachgeht. Wenn irgendwo, so thut hier ein in Gott starker und gewappneter Charakter noth, besonders wenn man zu den sittlichen Miasmen die starkerregenden, überreizenden und darum erschlaffenden Einflüsse eines tropischen Himmels hinzunimmt.

Das Gebiet von Madras mit mehr als einer halben Million Bevölkerung (630,000)[43] hat einen Umfang von etwa vier Stunden; das europäische Fort dicht am Meer, die Stadt der Einheimischen im Rücken desselben, Vorstädte und Bazare in allen Richtungen, und dazwischen hin freie Plätze, Kunstteiche, Baumgänge, Gärten und Parks mit europäisch-indischen Landhäusern füllen es. Man kann auf belebten Straßen an Hütten und Palästen vorüber bald auf freier luftiger Fläche, bald zwischen dem dunkelsten und dichtesten Grün Stunden lang hinfahren. Von einem hohen Dache herabgesehen, macht Madras, mit Ausnahme des Forts und der schwarzen Stadt, fast den Eindruck eines hie und da gelichteten Waldes. Es ist ein lieblicher Ort — trotz „Kaste" und „Kastenfrage."

Siehst du da den englischen Pariah mit den Stolpenstiefeln unter dem Baume stehen? Er hält einen kleinen Spiegel in der Hand, während der Bader den Djangel seiner Wangen lichtet. Siehst du da den Erzähler kauern? Er hat einen großen Kreis um sich versammelt; „still ist's und jedes Ohr hängt an des Alten Munde." Siehst du da die raschwandelnde Gruppe im langen weißen Gewande? Es sind heimeilende Schreib- und Rechengeister aus den öffentlichen und kaufmännischen Bureaus. Siehst du da die Männer und Frauen mit den grünen Bündeln vor sich? Es sind die Leute, die das Gras, das sie an Wegen, Hecken u. s. w. während des Tages mühsam gestochen haben, hier nun an die Pferdeknechte, — das Bündel für einen guten Groschen — verkaufen. Siehst du da die weißen Ochsen lagern und

die lustigen Feuer brennen? Dort rasten Kärrner, die an ihrem Theile die große Stadt mit den Erzeugnissen des Landes versehen haben. Siehst du da den sonderbar geformten Wagen — rundlich, eng, hoch und spitz, mit den neidischen Vorhängen? Vornehme Hindufrauen lassen sich darin spazieren fahren. Doch wer will die bunten Bilder, Gruppen und Scenen alle namhaft machen, die bei einer Spazierfahrt durch Madras an deinen Augen vorübereilen.

Wir suchten fast jeden Abend das Meeresufer etwas südlich vom Fort, um die ambrosische Meeresluft zu trinken und uns gelegentlich auch an der europäischen Regimentsmusik zu erfreuen, die ein blasser, heimwehkranker Landsmann — der einzige in ganz Madras — zum Vergnügen der Engländer leitete. Dort tummelte sich zu Roß und zu Wagen die europäische Welt; dort ergingen sich die englischen Kinder, die beiläufig kaum die Füße zu setzen gelernt haben, als sie schon ihren Dienern und Dienerinnen keck voranschreiten; dort begegneten wir auch fast immer dem Nabob in gefülltem Wagen, gefolgt von zwei reitenden Polizeisoldaten. Der junge Mann, von sehr weißer Gesichtsfarbe wie alle seine Begleiter, war eben ein angehender Zwanziger. Eine englische Zeitung sprach bei seinem ein und zwanzigsten Geburtstage den Wunsch aus, „es möchte doch seine künftige Laufbahn praktische Belege dafür liefern, daß Seine Hoheit nun wirklich in die Jahre des Verstandes getreten sei.“

Nach dem Fort selbst, wo die Kaufleute und die Beamten ihre Bureau's haben, ließ ich mich fast nur von Geschäften führen. In der dortigen Kirche verewigt ein ähnliches Denkmal wie das zu Tanjore (Band IV, S. 12), den Namen unsres alten Schwarz. In einer Ecke hat auch Gerike ein kleines Monument gefunden. Ich sah den Rasen um die Kirche von dem vielen Regen, der just gefallen, fast heimathlich grün, und die sinkende Abendsonne goß einen Schein der Verklärung über das Ganze. Möge der Geist der Männer, deren

Gedächtniß hier in Ehren gehalten wird, wie eine neue Morgensonne wieder aufgehen in unsrer Mission, auf daß unsre Gegner mit ihrem „Icabod, die Herrlichkeit ist dahin von Israel!“[44] verstummen müssen.

Nicht weit von dem Meeresufer ist der schönste freie Platz, das sogenannte „Island.“ Auch dort ließ sich die Meeresluft ganz angenehm trinken. Ein prächtiger Fahrweg führt um ein gewaltiges grasbewachsenes Rondel. Dicht dabei liegt, von einem Flüßchen abgeschnitten, ein gazellenreicher Park mit dem „Government-House.“ Darüber weg ragt an einer Stelle des Nabobs Palast.

An des Nabobs Palast vorbei läuft der Weg dicht an der See, nach Mailapur[45] oder St. Thomé. Links das brausende Meer und die mit Kähnen und Netzen überdeckte Sandküste, rechts trauliche Häuslein, die Verandahs gegen den Meereswind gekehrt, und dazu Feuer und Lampen in Gebüsch und Gärten: so haben wir ihn an manchem wehenden, mondschein-verklärten Abend genossen.

In Mailapur war es, wo — wie die Sage geht — der Sänger des Kural als schlichter Weber die „Haustugend“ übte. Einst kam zu ihm ein Weiser seines Volkes, um aus des Dichters Munde zu vernehmen, was besser sei, die Verrichtung der Buß- oder der Haustugend. Er erhielt auf immer wiederholte Frage viele Tage lang auch nicht ein Wort der Erwiederung; Tiruvalluver wollte mit der That antworten. Eines Tages ruft der Dichter seine Frau grade in dem Momente, wo sie am Brunnen ist; sie läßt das Wassergefäß auf halbem Wege im Brunnen hängen und stürzt über Hals und Kopf herbei, um die Befehle ihres Herrn und Gemahls zu empfangen. Ein andermal bringt sie ihm der Sitte gemäß kaltes Reis vom vorigen Abend zum Frühstück. „Das brennt mir ja auf der Zunge“ läßt sich der Eheherr vernehmen; gleich bläst die wackre Ehehälfte mit vollen Backen darein. Wieder ein andermal läßt er, am Webstuhl sitzend,

am hellen Mittag etwas fallen. Gleich ruft er: Frau, bring mir ein Licht; und siehe da, die Gehorsame nimmt all ihren Verstand gefangen und bringt es. Da gehen dem weisen Manne endlich die Augen auf. „Ich habe meine Antwort: wenn Einem eine so treffliche Frau zufällt, so ist die Uebung der Haustugend vorzüglicher; wo nicht, die der Bußtugend." So bei sich selber sprechend, verläßt er, ohne weitere Frage, den Dichter.[46] In dieser — Geschichte oder Dichtung — spiegelt sich das tamulische Ideal weiblicher Tugend.

Mailapur hat aber bekanntlich eine für uns Christen noch weit interessantere Ueberlieferung. In der portugiesischen Kirche, fast unmittelbar am nördlichen Eingange des Ortes, zeigt man das Grab des Apostels Thomas, den die Sage weiter landeinwärts auf dem sogenannten Sinna Malei („kleiner Berg"), zwischen Mailapur und dem Perija Malei („Großberg") oder Thomas Mount[47], den Märtyrertod von erbitterten Brahminen erleiden läßt. Der Hügel von Sinna- sowohl als Perija-Malei ist mit einer Kirche gekrönt, und die letztere rühmt sich das Herz des Apostels, von dem die dortigen Christen ihren Namen ableiten, als Reliquie zu bewahren. In einer Seitencapelle der alten Cathedrale zu Mailapur sah ich das angebliche Grab des apostolischen Blutzeugen, eine leere Vertiefung im Fußboden. Junge indoportugiesische Priester aus dem zugehörigen Seminar, — Augustiner wie alle Goapriester, — standen ziemlich gleichgültig daneben. Man hielt gerade Umgang zur Feier der Leiden Jesu. Der Refrain der Litanei lautete stets: Deine unzähligen Sünden bereu, o Sünder! Man bediente sich dabei der tamulischen sowohl als der indoportugiesischen Sprache.

Nach Missionar Brotherton, den ich in Mailapur besuchte, besitzt dieser Ort nicht minder als sieben Goa-Kirchen für nicht mehr als 1000 bis 1500 Goa-Christen aus den Sudras sowohl als aus den Pariahs. Französische Priester sind in ganz Madras nicht zu finden,

wohl aber irländische, deren einer sich auch in Mailapur niedergelassen hat.

Einzelne Thomas-Christen sind im Laufe der Zeit von Mailapur nach Malabar zu der Hauptmasse ihrer Brüder ausgewandert. Zur Zeit der Portugiesen stießen die syrischen Kattenars auf ein völlig vereinzeltes, abgeschloßnes und darum ganz verkommnes Gemeindlein von Christen in Todamala (50 St. von Cranganore), das seine Herkunft aus Mailapur ableitete. Sie nannten die Gottheit Bidi, — offenbar Vidhi, Fatum — und verehrten ein Gemälde, worauf ein Greis, ein Jüngling und ein Vogel abgebildet waren — ohne Zweifel die heil. Dreieinigkeit.

Bei einem Landsmanne, der in Mailapur zur Stärkung seiner Gesundheit eine Wohnung dicht am Meere gemiethet hatte, verbrachte ich ein paar sehr kühle, genußreiche Tage und Nächte. Die hintere Verandah öffnete sich auf die ewig brausende tiefblaue Salzfluth, mit deren heftiger Brandung Fischerkähne den ganzen Tag über, zuweilen wie im Todeskampfe, rangen. Zur Linken sah man am Abend bis zum Leuchtthurm von Madras hinauf, in dessen Nähe der alte Missionar Schulze sein erstes Quartier aufgeschlagen; zur Rechten fiel der Blick auf die portugiesische Cathedrale mit dem angeblichen Grabe des Apostels, oder wenigstens auf den damit verbundenen Palmengarten.

Am Osterabend beobachteten wir in dem letztgenannten Gehöfte einen feierlichen Umzug. Verschiedne Figuren wurden von Station zu Station umhergeschultert, — der Herr selbst wie er das Kreuz trägt, und Maria nebst andern Frauen, die sich von Zeit zu Zeit verneigten. Von den letztern waren einige gradezu wie Pariser Balldamen ausstaffirt. Der Bischof unter einem prächtigen Baldachin, singende Priester, schönstens aufgeputzt, Kinder mit Engelsflügeln, Fackeln mit verschiedenfarbigem Licht: so will man's hier haben. Menschenhaufen

drängten sich unter den wie zauberhaft beleuchteten Palmen; unsrem Diener aber, einem Katholiken von exemplarischer Unwissenheit, leuchtete das sonst ach so matte Auge von Stolz und Freude.

Am öftesten machten wir einen Ausflug nach dem Thomas-Mount, etwa vier Stunden südlich von Madras; dort nämlich hatte der ebenerwähnte Landsmann, ein deutscher Regiments-Musikmeister, seinen eigentlichen Wohnsitz. Die breite, von Banianen und andern hochwüchsigen Bäumen überschattete Straße macht die Fahrt dorthin zu einer wahren Lustfahrt. Allenthalben ein Häuschen oder eine Hütte am Saume des Weges, den Fußgänger, Wagen und Karren beleben; allenthalben Verkäufer von Zuckerrohr, Melonen und Kaschnüssen. Etwa ein Stündchen von Thomas Mount sieht man dicht an der Straße den sogenannten Sinna Malei (S. 113), einen ganz kleinen Hügel auf der rechten Seite eines Flusses.

Am Fuße des berühmten Thomasberges liegt eine sehr nette Kapelle der Wesleyaner. Verschiedne Treppenfluchten führen zu dem Kirchlein hinauf, neben welchem eine bescheidne Pfarrwohnung frei in's Land hinausschaut. Der weitgedehnte Ort unten, wo alle Recruten von Madras exerciren müssen, nimmt sich im Grün mit seinen weißen und grauen Häusern ganz allerliebst aus. Eben ging die Sonne unter, als ich eines Tages das Kirchlein auf dem Berge besuchte. Ostindische und europäische Soldaten, alle in Hose und Hemde, genossen da oben ohne allen Zwang die Kühle des Abends.

Etwa eine Stunde südlich von Thomas Mount erheben sich ziemlich hohe Berge mit europäischen Wohnungen am Fuß sowohl als auf dem Gipfel. Viele englische Offiziere hausen dort angenehm genug. Bis Palabram, so heißt der Ort, führt eine prächtige Landstraße. Um so schlechter ist der Weg nach Pondichery, der dort abgeht.

Wie wohl es uns that, nach halbjähriger Fremde in Madras wieder einmal einen eignen Heerd zu haben! Unsern ersten Koch frei-

lich, den Devasachajam, vermißten wir sehr; bräutliche Sehnsucht hatte ihn bald nach unsrer Ankunft in Madras nach Trankebar zurückgezogen. Der neue Koch, Santappen, der zuweilen eine Zechperiode hatte, — sonst ein gutmüthiger Bursche, — machte der Hausfrau mancherlei zu schaffen; diese nämlich hatte auch hier die Gesinde-Controle übernommen. Fast alle einheimischen Köche für europäische Häuser besitzen ja einen, freilich oft sehr knappen, Vorrath an englischen Wörtern für den nothwendigsten Verkehr mit ihrer Herrschaft. Dabei kommen denn oft ziemlich possirliche Sachen zum Vorschein. Als einst Santappen meiner Frau von einem neuen Gerichte erzählte, äußerte er: Denmark says „Irish stew" (Dänemark sagt: Irisch Stew). Er wollte damit zu verstehen geben, daß die Dänen in Trankebar, von wo auch er stammte, das Gericht auf diese Weise zu benennen pflegten. So oft dieser Santappen, vom Bazar kommend, kein ganz gutes Gewissen hatte, leitete er seine Anrede fast immer mit einem „Mam" ein.

Sein Gehülfe, ein römischer Katholik, hatte eine noch charaktervollere Gewohnheit. Lange ehe man ausgeredet, trat er mit einem hastigen „Nein" dazwischen; sein stets böses Gewissen ließ ihn stets einen Tadel fürchten, und diesem wollte er gleich vorweg entgegentreten. Nie hab' ich einen Menschen gesehen, der in so hohem Grade für die personificirte Lüge hätte gelten können. Eines Abends wollte er mir durchaus weiß machen, daß ein Kambali (eine wollne Decke) ein Tuppadi (ein Bettlaken) sei.

Die gewohnheitsselige Gedankenlosigkeit solcher Leute ist oft unglaublich. Eines Abends brachte ich den Santappen sowohl als seinen Gehülfen in die größte Verlegenheit dadurch, daß ich mich mit meinem Buche an die entgegengesetzte Seite des Tisches niedergelassen hatte. Denn als sie nun meine Lagerstätte, wie gewöhnlich, an die offne Thür tragen sollten, wo ich, bei ebenfalls offnen Fenstern im kühlenden Luftzug zu schlafen pflegte, saß ich ihnen grade im Wege. Sie hätten

zwar den Tisch eben so gut auf der andern Seite umgehen können, — aber das hatten sie ja, grade bei dieser Gelegenheit, nie zuvor gethan. Da standen sie denn, — sahen einander an, und gingen bestürzt hinaus. Nach einer Weile jedoch kamen sie wieder; dem Koch, der in solchen Dingen am hellsten sah, war draußen das nöthige Licht aufgegangen. Entschlossen faßten sie das Bett, schwenkten sich — o Wunder — kühn auf die entgegengesetzte Seite, und brachten es glücklich an Ort und Stelle. — So oft Herr Kremmer verreiste, legte der wackre Römer mindestens noch drei Tage lang das Besteck desselben jedesmal mit auf die Tafel. Das sah uns denn wie flehend an:

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Die Frau des Römers war Heidin. Eines Morgens kam er heulend und wehklagend und verlangte Geld. „Wozu denn?" Meine Frau ist gestorben; ich will sie begraben lassen. „Wir haben ja gar nichts von ihrer Krankheit gehört; was hat ihr denn gefehlt?" Ach der Teufel war ihr seit acht Tagen in den Kopf gefahren. „Woher weißt du das?" Sie hat immer irr gesprochen. „Sie hatte gewiß das Fieber. Hast du denn gar keine Arzenei gegeben?" Nein, aber mit heiliger Asche hab' ich sie beschmiert. — Nun das war derselbe, dem bei dem heiligen Schaugepränge in St. Thomé das Auge leuchtete. (S. 115.) Die Unwissenheit der römischen Christen dort zu Lande ist kläglich. Kirchen und Kapellen bauen ihre Priester, — Schulen nicht. Zur Bestattung seiner Frau hatte der Römer unsren heidnischen Knecht, diesen „Edlen", der für ein paar Groschen auf der Stelle Christ geworden wäre, mit eingeladen. Wir ließen ihn, noch ehe er sich ganz voll getrunken, heimholen. Der ihn brachte, sagte: So eben tanzen die Leichenbestatter — wie es die Sitte der heidnischen Pariahs mit sich bringt. Als wir am andern Morgen den Römer über diesen Unfug

zur Rede setzten, äußerte er sehr naiv: Ei ich habe die Musikanten nicht bezahlt.

Unter dem Gesinde des Hauses zeichnete sich der Ochsenknecht des Herrn Kremmer, — ein Sudra, wie fast alle diese Leute — vortheilhaft aus, obschon er zum Christenthume überzutreten, seiner heidnischen Mutter wegen, nicht den Muth hatte. Er pflegte seine Oechslein wie Kinder — und aß nie von ihren Linsen. Seine liebende Fürsorge erstreckte sich auch auf das Aeffchen, das, im Fenster hingestreckt, meinen tamulischen Studien beizuwohnen pflegte, und mit den bösen Krähen, die ihm sein schönes Reis stahlen, in ewiger Fehde lebte. Alle Augenblicke wusch er ihn von Kopf zu Fuß; er forderte dazu stets einen Pfennig für eine Seifenfrucht. Sein Pflegling aber trug diesen Liebesdiensten keine Rechnung. Wenn er im Sinne des schönen Liedes „Freiheit, die ich meine“ und „Auch bei grünen Bäumen“ auf die Mangobäume kommen konnte, so war alles Locken des Sudrafreundes vergebens; nur die Frau des Kochs vermochte ihn „auf die Pfade der Pflicht“ zurückzurufen. Diese nämlich legte sich dann mit dem Gesichte platt auf die Erde; das lange Haar derselben, das in reizender Unordnung auf den Nacken herunterfiel, reizte den Zausegeist so, daß er Freiheit — und Mango's flugs in den Wind schlug, aus den höchsten Höhen eilends herniederstieg, sich in das Haardickicht einwühlte und auf diese Weise gefangen wurde. Denn „die Lock' ist ein Netz, das betrügt.“

Die Frau des Ausfegers, der in den Birmanischen Krieg gezogen, war auch ein beachtenswerthes Element in unsrem Hausgesinde. Sie hatte ein paar recht nette Kinder. Mit diesen paradirte sie gern über den Bazar — alsbald nach dem Mittagsessen, noch ehe die Verdauung eingetreten. Dann nämlich hatten die nackten Figürchen ganz kugelrunde Bäuche, und die stolze Mutter konnte so einem Jeden thatsächlich beweisen: „Wir haben's ja.“

Leider litt ich in der letzten Zeit meines Aufenthalts in Madras an Geschwulsten. Madras ist für derlei krankhafte Erscheinungen berüchtigt; sieht man doch auf den Straßen oft genug einen „Oedipus" seinen Schwellfuß hinschleppen. Man hält es zuweilen kaum für möglich, daß ein Mensch mit einem solchen „Elephantenfuß" gehen kann. Bei mir warf sich die Geschwulst, die mehr der Rose glich, hauptsächlich auf die Arme.

Zu den englischen Aerzten in Indien konnte ich nie ein rechtes Vertrauen fassen. Sie geben Dosen, die auf Beefsteak-genährte und mit Porter, Ale und Spirituosen verpichte Magen berechnet sind. Zudem gehören sie keineswegs zu den Besten ihrer Gattung, — die bleiben lieber daheim in „Old England" — und da sie von der Regierung freigebigst besoldet werden, so haben sie auch an glücklichen Curen kein sonderliches Interesse. Das Unschuldigste, was sie verordnen, ist „Heimreise," und das verordnen sie gern — nach dem Grundsatz: je weniger Kunden, je weniger Wege; je weniger Wege, je mehr Muße.

Nun hätte mein Barbier, ein heidnischer Pariah, der mit der Miene eines Kenners mein Leiden für „Wind"[48] erklärte, gar zu gern den Arzt bei mir gespielt;[49] allein das tamulische Sprüchwort sagt: „Erst wer zehn getödtet hat, darf sich einen Arzt nennen," und darüber konnte sich mein Bader, der mir viel zu weichherzig aussah, nicht ordentlich ausweisen.

So machte ich denn lieber selbst den Arzt.

Briefe aus Madras.

Madras, den 6. Sept. 1851.

Mit Gottes gnädiger Hilfe so eben wieder genesen von einer gänzlichen Nervenerschlaffung, sende ich Ihnen mit fröhlichem Munde und Herzen Gruß und Wort über Meer und Land hinüber. Europäische Frische freilich wird, so lange sich dieser „eherne" Himmel über mir wölbt, mir schwerlich wieder zu Theil werden; gibt es doch überhaupt nur wenige glückliche Naturen, deren Lebensstrom unter dieser Sonne nicht schneller vertrocknet, als es in Europa der Fall gewesen sein möchte. Dennoch ist mir, Gott Lob! von der alten Kraft noch grade genug übrig geblieben, daß ich im Hinblick auf Den, der mich, wenn ich sinken wollte, bis hieher auf Adlers Flügeln getragen hat, in hoffendem Glauben zu sprechen wage: „Ich werde nicht sterben, sondern leben, und des Herrn Werk verkündigen."

Wir stehen jetzt in einem Monat, den der Europäer in Südindien lieber gehen als kommen sieht. Es ist als wenn im September die ganze Natur schwer athmete; die balsamische See, mir die liebste Freundin nach der kühlen Alpenhöhe hier in Indien, sendet dann oft für lange, lange kein lebendes Lüftchen in das schwüle Land hinein, und obschon sie hier bei Madras auch in der windlosesten Zeit nimmer zu branden aufhört, so erinnert doch gegenwärtig diese hohle, unheimliche Bewegung mehr an Tod als an Leben, und die faulen Gerüche, die sie oft in die nächste Umgebung hinausathmet, machen dem Neid ein Ende, mit dem etwa Leute, die, wie wir, mitten unter den dunstigen Quartieren der Eingebornen wohnen, auf die Glücklichen geblickt haben mögen, denen der liebe Gott eine Wohnung dicht am

kühlen Meeresufer beschieden hat. Ist der September vorbei, dann noch eine kleine Pause, — und daher fliegt der Monsum aus Nordost, jener eben so laute, als von den Europäern im Allgemeinen willkommen geheißne Gast. An die Zeit des Donners, Sturmes und Regens endlich reiht sich gegen Ende des Jahres der indische Frühling, — wenn ich so sagen darf. Obschon derselbe keine Nachtigallen bringt, so sehnt sich doch der Europäer gar heftig danach, und wenn dann die verblichne Wange sich nicht wieder ein wenig färben will, so wird sie sich auf dem tamulischen Flachlande wol nie wieder röthen. Schon gegen Mitte März geht die süße Zeit zu Ende, und nun, wie mit neugesammelter Kraft, spannt die Sonne ihren Bogen und schießt einen feurigen Pfeil nach dem andern. Wer Zeit und Geld hat, packt dann eilig seine Sachen zusammen, streckt sich in den bequemen Palankin, und eilt entweder den kühlsten Plätzen an der Meeresküste oder aber den kühlsten Bergen, am liebsten den Blauen zu.

Genug von der Natur, die sich hier leider nur allzusehr bemerklich macht. Sie werden Etwas von den Leuten dahier hören wollen. Nun, meine Hausgefangenschaft ist schon seit mehr denn vier Wochen zu Ende; es ist mir endlich gelungen, ein passendes und verhältnißmäßig nicht allzutheures Gefährt zu kaufen. Dennoch bin ich mit meinen Bekanntschaften noch nicht gar weit gediehen. Sie können sich kaum vorstellen, wie schwer es hier hält, daß der Europäer mit dem Europäer bekannt wird, in Folge der übermäßig steifen europäisch-indischen, oder ich will lieber sagen englisch-indischen Etikette. Ferner ist der hier in der europäischen, oder ich will lieber wieder sagen, englischen Welt herrschende Geist überhaupt ein Geist der Absonderung, ein Kastengeist, der seines Gleichen unter den Hindus sucht, und in Gottes Augen gewiß in vielen Fällen verwerflicher ist, als der Kastengeist unter den Hindus. Sonderbar, daß selbst unter denen, die hier mit aller Macht nicht blos wider den Kastengeist, sondern auch

wider die Kasteneinrichtung selbst zu Felde ziehen, gar Mancher ist, der um keinen Preis den halbblütigen Indo-Europäer zu Tische laden würde, wie ich denn überhaupt fast nirgends in Indien den vollblütigen Europäer mit dem halbblütigen habe speisen sehen. Machten sich doch vor nicht langer Zeit zwei Damen in den höchsten Regionen der Europäerwelt zu Madras das Vorrecht streitig, von dem Gouverneur zu Tische geführt zu werden, — und zwar so hartnäckig, daß der Hof der Directoren in England den Etiquettenzank entscheiden mußte.

Wir leben hier so still hin in unserm stillen Hause. Ein schöner grüner Garten verstreut angenehmen Schatten um die zwar nicht sehr geräumige, aber doch recht freundliche Behausung, und hält uns einigermaßen geschützt vor dem Staub und Lärmen der engen Straße, die daran vorbeiläuft. Nichts unterbricht die zuweilen fast ländliche Stille, als dann und wann das Gezänk tamulischer Weiber, deren Stimme an Tragweite, aber nicht an Wohlklang, wol mit einer mäßigen Glocke wetteifern möchte; das manchmal fast unerträgliche Gelärm in einer benachbarten Schule, wo etwa ein Dutzend Hindukinder ihre jungen Kehlen ordentlich zu üben scheinen; von Zeit zu Zeit auch die halb englische, halb tamulische Sprache eines schwer loszuwerdenden Hausirers, der nicht eher ruht, als bis er seine buntgemischten Waaren auspacken darf. Glücklicherweise haben diese Leutchen die hochtamulische Sprachlehre nicht studirt, worin außer den Sängern u. s. w. auch den Waarenausrufern das Recht zugestanden wird, den Endvocal bis zu einer beliebigen Länge auszuhalten. Den meisten Lärmen jedoch machen die Krähen, die in den benachbarten Gärten von Baum zu Baum schwärmen, und wenn eine ihrer Schwestern von einem feindlichen Schuß getroffen sinkt, sie in dichten Schaaren umkreisen und ihr ein so heiseres Todeslied singen, daß es Einen fast mit zu dauern anfängt. Dazu kommt endlich, daß fast fortwährend Tamulen aus der

Gemeinde zu Miss. Kremmer kommen, und daß es nicht leicht einen Tamulen gibt, dem noch erst die Zunge gelöst zu werden brauchte.

Am zehnten August feierten die Heiden — und zwar ausschließlich Sudras — hier ganz in der Nähe das bekannte Schwingfest; von dem Dache unsres Hauses herab konnten wir die Leute, die ihr Gelübde an die Pidari[50] einlösen wollten, ganz deutlich in die Luft schnellen und im Kreise umherfahren sehen. Der Haken, an dem man diese armen Opfer ihrer eignen Thorheit befestigt, wird in den Rücken eingetrieben, nachdem derselbe vorher bis zum Anschwellen zerschlagen worden. Ein um den Leib gewundnes Tuch verhindert das Ausreißen des Hakens.

Neulich starb hier wieder ein Heide an einem „unglücklichen Tage." Der Leichnam eines so Verschiedenen darf nicht durch die gewöhnliche Thür hinausgetragen werden — er kommt sonst wieder. Man machte daher ein Loch in die Wand und schaffte ihn auf diesem Schleichwege fort. Dann verschloß man das Haus möglichst luftdicht, um es so für ein halb Jahr unbewohnt stehen zu lassen. Eher nämlich räumt der Geist des Verstorbenen seine alte Behausung nicht.

Ich hatte vor einigen Wochen die Gemeinde hieher beschieden und sie mit dem Zwecke meiner Reise näher bekannt gemacht. Sie nahmen daran den entschiedensten Antheil, und das um so mehr, als sie immer noch hoffen, es würden sich doch am Ende noch mitleidige Herzen und Hände in Deutschland finden, die ihnen ein ordentliches Kirchlein bauen helfen. Nun ja, es ist wahr, das Hinduhäuslein, das sie zu einer Kirche eingerichtet haben, nimmt sich neben den Kirchen anderer christlicher Gemeinschaften in Madras mehr als bescheiden aus, so recht kreuz-lutherisch, und es mag den Leutchen wol manchmal schwer werden, dieses und jenes Spottwörtchen ruhig hinzunehmen. Nun das wäre das Wenigste, wiewol ich mich selbst des Wunsches nicht erwehren kann, daß das Kirchlein mindestens wie eine Kapelle aus-

sehen möchte, damit die Gegner unsrer Kirche doch nicht gar zu verächtlich drein sehen. Da ich jedoch sehr wohl weiß, daß sich in solche und ähnliche Wünsche das liebe Fleisch ein wenig mischt, so habe ich diesen meinen Privatwunsch der Gemeinde gegenüber nicht eben stark betont, sondern sie ernstlich ermahnt, vor allen Dingen den Tempel ihres Herzens fein ordentlich zu schmücken, damit man von ihnen Allen mit Recht sagen möchte: „Diese Leute haben zwar eine erbärmliche Kirche, aber es sind vortreffliche Christen.“ — Die Kirche leidet aber an einem andern Uebelstand, der nicht so leicht zu übersehen ist, namentlich während der Regenzeit. Die Hälfte der Leute nämlich sitzt unter freiem Himmel. Die indischen Häuser sind im Viereck gebaut; die einzelnen Zimmer laufen an den innern Seiten dieses Vierecks herum, mit einem schmalen überdeckten Gang davor; in der Mitte aber ist der enge Hofraum, der natürlich blos den Himmel zur Decke hat. Ich selbst komme fast jedesmal krank wieder heraus, zumal wenn es kurz zuvor geregnet hat.

Madras, den 10. Novbr. 1851.

In einigen Tagen schon wird Asien und Europa wieder in Verbindung treten, und damit mich dann der vom Hafen aus weit über Madras hin hallende Kanonenschuß nicht unvorbereitet finde, dies mein armes Blättchen dem Heer von stummen Boten zuzugesellen, das auf Flügeln des Windes und des Dampfes allmonatlich nach meinem lieben Europa eilt, so fange ich schon jetzt zu schreiben an.

Ich führe Sie, meiner Gewohnheit gemäß, zuerst in das Reich der Natur, die seit meinem letzten Schreiben einen gewaltigen Umschwung erlitten und mich auch selbst in diesen Umschwung mit hineingerissen hat. Die schwüle Pause, die der eigentlichen Regenzeit alljährlich vorangeht, und die in diesem Jahre gar kein Ende nehmen wollte, ist seit etwa zwei Wochen glücklich vorüber; wie freute ich mich, als

der Wind mit Einem Male stark aus dem Norden zu blasen anfing und einen an der Schneebrust des Himalaya gekühlten Labebecher nach dem andern ausgoß. Wir glaubten nun, der Monsum-Regen werde dem Monsum-Winde auf dem Fuße folgen. Doch so kam es nicht. Erst nach einer Woche ungefähr, während welcher Zeit freundliche Sonne und kühler Wind uns aus Indien fast hinausversetzten, brach der Regen los, und zwar so derb, daß wir eine ganze Woche lang in unserm Hause fast einregneten. Die Wolken hingen wie zum Greifen auf die Erde herunter; es schien, als wollten sich Himmel und Erde für immer mischen, und Sonne, Mond und Sterne nie wieder leuchten lassen auf Erden. Vorgestern Abend jedoch hellte es sich plötzlich auf, und auch heute noch hat die liebe Sonne die Oberhand. Eine solche Pause im Monsum läßt sich nicht hoch genug schätzen. Die Luft nämlich wird, wenn der Monsum einige Tage ununterbrochen seine Wasserschläuche ausgießt, endlich zu einem Wasser-getränkten Schwamm, und Bücher und Kleidungsstücke fangen an zu verstocken, der Fußboden feuchtet, und selbst im Bett, dem letzten Zufluchtsorte, läßt sich der Nässe nicht entgehen.

Ich befinde mich nun, seitdem jener Wechsel eingetreten ist, ganz besonders wohl, und wenn nur mein Ohr sich wieder bessern wollte, so wüßte ich über gar nichts zu klagen, ausgenommen etwa über Schwäche der Nerven. Dem Herrn sei Lob für alle seine Treue und Barmherzigkeit. Er hat mich aus sieben Trübsalen erlöst, und wird mich in der achten nicht verlassen.

Sie werden nun aber auch aus dem Reiche der Gnade etwas hören wollen. Leider läßt sich da wenig sagen. Madras ist, allerdings mit Ausnahmen, ein ziemlich gottloser Ort, und selbst das gottselige Wesen, das sich hier und da kundgibt, ist zuweilen von der Art, daß man lieber den Kopf schüttelt und schweigt. Und leider findet man deren, die da meinen, Gottseligkeit sei ein Gewerbe, auch in denjenigen Regionen

der hiesigen Europäerwelt genug, wo man sie am allerwenigsten erwartet. Doch was hilft das Klagen darüber.

Die hiesige Gemeinde macht Herrn Kremmer viel zu schaffen, doch ist neben dem Leid auch manche Freude. Die Gemeinde hat mehrere Glieder, die in der That den Eindruck von Christen machen und dabei sich gar respectabel ausnehmen. Auch habe ich bisher noch keine Gemeinde in Indien gesehen, deren Gemeinde b e w u ß t s e i n in gleichem Grade entwickelt gewesen wäre. Ich freue mich daher doppelt, daß die heimathliche Gesellschaft den Bedürfnissen dieser Gemeinde freundlich entgegengekommen ist und 4000 Rupies zum Kirchenbau bewilligt hat.

Daß die hiesige Gemeinde, die so Vielen als ein Stein des Anstoßes im Wege liegt, nun doch eine Kirche bekommen soll, wird natürlich manchen unsrer Gegner nur noch mehr erbittern. Bis hierher hieß es immer: „Die können und werden nicht aufkommen; Gott wird sie wie einen Wirbel machen, wie Stoppeln vor dem Winde!“

Ich war neulich bei dem Gouverneur zum Frühstück, um auch in diese hohen und allerhöchsten Regionen einen Blick zu werfen. Der Privatsecretär desselben, der zum Gouverneur in einem sehr vertraulichen Verhältniß steht, und den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, suchte mich bald darauf in unsrer Wohnung auf.

Es sind uns, seitdem ich dieses geschrieben, noch ein paar andre, so ziemlich regenlose Tage geworden, und die Armen unter den Eingebornen, die in ihren elenden Erdhütten die Regenzeit gar schmerzlich empfinden, genießen nun wieder die Wohlthat einer trocknen Haut. Um die Zeit aber, wo dieser Brief in Ihren Händen sein wird, hoffen wir, soll auch der letzte Rest der Regenzeit abgethan sein. Während Sie dann vielleicht im Schnee begraben liegen, fängt für uns der Frühling an, wenn man überhaupt in Bezug auf dieses Land, wo die Natur ihr grünes Kleid nimmer auszieht, von Frühling reden kann.

„Die Palmbäume grünen" wol, — aber wann wird deine Gerechtigkeit, o Hindu-Land! grünen, wie sie?

Madras, den 22. Decbr. 1851.

Das liebe Weihnachtsfest steht nun zum dritten Male vor der Thür, seitdem wir unserm theuern Vaterlande Lebewohl gesagt und in das sonnige, aber nicht durchweg wonnige Morgenland gezogen sind. Was liegt nicht Alles in den verflossenen dreißig Monaten zusammengedrängt, wie viel Reisebilder, wie viel persönliche Erinnerungen, wie viel Anschauungen, Beobachtungen und Erfahrungen aller Art! Wenn ich das lange Gemälde in Gedanken entrolle, so will es mich bedünken, als hätte eine lange, lange Reihe von Jahren daran gezeichnet, und doch kommt es mir vor, als hätte ich den Wanderstab erst vor einigen Wochen in die Hand genommen, wenn ich mein unmittelbares Bewußtsein frage: so ausgefüllt ist, ich möchte fast sagen, jede Minute gewesen in dem zurückgelegten Zeitraum; da war in der That kein Raum für Langeweile oder Heimweh. Dem Herrn unserm Gott sei Lob und Dank und Anbetung für Genossenes und Gelittenes, — solche Erfahrungen nicht ausgenommen, die ein Herz zu knicken und ein Haupt über Nacht grau zu machen im Stande sind. „Lobe den Herrn, meine Seele und was in mir ist, seinen heiligen Namen, der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit, der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirst, wie ein Adler."

Wie gesagt, das liebe Weihnachtsfest steht abermals vor der Thür, und ich freue mich, daß ich es mit und unter Christen, und zwar in einer Gemeinde lutherischen Bekenntnisses feiern darf. Freilich so ganz deutsch-weihnachtlich kann es Einem hier nicht zu Muthe werden. Denn wenn sich auch am Ende ein leidlicher Weihnachtsbaum auffinden ließe — die gefrornen Fenster fehlen; haben wir doch überhaupt keine Fen-

ster in unsrer Wohnung. Nichts, auch gar nichts erinnert an den heimathlichen Winter, als etwa ein verhältnißmäßig kalter Nordhauch vom Himalayah her, der dann und wann zwischen den „Pfeilen, die des Tages fliegen,“ hindurchstreicht, und die durch die lange Hitze geschwächte Haut des Europäers auf einen Augenblick schauern macht. Den armen Eingebornen, deren Kleidung oft nichts weiter als ein Lappen, und deren Hütte oft kaum so gut wie der elendeste Schuppen ist, will diese verhältnißmäßige Kühle wenig zusagen; sie siechen und sterben elendiglich dahin. Bei ihnen heißt daher dieser Monat, wonach sich der hingewelkte Europäer als nach einer Labezeit das ganze Jahr hindurch sehnt, der „Plagemonat“, und auch hier bewährt sich das Wort der Schrift: „Wenn du sie züchtigest, so rufen sie ängstiglich.“ Jeden Morgen weckt uns jetzt ein halb wie Klage, halb wie Lobgesang tönender Frühruf von der Heidenstraße her. Damit scheint man nämlich „der Pestilenz, die im Finstern schleicht, und der Seuche, die im Mittag verderbet,“ begegnen zu wollen. Ich sah noch heute Morgen den kleinen Teufelstempel, der hier in unsrer Nähe seine Gräuel treibt, so aufgeputzt, wie nie zuvor, während der alte Teufelspriester, über und über mit Asche beschmiert und mit wild herabhangendem Haar, in seiner Weise feierlich davor hingekauert saß.

Sie dürfen sich aber von der Kühle der jetzigen Jahreszeit keine zu hohe Vorstellung machen. Noch immer bade ich des Tags zweimal, und die luftige Panka entbehren wir selbst des Abends über Tische nicht gern. Die Sonne vollends ist fast so mächtig, wie sonst, und ich würde es theuer büßen müssen, wollte ich ihr den bloßen Kopf nur eine halbe Minute zu Gebote stellen. Doch läßt es sich im Zimmer jetzt ganz angenehm studiren, und wenn ich je alle meine Kräfte aufgeboten habe, um an der schwer-ersteiglichen, in vielen Absätzen hinanlaufenden Pyramide des tamulischen Schriftenthums ein paar Stufen höher zu kommen, so thue ich es jetzt.

Neulich hatte ich einen Besuch aus Tinnevelly, und zwar von einem der Missionare aus Nazareth, wo ich bald nach meiner Zurückkunft von Ceylon ein paar liebe Ruhetage zugebracht hatte. Der Freund wunderte sich, mich verhältnißmäßig so wohl wieder zu sehen, da er, wie er mir jetzt erst mittheilte, damals gefürchtet hatte, ich würde Madras kaum erreichen. Bei der Gelegenheit hörte ich denn auch eine interessante Aeußerung des alten Tanjore-Dichters, von dem ich Ihnen bei Gelegenheit meines Besuchs in Tanjore erzählt habe (Band IV, S. 228), in Bezug auf die neue Bibelübersetzung. Sie wissen ja, daß die Bibelgesellschaft in Madras eine neue Uebersetzung der Schrift in's Tamulische übernommen und bereits Probeexemplare zum Behuf einer letzten Durchsicht in's Land geschickt hat. Als nun der neue Uebersetzer, der amerikanische Miss. Percival von Jaffna in Ceylon, bei dem alten Dichterpatriarchen, dem dankbaren Schüler des alten Vaters Schwarz, einsprach und ihm eine bedeutende Summe bot, falls er sich dazu verstehen wollte, seine Bemerkungen zu der neuen Uebersetzung zu liefern, so schwieg der Alte voll Entrüstung. Der Sohn aber nahm das Wort und sagte: Der Herr Missionar müsse seinen alten Vater entschuldigen; sie seien wie die Juden, die den ersten Tempel gesehen und über den zweiten geweint.

In der That, eine schöne und treffende Antwort! Denn obschon die Uebersetzung unsrer alten Missionare ihre Schwächen und Mängel hat, so ist sie doch so treu und keusch, daß derjenige, der sich von Kindheit an hineingelesen hat, sich wol eine verbessernde Durchsicht, aber nicht so leicht eine neue Uebersetzung wird gefallen lassen, besonders eine, wie die des Herrn Percival, die sich wol eines flüssigen und blühenden tamulischen Styls erfreut, aber der alten Tiefe, Treue und Allgemeinverständlichkeit ermangelt. Gleich der zweite Vers des ersten Capitels im ersten Buch Mose enthält zwei unverzeihliche Fehler. Da heißt es erstens: „Der Geist Gottes spazirte auf dem

Wasser", und sodann ist „der Geist Gottes" mit derjenigen Form des Zeitwortes („spaziren") verbunden, die für gewöhnlich nur in Bezug auf Sachen, Kinder und allenfalls den Teufel gebraucht zu werden pflegt.

Solche Dinge kommen in der alten Uebersetzung, Gott Lob! nicht vor. Die alten Missionare, von denen sie ausging, waren feine, theologisch und sonst durchgebildete Leute. Und solcher Leute bedarf es überhaupt, wenn eine Mission sich nicht begnügen will, diesen und jenen Einzelnen durch die Taufe in die christliche Kirche allgemeinhin aufzunehmen, sondern vielmehr darauf ausgeht, eine Nationalkirche zu gründen, unter welchem Volke es auch immer sein möge, unter bürgerlich einigermaßen gesitteten sowol, als ganz rohen Heiden. Wer in der Heimath zum Pastor taugt, der taugt darum noch nicht zum Missionar. Die Blüthe der heimathlichen Kirche ist für die Mission nicht zu gut; grade aus dem besten Theil der Mannschaft wählt man die Pioniere.

Hierbei muß ich jedoch einem zwiefachen Mißverständniß vorbeugen. Erstens: Obgleich theologische und sonstige Durchbildung von der höchsten Wichtigkeit ist, so bleibt doch wahre Frömmigkeit und ein treuer Sinn das Haupterforderniß. Zweitens: Auch minderbegabte Leute, wenn sie das Herz auf dem rechten Fleck haben, können gewisse Posten in einer Mission sehr wohl ausfüllen, besonders wenn die Mission über die ersten Anfänge hinaus ist.

Auf was für ein Missionsfeld ich auch immer auf meinen Pilgerzügen gekommen bin: ich habe nirgends, nirgends eine Mission gesehen, der zur Ausbreitung nach außen und zum Ausbau nach innen so wenig Mittel und Kräfte zu Gebote stehen, als der lutherischen. Freunde und Gegner rings umher gründen Kirchen und stiften Anstalten, die gewonnenen Ergebnisse vertiefend und befestigend, und suchen fort und fort nach neuen Thüren. Uns aber, denen durch Gottes Gnade

ein Arbeitsfeld in Indien bescheert und geschichtlich angewiesen ist, wonach gar Viele die Hände strecken, weil sich da ernten läßt, ohne vorher viel zu säen, und jede neue Saat schnell und leicht emporschießt, uns, denen die Väter selbst — und was für Väter! — ein mit dem tausenfachen Siegel göttlichen Segens versehenes Erbtheil hinterlassen haben, uns, denen sich ungesucht links und rechts die Thüren aufthun, uns fehlt es an Kräften und Mitteln, auch nur das Ererbte innerlich und äußerlich auszubauen und so den Grund zu einer tamulisch-lutherischen Kirche fest zu legen, geschweige denn die Thüren, die sich uns sonst öffnen, nur einigermaßen zu nützen. Hätten wir die rechten Kräfte und Mittel, wo wäre dann die Mission, die sich über die lutherische Mission in Indien erheben dürfte? Aber so zerstückeln wir die „kleine Kraft", als wäre das Kleine noch immer nicht klein genug, und senden ein Fähnlein hierhin, ein Fähnlein dorthin, gleich als gingen wir so recht geflissentlich darauf aus, uns selbst zu schwächen und um jeden Preis zu verhüten, daß weder hier noch dort die lutherische Kirche je wieder eine Bedeutung in der Mission gewinnen möge. Das ist aber vom Herrn, der uns um unsrer Sünden willen „so zerstückelt und zu nichte macht", einen Jeden seinen eignen selbsterwählten Weg wandeln lassend, und seine Güte allein ist es, daß wir nicht gar aus sind.

Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir erlaubt haben eine kleine tamulische Bibliothek[51] für unsere heimathliche Missionsanstalt zu sammeln. Denn wenn mit Gottes Hilfe meine Reise irgend einen Segen für unsre Mission im Tamulenlande haben soll, so wird er hauptsächlich auch mit darin bestehen, daß ich die Herausgehenden zuvor in den labyrinthischen Gängen des tamulischen Schriftenthums zurechtweisen und sie so in die für den Missionszweck — mittelbar oder unmittelbar — ergiebigsten Schachten des tamulischen Volksgeistes einführen kann. Wie sollte mir das aber ohne die Beihilfe

einer tamulischen Bibliothek möglich werden, die mindestens die Hauptschriften in Bezug auf die wichtigsten Schattirungen desselben enthält? Ich betreibe die Sammlung durch meinen Sprachlehrer im Hochtamulischen, dem wiederum ein allenthalben umhersuchender Handlanger zur Seite geht. Ich habe bereits eine gute Anzahl classischer Schriften beisammen; aber noch braucht es 6 bis 8 Monate, ehe ich mit dem Ganzen zu Stande kommen werde, obschon zwei Abschreiber fort und fort beschäftigt sind. Was bereits gedruckte Sachen anlangt, die lassen sich zwar leichter herbeischaffen, doch braucht es auch hier Weile, wenn man sie um einen billigen Preis zu erstehen wünscht. Für jetzt aber muß ich mit meiner Sammlung gar eine Pause machen. Es hat sich nämlich die Kunde, daß ein europäischer Herr nach tamulischen Werken sucht, allgemein verbreitet. Da fängt man nun an zurückzuhalten und seine Forderungen bis ins Unsinnige hinein zu steigern.

Ich sehe die Sammlung dieser Sachen und das Studium derselben für einen so wichtigen Theil meiner Aufgabe an, daß ich nach meiner Ankunft in Madras mich aller Reisepläne bis jetzt entschlagen habe, und auch noch ferner so zu thun gedenke, indem ich zur nothwendigen Vollendung gewisser hochtamulischer Studien noch 7 bis 8 Monate brauchen werde, anderwärts aber sich ein so wackrer Helfer, wie mein Munschi, dazu schwerlich für mich finden würde. Blos einen kleinen Abstecher von einigen Wochen nach Nellore in das Teluguland beabsichtige ich gegen Ende Januar 1852 zu machen, einmal, um die dortige Missionsstation der Baptisten in Augenschein zu nehmen, dann aber auch, um mich von meinen anhaltenden und angreifenden Studien ein wenig zu erholen. Es ist ja jetzt kühle Zeit, und dazu wird die Reise stets der Meeresküste entlang gehen. Im März schon tritt der Wendepunct, von wo es stracks in die Glut hineingeht, abermals ein, und ich möchte nicht gern auch das dritte Jahr

wieder mich den Schrecken der indischen Hitze auf der Reise aussetzen. Ich müßte in der That fürchten, das Bischen Kraft, das sich, Gott Lob! wieder angesammelt hat in dem Brunnen meines Lebens, möchte sich erschöpfen, zumal mein Gehör, dessen Schwächung die Aerzte der allgemeinen Schwächung zuschreiben, sich auch um gar Nichts gebessert hat.

Ich grüße Sie herzlich und befehle Sie allesammt in den Schutz des Allmächtigen!

Geistige, sittliche und gesellschaftliche Zustände in Madras.

„Wir fanden einen Edelstein auf einem Düngerhaufen, wir nahmen ihn auf, und nun schmückt er eine Krone." Mit solchen und ähnlichen Worten etwa sucht man englischerseits sich mit dem „unwiderstehlichen Geschicke" zu versöhnen, das die englischen Kaufleute in Indien zu Eroberern gemacht habe, und sie nun in der eingeschlagnen Bahn unaufhaltsam weiter treibe.

Die Freunde der protestantischen Mission dürfen sicherlich froh sein, daß jenes „unwiderstehliche Geschick" sich nicht an die Sohle der Russen oder der Franzosen geheftet hat, und die Hindus selber wünschen sich wenigstens Glück, daß das englische Scepter der muhamedanischen Willkühr- und Gewalt-Herrschaft ein Ende gemacht hat. „Man muß die Compagnie in Rücksicht auf ihre Pilgersteuer in Tirupati loben; solche Ungerechtigkeiten (wie die Muhamedaner) läßt sie sich nicht zu Schulden kommen," sagt Vira Sami Ayer in seiner „Pilgerreise nach Benares" (1835),[52] nachdem er zuvor den Nabob

gegeißelt hat, der, wenn Jemand dem Gotte in Sri Seilam Gewande und Juwelen schenkte, nicht bloß den Werth in Geld für sich forderte, sondern auch die Geschenke selbst nach einiger Zeit aus dem Tempel stahl. „Wenn man solche Ungerechtigkeiten bedenkt" setzt der empörte Brahmine hinzu, so sieht man recht, daß wir im Kali-Zeitalter leben; was wird doch der Herr, — der Zeuge der Welt und ihres Thuns, — außerdem daß er allen Thaten den gebührenden Lohn geben wird, in dieser Zeit noch weiter thun?"

Ein englischer Vertheidiger der britischen Regierung sucht den Contrast zwischen dieser und der früheren Regierung durch Auffsetzung folgender Lichter zu Gunsten der ersteren zu heben:

„Alte Paläste liegen in Ruinen, friedliche Hütten mehren sich; königliche Gärten, schön wie das Paradies, sind wüste geworden, aber die Ebnen decken sich mit sichern Aernten; sonst bezeugten einzelne prachtvolle Städte den Reichthum des Monarchen, jetzt entfaltet ein wiedergebornes Land den Wohlstand des Volkes. — Unter dem früheren Systeme verfiel Indien, während seine Unterdrücker emporkamen; unter dem neuen Systeme ist Indien aufgeblüht und hat seine Beherrscher mit den Dankopfern seines zunehmenden Wohlstandes beschenkt." Wir wollen ganz und gar kein Gewicht darauf legen, daß die Landsteuern oft in der grausamsten Weise eingetrieben werden, — wie z. B., indem man schwere Steine auf den Rücken des säumigen Zahlers legt und darauf dann noch einen Polizeisoldaten reiten läßt —: denn derlei Barbarei fällt hauptsächlich den einheimischen Unterbeamten zur Last, und der neue Gouverneur von Madras, der diesen Makel wegzuwaschen gesonnen ist, hat auch bereits eine Commission niedergesetzt, um den Thatbestand in Bezug auf die sogenannte „Folter-Frage" genau zu ermitteln. Allein Grund-Abgaben, die oft bis zur Hälfte des Rohertrags hinanlaufen, lassen sich doch, auch im besten Falle, nicht als „Dankopfer" des Landes bezeichnen.

Zudem ist es ein sehr leidiger Trost, wenn man dem Gemälde einer christlichen Regierung in Ostindien mit dem dunkeln Rahmen muselmännischer Staats-Wirthschaft aufhelfen muß, — und zwar um so leidiger, als er nicht einmal durchweg die Probe hält. Das muhamedanische Scepter hatte bei aller Härte gewisse Vorzüge. Was die Muselmänner dem Lande abpreßten, das verbrauchten sie auch im Lande. Der englische Beamte dagegen sieht in Ostindien ein Californien — und ein Sibirien; er zählt in der Regel jeden Tag, bis die letzte Stunde seiner Dienstzeit (von 20 bis 45 Jahren) schlägt, und ihm „die volle Pension" — das A und O aller seiner Wünsche — zusichert, um dann mit erster Schiffsgelegenheit nach „Old England" zurückzueilen, oder aber er spart von seinem ungeheuern Monatsgehalte, um, mit Verzicht auf volle Pension, schon lange vor Ablauf seiner Dienstzeit mit gefülltem Koffer der indischen Sonne den Rücken zu kehren. Es sollen an drei bis vier Millionen Pfund Sterling alljährlich aus dem Lande gehen.

Weiter: Das kaufmännische England sucht in Ostindien hauptsächlich einen Markt für seine eignen Manufacturen; es hebt daher die indische Industrie so wenig, daß es dieselbe vielmehr in jeder Weise zu stürzen strebt. Nicht so die Muselmänner, in deren Interesse es lag, die einheimische Gewerbsthätigkeit und mit ihr die Einkünfte der Regierung zu mehren.

In allerneuester Zeit scheint man wenigstens die Nothwendigkeit einzusehn, durch Bewässerungscanäle und Straßenbau der Landwirthschaft aufzuhelfen. Es ist schon vor einigen Jahren für die Madras-Präsidentschaft eine Commission zur Berichterstattung über das System der öffentlichen Arbeiten niedergesetzt worden. Möchte auch die furchtbare Hungersnoth, die, in Folge außerordentlicher Dürre, im vorigen Jahre ihre Opfer in Südindien forderte, ein Stachel werden, der die Regierung auf der eingeschlagnen Bahn voran treibt. Sie war ja zum

Theil eine Folge der mangelhaften Bewässerungsanstalten und Communicationswege, so daß selbst englische Blätter in Ostindien die schneidenden Worte: „Jetzt müssen die Heiden abermals für die christliche Regierung büßen“ der Regierung zuzurufen sich nicht scheuten. Eine Hebung der Landwirthschaft ist um so nöthiger, als die Bevölkerung der Madras-Präsidentschaft in reißender Zunahme begriffen ist. Die Zählung vom Jahre 1839 ergab 14 Millionen; die vom Jahre 1851 über acht Millionen mehr! Etwa zwei Drittel der Hindus sind auf den Ackerbau angewiesen, und von den Nichthindus widmet sich eine volle Hälfte eben dieser Beschäftigung.

Grade zu meiner Zeit wurde in den anglo-indischen Blättern über den Werth oder Unwerth des sogenannten Reiotwar- oder zinsbäuerlichen Systems[53] stark verhandelt. Die weitaus bedeutendste Zeitschrift in Madras, „das Athenäum“, erklärte sich auf das entschiedenste dagegen; es breche die landbesitzende Aristokratie, die zu einem gesunden Bestehen des Ganzen eben so nothwendig sei, als die Regen-anziehenden Berge und Wälder in einem Lande, verwandle die ganze ackerbauende Bevölkerung in Tagelöhner, mache den Staat zum alleinigen „Landholder,“ und setze an die Stelle des grundbesitzenden Adels eine Aristokratie reicher Handelsleute. Hiebei darf freilich nicht vergessen werden, daß die endlose Zerstückelung des Grundbesitzes zum großen Theile eine Folge des indischen Erbfolggesetzes, und die Verarmung der Landbauer hauptsächlich auch durch die unverhältnißmäßige Besteuerung gefördert wird.

Die schwächste Seite des anglo-indischen Regiments auch in der Madras-Präsidentschaft ist jedenfalls die Gerichtsverwaltung. Die Eingebornen sind nicht über Bestechung erhaben, und der europäischen Beamten im Gerichtsfache zu wenige, um jene gehörig in Schach zu halten. Dazu kommt, daß die letztern oft als ziemlich unerfahrene Bürschchen von Haileburn her in Indien anlangen, und sich äußerst

selten soweit mit der Landessprache befassen, daß sie mittelst derselben frei mit dem Volke zu verkehren im Stande wären. Das „College“ in Madras, worin sich die neuen Ankömmlinge sprachlich weiter ausbilden, ist jetzt nicht viel mehr als ein Name. Sie bleiben, wie auch schon früher, in ihren Privathäusern wohnen, die Regierung hält ihnen einen einheimischen Sprachlehrer, und unterwirft sie von Zeit zu Zeit einer meines Wissens ziemlich gelinden Prüfung. Zu meiner Zeit zählte das College nur 6 bis 8 Zöglinge in dem eben bezeichneten Sinne. Ich vermuthe, daß es einen andern Schwung hatte, als Ellis[54] († 1819), Collector von Madras, an der Spitze desselben stand.

Madras, das mit Bombay zugleich im Jahre 1834 seine Unabhängigkeit an den Generalgouverneur in Calcutta verlor, hat darin eine große financielle Bürde zu tragen, daß es fast ein Drittel seiner Armee zur Versorgung der Garnison solcher Provinzen unterhalten muß, deren sämmtliche Einkünfte in den öffentlichen Schatz zu Calcutta fließen. Könnte es diese Bürde abschütteln, so könnte es auf einmal über 6—8 Millionen Rupis mehr verfügen. Es ist daher nicht ganz billig, wenn englische Blätter in Madras, in Bezug auf Ausführung öffentlicher Arbeiten, der Regierung von Madras das Beispiel Calcutta's einfach als Muster vorhalten.

Als der „Friend of India“ in Calcutta die günstige Aufnahme von Dr. O'Shaughnessy's Plan zur Herstellung einer electro-telegraphischen Verbindung in Indien seitens der heimathlichen Behörden lobpreisend meldete, da hatte das Athenäum bloß „drei stöhnende Seufzer“ für den Hof der Directoren, denn die Verbindung sollte — so hieß es damals — mit Ausschluß der Madraspräsidentschaft bloß Calcutta, Bombay, Agra und das Pendjab umfassen.[55]

Die Eisenbahn von Madras nach Bangalore sah ich schon während meines Aufenthaltes in Madras abgestochen; man hat sie seitdem bereits in Bau genommen.

Ein neuer Bericht über die Wesleyanischen Missionen zu Madras läßt sich über die höhere Bedeutung elektrischer Telegraphen und Eisenbahnen für Indien folgendermaßen aus:

„Das Jahr 1853 ist für Indien äußerst wichtig; es berührt seine gesellige, staatliche, und geistige Wohlfahrt an ihrem Lebenspunkte. Die electro-telegraphische Linie, wovon gegen das Ende von 1855 4000 Meilen fertig sein werden, wird die vier großen Präsidentschaften Ostindiens in unmittelbare Berührung bringen und Eisenbahnen werden von drei verschiedenen Punkten aus die Leute verschiedener Länder und Kasten in einen stetigen Austausch der Gedanken und der Sitten mit Gewalt hineinwerfen. Telegraphen und Eisenbahnen dürften dann, im Verein mit dem Christenthume, eine glänzende Zukunft öffnen, über welche sich die ganze christliche Welt freuen wird."

Mit der glänzenden Zukunft wird's wohl noch gute Weile haben, — der Weg dahin ist lang und geht sicherlich über viel Ruin und Trümmer. Das aber läßt sich nicht leugnen, daß das Christenthum in Ostindien — menschlich zu reden — nicht eher das ganze Volk ergreifen kann, als bis das gesammte Volksbewußtsein aus seinen Fugen gewichen ist, und daß zu dem Letzteren auch die Eisenbahnen u. s. w. nach aller Wahrscheinlichkeit ihren Beitrag liefern werden. Gott gebe, daß sich aus den dereinstigen Trümmerhaufen des indischen Volksbewußtseins eine gute Fruchterde für die Einpflanzung des christlichen Bewußtseins ablagere.

Erfreulich ist's, daß der Hof der Directoren in seiner Depesche vom 20. Juli v. J. die Verbesserung des bisherigen Schul- und Erziehungssystems, das bisher nur zerstörend und zersetzend wirkte, der Regierung in Indien ernstlich empfohlen hat: hinfort soll nicht bloß die heilige Schrift den Schulbibliotheken einverleibt werden; die an den Schulen angestellten christlichen Lehrer sollen auch die Freiheit

haben, außerhalb der regelmäßigen Schulstunden allen denjenigen ihrer Zöglinge, die es wünschen, christlichen Religionsunterricht zu ertheilen. Diese Maßregel hat mindestens die Bedeutung eines guten Zeugnisses für die gute Sache, und wird schon von dieser Seite her eine wohlthätige Wirkung zu äußern nicht verfehlen.

Damit aber ist der neue Plan keineswegs erschöpft. Hinfort soll auch die Regierung allen Privatschulen, die in gemeinnützigen Kenntnissen einen tüchtigen Unterricht ertheilen und sich einer amtlichen Aufsicht unterwerfen, mit einer öffentlichen Unterstützung zu Hülfe kommen. Der Hof der Directoren wünscht überhaupt, daß die eigentlichen Regierungsschulen je länger je mehr aufhören, und der Staat, der bis jetzt den Erzieher gemacht hat, die Stellung eines Schützers und Fördrers der Volkserziehung einnehme. Endlich umfaßt der Plan der Directoren die Bildung einer Erziehungsabtheilung in jeder Statthalterschaft und die Errichtung allgemeiner Hochschulen nach dem Plane der Londoner Universität. Bleibt nur zu sehen übrig, in wie weit die indischen Behörden die Depeschen ihrer heimathlichen Obern ins Werk setzen und die Eingebornen in die englischen Erziehungspläne eingehen werden. Ich kann die sanguinischen Hoffnungen nicht halb theilen, die mein ebenso hochgestellter als hochgebildeter Gastfreund (S. 5.), Herr Ch. Hay Cameron, früher „viertes Mitglied des Rathes in Indien und Präsident der Gesetzcommission und des Erziehungsrathes für Bengalen", an die Errichtung von Universitäten in Calcutta, Agra, Bombay, Madras und Colombo knüpft, vorausgesetzt daß die britische Regierung in Indien mit der Verordnung von 1833 Ernst mache, die den Eingebornen den Weg zu allen öffentlichen Aemtern, auch im pragmatischen Dienste, auf dem Papiere geöffnet hat. Diese Hoffnungen nämlich beruhen wesentlich auf dem Irrthum Plato's, daß der Mensch das Gute nur zu wissen brauche, um es sofort auch zu thun. Cameron's wohlwollende

und beredte Ansprache an das Parlament vom Jahre 1853 „über die Pflichten Großbritanniens in Rücksicht auf die Erziehung und die öffentliche Anstellung der Hindu's" hat zu der Depesche vom 20. Juli 1854 jedenfalls mitgewirkt.[56]

Wir wollen warten was die Zukunft bringt. So viel aber liegt klar zu Tage: Daheim hat man es, wenn nicht allenthalben für eine unerläßliche Pflicht, so doch vorwiegend für die beste Politik erkannt, die Eingebornen immer mehr mit Banden des Geistes an sich zu fesseln. Möchte nur auch die indische Regierung ernstlich angewiesen werden, ihre Einkünfte ferner nicht durch maßlose Privilegirung von Arrakschenken u. s. w. zu mehren, damit sie nicht mit einer Hand aufbaue, mit zehn Händen aber niederreiße. Es giebt Arrakschenken in Madras, die der Regierung täglich 13 Rupis einbringen; dafür ist aber auch unter zehn polizeilichen Fällen gewöhnlicher Art höchstens einer, der nicht irgendwie mit dem Laster der Trunkenheit in Verbindung steht. Englische Blätter spotten wohl, daß der nordische „Schutzherr der morgenländischen Christenheit" im Jahre 1843 8,716,666 LSt. aus seinem Branntweinmonopol gelöst habe. Sie haben dazu ganz und gar keine Berechtigung. „Sonst, — so ist mir von den glaubwürdigsten Männern wiederholt versichert worden, — „sonst war ein trunkner Siphai eine äußerst seltene Ausnahme, jetzt ist die Ausnahme fast zur Regel geworden." Das ist auch ein Punkt, worin die muselmännische Regierung der Vergangenheit sich vor dem christlichen Scepter der Gegenwart auszeichnet.

Da der letzte Theil meines Aufenthaltes in Indien in die Zeit kurz vor der Erneuerung der Charte fiel, so hatte ich noch Gelegenheit die allgemeine Gährung der Gemüther in Furcht und Hoffnung zu beobachten.[57] Auch die „Diener der Compagnie" — die Herren Indiens — hatten ihre Wünsche. Bisher fand ein doppelter „Gesundheitsurlaub" statt: der eine „innerhalb indischer Grenzen," die

man bis an's Cap der guten Hoffnung, nach Australien, Neuseeland und Egypten ausdehnte; [58] der andere „außerhalb indischer Grenzen." Auf die Beseitigung dieses Unterschiedes, den die Dampfschifffahrt völlig bedeutungslos gemacht habe, wollte man antragen, und dazu das Gesuch stellen, man möchte eine Vertheilung der drei Jahre „Allgemeinen Urlaubs nach zehnjährigem Dienst," auf mehrere Termine freigeben.

Auch die Kirche regte sich. Drei große Gesellschaften in England: die kirchliche Missionsgesellschaft, die Propaganda und die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß bildeten einen vereinten Ausschuß, der, unter dem Vorsitze des Bischofs Carr (aus Bombay?) schon im März 1852 zu tagen anfing. Man wollte die Zahl der indischen Bischöfe, Capläne, Hülfscapläne und sonstigen Geistlichen vermehrt, und eingeborne Unterhülfscapläne, für die einheimischen Christen im Dienste der Compagnie, angestellt wissen. Darüber that ein und das andere englische Blatt in Ostindien einen Schrei des Entsetzens: „Die armen Hindus, die schon genug zu tragen haben an dem bisherigen Bestande des „Church-Establishment", dessen Erhaltung eigentlich den „Dienern der Compagnie" zukommt!" Andere dagegen fanden die Sache in der besten logischen Ordnung:

„Indien wird rechtmäßig besteuert zur Unterhaltung einer englischen Regierung. Geistliche sind für die genannte Regierung unerläßlich. Folglich wird Indien rechtmäßig besteuert zur Unterhaltung von Geistlichen."

Oder: „Muß der Hindu Abgaben entrichten für den Champagner des Commander in Chief, für die öffentlichen Frühstücke des Statthalters, für die lederüberzogenen Stühle in Leadenhallstreet, so kann er auch Steuern für Leute zahlen, deren Amt die Pflege der Seelen ist."

Der geistliche Stab in der Statthalterschaft von Madras bestand damals aus einem Bischof, einem Archidiaconus und sechs und sechzig

Caplänen. Eben hatte der Archidiaconus Pratt in Calcutta eine Bombe in das ruhige Gehöft aller Militärgeistlichen geworfen, — mittelst eines Hirtenbriefes nämlich, in welchem mit gesperrten Lettern die Worte standen:

„Wenn ein europäisches Regiment seine bisherige Station verläßt, so sollte der betreffende Caplan mit dem Regimente nach der neuen Station ziehen."

Es scheint, der Archidiaconus hatte seine Mahnung damit begründet, daß sonst Grund verloren, gute Pläne unterbrochen, und gute Gewohnheiten beiseitgesetzt würden. Ein englisches Blatt in Calcutta ließ die Frau eines Caplans im Erguß ihres Unmuthes diese Gründe dem Archidiaconus aus dem Munde nehmen und ihrem Gemahle gegenüber zu ihren Gunsten gebrauchen. Nein wenn wir ziehen, geht „Grund verloren"; denn mein schöner Garten, der vor kurzem noch Djangel war, wird aufgegeben. Nein wenn wir ziehen, werden „gute Pläne unterbrochen"; denn wo sollen meine beiden Schwestern, die der Verheirathung halber herauskommen, ihren Zweck erreichen? Nein wenn wir ziehen, werden „gute Gewohnheiten beiseitgesetzt", denn du gewöhnst dir dann wieder das „ungentlemanliche" Rauchen an. Wer die indischen Verhältnisse kennt, der wird zugeben, daß dieser Scherz im Großen und Ganzen nicht ohne Wahrheit ist. Doch sind, Gott Lob! der rühmlichen Ausnahmen unter den englischen Caplänen in neuerer Zeit je länger je mehr geworden.

Der anglikanische Anspruch auf eine ausschließliche Berechtigung, oder doch auf eine bevorzugte Stellung, selbst auf dem Missionsgebiete, läßt sich auch in Madras vernehmen. Der anglikanische Bischof — früher Dissenter — stand nicht an, gegen mich sein Befremden kund zu geben, daß wir nicht alle Glieder der anglikanischen Gemeinde, die um Aufnahme in die lutherische Kirche nachsuchen, schlechthin abwiesen. Dieses Befremden war um so befremdlicher, als

sein tamulischer Caplan eben wieder einige Glieder unserer Gemeinde in die anglikanische Kirche durch allerlei Versprechungen hinübergezogen hatte.

Die anglikanische Anmaßung trifft übrigens die englischen, schottischen und amerikanischen „Dissenters“ mit. Der sogenannte „Wooley Fund“ — jetzt zu einem Capital von 180,000 Rup. angewachsen — „für die Kinder unglücklicher Europäer“ sollte eben seiner Bestimmung gemäß verwandt werden. Die Anglikaner glaubten nicht minder als 170,000 Rupis davon für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. „Und doch umfassen von allen übrigen Religionsgemeinschaften bloß zwei — die Presbyterianer und die Römer — etwa die Hälfte aller Europäer in der Statthalterschaft“, besonders in jenem Stande, der aller Wahrscheinlichkeit zufolge die meisten „unglücklichen“ Kinder hinterläßt.

Von dem Kastengeiste, der die ganze Europäerwelt durchdringt und zerklüftet, habe ich bereits anderswo geredet. Streng sind die Vorschriften für die Diener der Compagnie darüber, welchen einheimischen Beamten sie einen Stuhl bieten, welchem sie die Hand reichen dürfen u. s. w. Streng ist auch die Etiquette unter ihnen selber, und diese Strenge theilt sich der ganzen europäischen Gesellschaft mit, die ja freilich meist aus Dienern der Compagnie [59] besteht.

Bekannt ist, daß es den Engländern im Allgemeinen äußerst schwer wird, zwischen allgemeiner Sittlichkeit und englischer Sitte zu unterscheiden. Ein englisches Blatt in Madras ging in dieser Beziehung ziemlich weit. „Die Erlösung Indiens“ — so äußerte es sich bei Besprechung der „halb barbarischen“ Sitte des Morgenlandes, zum Essen weder Löffel noch Gabel zu brauchen — „kommt nicht zu Stande, wenn man bloß englische Ideen verbreitet; man muß auch englische Gewohnheiten anbauen. „Engländerthum“ und Christenthum haben, ehe Indien fortschreiten kann, Heidenthum und

Götzenthum auszurotten.“ Man wird sich daher kaum wundern, wenn dasselbe Blatt die vorläufige Schonung der Kaste, auch nur im bürgerlichen Sinne, wie sie von unserer Mission geübt wird, auf das heftigste bekämpfte; Niemand aber wird trotzdem wohl erwarten, daß es darin sogar noch etwas Schlimmeres als Duldung des Götzendienstes sehen konnte.

Was man in Madras auch sehr vermißt, ist Wissenschaftlichkeit. Selbst die asiatische Gesellschaft war nahe am Einschlafen. Die Bibliothek des College [60] fand ich in ziemlich traurigem Zustande. An den tamulischen Manuscripten, die nur wenig Bedeutendes enthalten, studirten außer mir nur die Ameisen. Die Ellis und Babington [61] sind ausgestorben; ich wenigstens lernte Niemanden kennen, der sich mit dem Tamulischen irgendwie in wissenschaftlicher Weise beschäftigte.

„Geldmachen“ ist das große Losungswort, das im Allgemeinen alle Klassen in Madras durchdringt, Beamte sowohl als Kaufleute. Da findet sich wenig Platz für edlere Strebungen. Dazu mangelt es sehr an Gemeingeist, selbst für Dinge die mitten in dem Bereiche der Materie liegen.

„Die gesellschaftliche Lage des Innern“ — so ließ sich damals eine öffentliche Stimme vernehmen — „ist sehr jämmerlich; wir haben keine Straßen, und kaum irgend eine Verbindung zu Wasser; dennoch wollen unsre Kaufleute ihre Stimme nicht erheben. Die Baumwollenspinner von Manchester kümmern sich weit mehr um Madras, als Madras selbst. . . . . Die Hindus von Madras verlassen sich auf Mr. Lewin; was immer die Armee erwartet, ist mit den Bemühungen des Lord Ellenborough [62] verbunden; auf die Manchesterparthei zählt man in Bezug auf innere Verbesserungen, und von der Presse [63] erwartet man, daß sie das Interesse aller Unterthanen Ihrer Majestät im Osten vertrete.“

Sogenannte „unpragmatische" Diener der Compagnie (meist sog. Ostindier, Muselmänner und Hindus) — 473 an Zahl — vereinigten sich im Februar 1852 zu einem Andrang nach der Thür der höhern Staatsämter, die in Bengalen, Agra und Bombay den unpragmatischen Diener bereits geöffnet worden. Sie machten in der betreffenden Bittschrift an den Statthalter Pottinger ihr natürliches Interesse an dem Lande, sowie ihre genaue Bekanntschaft mit Sprache und Volk für diese ihre Ansprüche an den höhern Staatsdienst geltend.

Das Schlimmste ist nur, daß ihnen der europäische Charakter abgeht, — den Ostindiern nicht minder als den Muselmännern und Hindus. Man hat bekanntlich den pragmatischen Dienern der Compagnie, die ja alle Europäer sind, eine ungemein hohe Besoldung ausgeworfen, um sie gegen alle Bestechlichkeit, gegen alle Versuchung zu Unterschleif und Erpressung möglichst zu sichern. Eine solche Schutzmaßregel würde, bei der Bodenlosigkeit des einheimischen Charakters, schwerlich verfangen.

Leid freilich muß es Einem thun, wenn man auf Seiten der Europäer allzu wenig guten Willen findet, den sittlichen Standpunkt der Ostindier, ihrer Halbbrüder, auch dadurch zu heben, daß man die Bessern unter ihnen gesellschaftlich heran- und heraufzuziehen bestrebt ist. Man höre doch endlich auf, die dunkleren oder lichteren Schatten der Hautfarbe zu Gradmessern gesellschaftlicher Achtung zu machen! Verlangt man bessere Ausnahmen, so erkenne man sie auch an!

Ich habe das Loos dieser armen Mischlinge stets bejammert. Die schmutzig dunkle Gesichtsfarbe verräth ihren Ursprung fast immer auf der Stelle. Wir kannten eine Dame, die, so oft sie des Abends in Gesellschaft ging, einen weißen Puder darüber strich. Wollten doch sogar ostindische Mädchen, die eine Armenschule besuchten, nicht länger kommen, weil in der Verandah, wo der Unterricht stattfand,

ihre Gesichtsfarbe leiden würde. Die arme Gesichtsfarbe! Ja und wo die über die gemischte Abstammung schweigt, da werden noch die Hände und namentlich die Nägel zu Verrätherinnen.

Man hatte in St. Thomé eben eine Fischerei für arme Ostindier auf Actien eingerichtet, — zunächst für zwanzig. Die Schwierigkeiten der ostindischen Bevölkerung in Madras, passende Beschäftigung zu finden, nehmen eben täglich zu, und die Einrichtung jener Fischerei war ein wohlgemeinter Versuch, dem wachsenden Uebel abzuhelfen. Es sollte mich fast Wunder nehmen, wenn die jedenfalls schwächlichen Ostindier in solchen und ähnlichen Arbeiten mit den Hindu's auf die Länge concurriren könnten, — von ihrer Arbeitsscheu ganz abgesehen.

Man dachte auch in Madras an eine Uebersiedlung brodloser Ostindier nach Australien. Wie sie der schweren Arbeit dort als Hirten und Ackerbauer gewachsen sein sollten, war nicht abzusehen. Alles Treiben und Drängen brachte auch nur ein paar Drucker, Schuhmacher und Zimmerleute auf den Weg dahin.

Ein gewisser Dr. Hunter beschäftigte sich, aus Beweggründen reinmenschlichen Wohlwollens, sehr eifrig mit der technischen Ausbildung der Ostindier nicht blos, sondern auch der Hindu's. Er hatte bereits häufige Bestellungen auf Büsten und sonstige Arbeiten „aus mattweißem Porcellan," das als Rohstoff in England keinen Markt fand. Seine Zöglinge übte er in Erfindung architektonischer und anderweitiger Verzierungen, im Zeichnen indischer Pflanzen u. s. w., um sie etwa als Muster für geschnitzte Geräthschaften zu benutzen. Er war eben daran eine Ausstellung zu veranstalten. „Ich brauche," so etwa schrieb er, „die Geschicklichkeit und die Erfindungsgabe der Ostindier, den mühsamen Fleiß der Hindus und die Mithülfe der Europäer." Ein Hindu hatte, durch ihn veranlaßt, eine große europäische Töpferei errichtet.

Eine immer mehr verkommende Klasse sind auch die Muhame-

daner in Madras, die ich auf siebzig bis achtzig tausend Seelen schätzen hörte. Vor einem halben Jahrhundert hatten sie noch die Bedientenstellen in den europäischen Häusern inne; ihr unleidlicher Stolz hat dort den Hindu's je länger je mehr Platz gemacht. Man sagte mir, daß Viele, weil sie nicht im Stande sind eine glänzende Hochzeit auszurichten, lieber gar nicht heirathen.

Die Muhamedaner, die als Mischlinge eine ganz besonders niedrige Stellung einnehmen, zerfallen in mehrere Abtheilungen. Die Lubbis, die Tamul und Malayalam sprechen, sind meist Hausirer. Sie stammen von der Westküste, wohin sie, wie man sagt, erst in neuern Zeiten aus Arabien gekommen sind. Ein dunkelfarbiges, starksehniges Geschlecht, an Aussehn ganz verschieden von den ziemlich hellfarbigen Nao Aits („Neugekommene"), welche die Ueberlieferung zuerst in Guzerat landen läßt. Diese Letztern sind meist Kaufleute, zum Theil aber auch Gelehrte ihres Volks.

Mit der politischen Herrlichkeit ist der alte Glaubensstolz nicht gar zu Grunde gegangen. Die Gazette vom 16. Sept. 1852 enthielt folgende Notiz aus dem Fort St. George: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß die Bureau's morgen geschlossen werden, indem dieser Tag ein Fest der Eingebornen ist." Diese Notiz gab ein muselmännisches Blatt (Aft ab-i-Aleon Tab) zu Triplicane mit folgenden Worten wieder: Da der 17. dieses Monats ein böser Tag bei den Götzenanbetern war, so hatte man Kammer und Bank geschlossen."

Bei alle dem betheiligen sich auch hier die Muhamedaner an den Festen der Hindu's, noch mehr aber umgekehrt die Letztern an den Festen der Ersteren. „Für die Hindu-Religion", so ließ sich daher ein entrüsteter Anhänger des Brahmanenthums vernehmen, „haben unsre Landsleute keinen Pfennig; zu den muhamedanischen Festen helfen sie in jeder Weise mit. Und zu was für Festlichkeiten? Zu solchen,

an denen selbst die unterrichteten Muselmänner keinen Theil nehmen, — auch der Nabob nicht!" Auch der Nabob nicht! — der große, reiche, vornehme Mann! Was bedarf es weitern Zeugnisses.

Wer die Hindu's einigermaßen kennen gelernt hat, der kann es nur als baare Thorheit betrachten, wenn einige Ueber-Philanthropisten ihnen ohne Weiteres den Zutritt zu den verantwortlichsten Staatsstellen eröffnen möchten; und selbst diejenigen sind in einem großen Irrthum befangen, die das nächste Geschlecht einer solchen Erhebung fähig halten, indem sie meinen „die Söhne derer, die eine gute Erziehung und das Vertrauen der Regierung genossen, werden die Leute sein, denen man trauen darf." Nichts Geringeres als die wiedergebärende Kraft des Christenthums kann hier helfen; die englischen Schulen, in denen ein Theil der Hindu-Jugend von dem Geiste der europäischen Wissenschaft angeweht wird, haben zunächst nur eine zersetzende, aber keine heilende Kraft. Das predigt einem Jeden, der nicht ganz taub ist, die Erfahrung von allen Dächern.

Jadjnavalkya sagt (I, 335): „Der König schütze seine Leute, die von Betrügern, Dieben, Spitzbuben, Räubern und Andern, besonders aber von den Schreibern gequält werden". Die ganze einheimische Beamtenwelt hat jetzt sicherlich noch weniger Herz für das Wohl und Wehe des Volkes als zur Zeit des ebengenannten Gesetzgebers. In den öffentlichen Schreibstuben regieren Druck und Bestechung.

Da sagt etwa der Chef eines solchen Bureau's zu einem seiner Subalternen: Ich weiß, du hast Verwandte in Vizagapatam; dort wachsen treffliche Apfelsinen; nächstens geb' ich ein Gastmahl; Lieber, besorge mir doch 4 bis 500 Stück. Der Subalterne bückt sich verbindlichst und liefert die aufgegebnen 4 bis 500 Stück Orangen, — ohne aber eine Rechnung beizulegen. Wäre er frech genug, die

Orangen bezahlt zu nehmen, wer steht ihm dafür, daß er nicht gelegentlich seine Stelle verliert.

Die Aussicht auf eine Schreiberstelle in den Bureau's der Regierung oder der Kaufleute — das ist der eigentliche Stachel, der die einheimische Jugend von Madras in die englischen Schulen treibt. Man findet das Englische auch sehr nützlich für höhere Bedientenstellen in europäischen Häusern, und für kaufmännische Speculationen.

Es giebt jetzt eingeborne Kaufleute in Madras, die selbst in europäischen Artikeln Geschäfte machen. Der eingeborne Handelsmann kann überhaupt billiger verkaufen, als der Europäer; denn er hat keine überflüssigen „Comforts" mit in Rechnung zu bringen, und sein bloß von Eingebornen bedientes Geschäft kostet ihm viel weniger. Kein Wunder daher, wenn er, da wo er einen vorhandenen Bedarf zu versorgen im Stande ist, selbst den Europäer und den Ostindier aus dem Felde schlägt. Eine Liste über die Güter-Verschiffer an Bord der Barke „Union" zeigte elf einheimische und drei europäische oder ostindische Firmen.

Daß die Eingebornen von Madras den materiellen Nutzen einer englischen Bildung immer deutlicher einsehen, wird durch die zunehmende Errichtung englischer Schulanstalten, auch seitens der Eingebornen, hinlänglich bezeugt. Ich hebe unter denselben die „Madras Preparatory School" hervor, deren Leiter damals eben damit umgingen, den Radja von Mysore mit seinem Schutz — und vor allem mit seiner Börse dafür zu gewinnen; ferner die Native Education School, die damals freilich erst funfzehn Zöglinge zählte, endlich aber — und vor allen — die aus dem ungeheuren Nachlaß eines gewissen Patcheappah gestiftete „Patcheappah School"[64] Diese letztere Anstalt lieferte damals eine ziemliche Anzahl ihrer Schüler an die sogenannte „High School", die eigentliche Regierungs-Schule,

der auch ein gut Theil der Zinsen aus Patcheappah's Hinterlassenschaft zu gute kömmt.

Die Leiter der sogenannten Hochschule, — fünf Europäer, anfänglich von dem Statthalter ernannt, — bekennen sich in ihrem 11ten Jahresberichte (1851 — 1852) eben so naiv wie trocken als „Diener zur Verfügung der Regierung, um nach gewissen vorgeschriebnen Grundsätzen gewisse vorgeschriebne Pflichten in's Werk zu setzen." Dieser Jahresbericht wurde von der Presse „mit den bittersten Gefühlen der Täuschung" entgegengenommen. Ich selbst wohnte der jährlichen Prüfung bei, und ich kann nicht anders sagen, als daß mir die Treibhausluft, die mich dort anwehte, den Athem versetzte.

Was soll man zu folgenden an unreife Hindu-Jünglinge gerichteten Fragen sagen?

Erstens: Was meinen Sie ist die besondre Aufgabe der dramatischen Poesie?

Zweitens: Wie werden Sie den Bau geschichtlicher Dramen mit der Theorie, daß das Drama eine nachahmende Kunst ist, in Einklang bringen?

Drittens: Können Sie irgend einen besondern Gegenstand in dem Schauspiel Heinrich VIII. ausfindig machen?

Viertens: Gewahren Sie irgend welchen Unterschied in der Sprache und in dem Styl Heinrichs des VIII. im Vergleich zu andern Shakspeare'schen Dramen?

O ja, die Bürschchen wissen darauf zu antworten, — nur zu wohl; allein — Dressur ist Alles.

Die „Hochschule" hatte eben ein Jahrzehnt zurückgelegt und während dieser Zeit, außer einem Troß kleinerer Geister mit mehr oder minder europäischer Bildung und englischer Zunge, drei und zwanzig sogenannte „Proficients" in die Welt gesandt, deren Einer damals die Prinzen von Travancore erzog, während ein Andrer an

der Spitze der „Patcheappah School" stand. Sie hatte mit 7 Zöglingen begonnen, und zählte nun 180. Die Auslagen zum Unterhalt derselben beliefen sich im Ganzen auf etwa 30,000 Rupis jährlich.

Die Schule besteht aus einer englischen Abtheilung mit vier Klassen und einer vorbereitenden, desgleichen aus einer Tamul-, aus einer Telugu- und aus einer Mahratta-Abtheilung, jede abermals mit vier Klassen. Bei der englischen Abtheilung fand ich auch Engländer, — ich glaube zwei — als Lehrer angestellt. Ich hörte besonders über die geringen Fortschritte der Schüler in den einheimischen Sprachen klagen. „Einige von denen, die ihre Bildung in der Hochschule empfingen, arbeiten mit mir in Einem Bureau .... bei allen habe ich eine mangelhafte Kenntniß ihrer eignen Sprache vorgefunden, und das thut ihrer Brauchbarkeit natürlich großen Eintrag;" so äußerte sich z. B. Mr. W. Elliot bei seiner Berichterstattung über die Prüfung der Zöglinge in Mahratta.

Grade während meines Aufenthaltes in Madras traf die „Hochschule" ein heftiger Stoß. Man hatte ein paar Pariahknaben aufgenommen. Dagegen erhob sich ein Theil der Zöglinge und zwar in einer Weise, daß mehrere derselben fortgeschickt wurden, andere aber freiwillig gingen. Vierzig verließen bei dieser Gelegenheit die Anstalt. Man blieb glücklicher Weise fest, und nun kehrten zwanzig weh- und demüthig wieder.

Ich habe meinen Lesern noch nicht gesagt, daß man diese „Hochschule" — schon ein sehr hoher Titel — mit dem majestätischen Namen „Universität" zu nennen beliebt hat, ein Name, der dazu eben so gut paßt, wie der Titel „Excellenz" zu einem Dorfschulzen. Die öffentlichen Blätter machten sich über diese Universität in der sogenannten „umnachteten" Präsidentschaft ungemein lustig. „Es war die ursprüngliche Absicht der Regierung, daß die „Universität" zu Madras aus zwei Abtheilungen bestehen sollte: aus einer Schule und

aus einem „College.“ Das letztere ist noch nicht in's Leben getreten. Grade wie gewisse berühmte „Joint Stock“ Geschäfte in London aus einem Vorsitzenden, aus Directoren und einem Schriftführer, ohne einen einzigen Theilhaber bestanden, so ist das College der Universität zu Madras aus einem Vorsitzenden, drei Directoren und einem Schriftführer zusammengesetzt — fehlten nur noch der eigentliche Vorsteher, die Professoren und die Zöglinge. — Diese letztern liegen, so glaubt man, in dem Mutterschooße der Schulabtheilung verborgen, die, wie man hofft, bald zu kreisen beginnen wird.“

Die Berührung mit dem europäischen Geiste auf dem Wege der Schule und der Mission rief auch in Madras eine Erscheinung in's Leben, die dem Falle des gebildeten Heidenthums stets vorangegangen, — das Bestreben nämlich, die Volksreligion philosophisch zu klären und so mit Preisgabe der rohen Form ihren Inhalt zu retten.

Es mögen etwa zehn Jahre her sein, als die „Vier Veda-Bekenntnißgesellschaft“ [65] unter großem Geräusche in Madras zusammentrat. Ganz wie die „Tattwabodhini Sabha“ in Calcutta, die schwindsüchtige Nachfolgerin der kurzathmigen „Brahma Sabha“, eignete auch sie sich die verschiedenen Mittel und Wege der christlichen Missionen an, Schule und Presse, Predigt und Colportage, um den wankenden Hinduglauben zu stützen und den Fortschritten der Missionare möglichst viele Steine in den Weg zu werfen. Da hatten sie dann allerdings „die Theile in ihrer Hand, fehlte leider nur das geistige Band“ — die opferfähige Liebe. — Bei meinem Aufenthalte in Madras war die Satur Veda-Sabei zwar noch nicht entschlafen, litt aber, obgleich nur sieben bis acht Jahre alt, schon bedeutend an Altersschwäche. Sie zeigte sich in Madras öffentlich so wenig, daß ich ihr dort nie und nirgends begegnet bin.

Der wohlbestallte Prediger dieser Gesellschaft war, im Jahre

1844, ein gewisser Kavirayer. Er hielt jeden Montag einen erbaulichen Vortrag über die eigne, jeden Freitag aber eine Streitrede gegen die christliche Religion. Bei einer solchen Gelegenheit soll er sich einmal auch damit gebrüstet haben, daß man seinem Büchlein „Der wahren Erkenntniß Aufgang" die Ehre angethan, es in die Bibliothek der Königin von England aufzunehmen. Kavirayer nämlich ist Schriftsteller und Dichter, nur eben kein Dichterkönig, was sein Name besagen will. Uebrigens ein gar artiger Mann! Als er einmal bei dem Schwingfeste zu Royapuram den Hindu's predigte und zwei Missionare dazu traten, ließ er sie wie liebe Gäste festlich bekränzen.

Vor mir liegt der erste Jahrgang des „Radjatani", jener tamulischen Zeitung, die von der Vier Veda-Gesellschaft als ihr Organ gegründet wurde. Geburtsjahr und -Monat derselben weiß ich genau (1844 im August); das Todesjahr ist mir nicht bekannt geworden. Als ich mich in Madras aufhielt, war bereits Gras über ihrem Grabe gewachsen. [66])

Es dürfte gleichwohl nicht uninteressant sein, den Geist des ersten Jahrganges, der vollständig in meine Hände gekommen ist, zum Besten meiner Leser für ein paar Minuten heraufzubeschwören. Eine flüchtige Bekanntschaft mit ihm haben sie bereits gemacht, denn wo immer ich eine tamulische Zeitschrift ohne Namen angezogen habe, da ist eben „Radjatani" gemeint.

Gleich der erste Schritt, mit dem sie in die Welt eintritt, ist majestätisch:

„Viele Sprachen glänzen seit alter Zeit in Bharata khandam d. i. Indien), das wie ein Juwel an der Stirn der oceanumgürteten großen Mutter Erde daherfunkelt; die trefflichste und wackerste derselben ist unsre tamulische u. s. w. u. s. w."

Obenan steht der Wahlspruch: „Gott wird die treuen Anhänger jedes Religionssystems selig machen; Offenbarung und Vernunft

erweisen dies unumstößlich als Gottes Pflicht." Der Hauptzweck der Zeitung aber ist der: Sie will den Schriftchen entgegen wirken, welche die Missionare gegen den heidnischen sowohl als den römischen Bilderdienst im Lande verbreiten, denn obschon diese Sachen wahre Kleinigkeiten seien, so werde sie doch, nach dem Sprichworte: „Auch eine kleine Schlange verjagt man mit einem großen Stock", dieselben so hinweg fegen, wie wenn eine Schlange mit geducktem Haupte athemlos den Weg in die Felsenlöcher sucht.

Das Blatt möchte aber möglichst vielseitig werden. Es verspricht außerdem den Kern aller Madras Zeitungen, allerhand gemeinnützige Artikel über Regierung, Volk und Handel, wissenschaftliche Nachrichten, belehrende Aufsätze über die eigne Religion, erbauliche Legenden und für das größere Publicum allerlei unterhaltende Volksgeschichten und Geschichtchen.[67]

Der Zeitungsschreiber meint es mit seinen Landsleuten vortrefflich. Der Engländer in Indien seien so wenige und hielten doch so viele und so theure Zeitungen; der Tamulen seien so viele, — und sie sollten diese eine und dabei so billige Zeitung nicht lesen? Er glüht auch vor Liebe zu seinen Brüdern, den armen verführten Hinduchristen, mit denen man ganz gut stehen würde, wären nur die bösen Padri's nicht im Wege, die den heimathlichen Freunden von der äußersten Zuchtlosigkeit in Indien vorschwätzen, Geld für die Mission sammeln und dann des schönen Gehaltes wegen herauskommen, „heulend wie der Wolf, wenn die Schafe naß werden."

Die Sache nahm einen lustigen, fast übermüthigen Anfang. Allein schon in der siebenten Nummer beschlichen bange Ahnungen die Seele des Herausgebers. Einige, so klagt er trübselig, wollen bloß Zeitungsnachrichten, andre Auctionsanzeigen und Processe, noch andre alles, — nur keine religiösen Kritiken. Man möchte die drei Groschen monatlich lieber für Betelblätter und Betelnüsse verwen-

den. Man entschuldige sich damit: Es erscheinen ja vier Zeitschriften, außerdem noch so und so viel literarische Veröffentlichungen, als Ramayana u. s. w. Dazu reicht der monatliche Gehalt nicht aus. Es fehlt den Gelehrten an Reis, darum macht man aus weißem Papier schwarzes und schreibt einige Groschen darauf. Wäre es denn nicht besser, wenn die Herren Steine klopften, oder Sand trügen oder ein Büdchen aufschlügen? — Zuletzt tröstet sich der arme Zeitungsschreiber mit dem bösen Zeitalter. „Die Unsern sind äußerst unwissend über das was noth thut, über die Art wie man in der Welt fortkommt, und über den Begriff wahrer Größe; darum sinken sie je länger je tiefer."

Die mannichfachen wissenschaftlichen Anzeigen bekunden in der That einen wissenschaftlichen Aufschwung oder doch Ansatz. Sie drehen sich meist um die Herausgabe tamulischer Klassiker — und Nichtklassiker mit und ohne Erklärung, und haben oft eine religiöse Färbung. So wird ein Commentar zu einem der National-Heldengedichte mit der Bemerkung angezeigt, daß dieses Werk nicht bloß an Styl, sondern — „als eine Tugendgeschichte" — auch an Inhalt vortrefflich sei und daher für dieses und jenes Leben fromme, und zwei Lehrgedichte, [68] im Sinne der rechtgläubigen Philosophie, die man so eben gedruckt habe, empfiehlt man als Trostbücher in Sterbensnöthen.

Hoch und hell lodert die Flamme des tamulischen Gelehrtenstreites im Radjatani. Nur eine Probe. Da hat Mahalingeiyer — damals der literarische Löwe von Madras — ein altclassisches Schulbüchlein [69] commentirt, — und Kavirayer (den wir schon kennen) hat erklärt, es seien darin so viel Schnitzer, wie Laub das vom Wirbelwind gejagt wird. Er hat aber ganz und gar keinen Beweis für seine Anschuldigung beigebracht, sondern „fünf Jahre ruhig im Winkel gelegen." Nun mit einem Male erhebt er sein Haupt und spricht: Ich bin ein großer Dichter! Den, der in einem andern Blatte sein Ja zu dieser

Anmaßung des Kavirayer gegeben, will der Schreiber nun geißeln. Mahalingeiyer sollte sich zu Kavirayer wie Stein zu Edelstein verhalten? Possen! Kavirayer weiß nicht Eine grammatische Regel auswendig. Er ist der Fuchs, der, weil er die Trauben nicht erreichen kann, sie für sauer erklärt, und dieser verschmitzte „Grubenfuchs", der, wenn er den Löwen „Mahalingeiyer" nur von fern wittert, sich in sein Loch verkriecht, schreit nun allenthalben aus, er habe den Löwen bezwungen.

Nicht uninteressant sind die theologischen Schutz- und Trutzartikel. Da ist unter andern eine lange Abhandlung über die Zeit der Schöpfung und eine andere über die Sündfluth. Die biblische Ansicht wird aus den astronomischen Schriften der Hindu's widerlegt. Die Missionare, so heißt es in jener Abhandlung, fechten das lange Lebensalter der Hindukönige in den religiösen Werken der Hindus an. Mit Unrecht: die Zahl der angegebenen Könige ist mit nichten so gering, daß jeder derselben ein paar Tausend Jahre gelebt haben müßte. Gleichwohl — warum sollte denn das ein Ding der Unmöglichkeit sein? Die ersten Menschen waren unverhältnißmäßig „frömmer und büßungsreicher." Man denke übrigens an die biblischen Erzväter!

Ein Rechenmeister kam an einen angeschwollenen Fluß, an dessen Ufer eine große Menge von Leuten, die hinüber wollten, versammelt war. Er mochte nicht gern auf den Ablauf des reißenden Gewässers warten und fing an die wahrscheinliche Tiefe desselben in der Mitte zu berechnen. Er legte seiner Berechnung die allmählige Zunahme der Tiefe — dicht in der Nähe des Ufers, — zu Grunde und fand auf diese Weise bald, daß er den Durchgang ganz wohl wagen dürfe. Allein er hatte zu seiner Berechnung einen falschen Maßstab genommen; als er sich der Mitte des Flusses näherte, verlor er mit Einem Male den Grund, und der Strom riß ihn ohne Weiteres mit sich fort. Grade so treiben es die Missionare, welche die Jahressumme auf die

einzelnen Zeitalter gleichmäßig vertheilen, ohne zu bedenken, daß das menschliche Lebensalter früher viel länger war.

Wenn aber — so heißt es weiter — die Missionare, mit Berufung auf die Inschriften, den ältesten Tempeln in Indien höchstens 2000 Jahre zuschreiben, so muß ihnen entgegnet werden, daß diese Inschriften nicht von den ursprünglichen Erbauern, sondern von den späteren Wiederherstellern stammen, und daß überhaupt das ganze Verfahren, den geschichtlichen Thatbestand auf diese Weise zu ermitteln, gar zu mißlich ist.

Die indische Zeitrechnung ist über allem Zweifel erhaben. Erst vor etwa 6000 Jahren waren die Vorfahren der Christen so weit gesittet, daß ihnen Schrift und Wissenschaft zu Theil wurden; die Späterlebenden datirten daher die Schöpfung von den Anfängen der Civilisation an. Mit dem Wissen wanderte auch die religiöse Ueberlieferung westwärts; so kam die Kunde von der großen Hastinapurafluth dorthin. Nun machte man aus dieser und einer dortigen Sonderfluth eine einzige; daher die Aehnlichkeit zwischen Manu und Noah. In Indien hat das Menschengeschlecht seinen Anfang genommen; alle Herrlichkeit ist von Indien ausgegangen. Damit Punctum! —

Auch eine ausführliche Vergleichung des Sivaismus und des Christenthums[70] findet sich in dem vorliegenden Jahrgange des Radjatani. Der Verfasser, ein Heide aus Jaffna, sucht — besonders mit Hinweis auf das Alte Testament — in ganz äußerlicher, aber für das Hinduvolk gewiß sehr einleuchtender Weise darzuthun, daß die Bibel nichts biete, was der Sivaismus nicht schon besitze. Hier und dort heilige Zeiten, Orte, Bücher und Bilder, Speis- und andre Opfer, Priester, Bräuche, Sacramente, Andacht, Unterweisung, Büßungen, verdienstliche Werke u. s. w. u. s. w. Kurz die beiderseitigen Religionssysteme ähneln sich auf ein Haar.

Die meisten Artikel sind natürlich gegen die Missionen gerichtet, besonders in Tinnevelly. Vier Netze sind es, so schreibt ein sehr naiver Mann von dorther, womit die Missionare die Leute zu fangen suchen: Geld, falsche Lehre, Strafandrohung und sachwalterlicher Beistand. In den beiden letzten Beziehungen helfen die Unterbeamten der Regierung wacker mit. Nun sollten doch die Weisen und Frommen des Landes vier Schulen in dem dortigen Bezirke errichten; dann würden alle wohl erleuchtet werden. Schreiber habe noch viel, sehr viel zu sagen; er verstehe aber seine Sprache nicht regelrecht, und so kämen ihm die rechten Worte nicht in den Mund; seine Gedanken glichen einer Fahne ohne Stange, und so ginge es Allen in Tinnevelly.

O über die dummen Hindus! so läßt sich eine andre Stimme in Bezug auf diese und ähnliche Beschwerden vernehmen: wo sie eine weiße Haut, europäische Beinkleider und einen europäischen Hut sehen, da meinen sie es gleich mit einem Beamten zu thun zu haben. Man schreibe doch den armen Thoren, daß die Missionare Geschäftsleute und nicht Beamte seien, daß der Hindu durch dieselben des zeitlichen und des ewigen Heiles verlustig gehe, daß die Regierung Niemanden wegen Ungehorsam gegen die Missionare strafe, daß man diese vielmehr vor Gericht belangen könne u. s. w.

Ein sehr „grausames Herz" wird den amerikanischen Missionaren zugeschrieben. Sie ziehen ihren Druckern, die Sonntags nicht zur Kirche kommen, am Montag einen Theil ihres kümmerlichen Gehaltes ab. Neulich haben sie gar ein kastenverderbendes Liebesmahl gefeiert, uneingedenk was Römer 14, 15 und 17 geschrieben steht.

Auch die schottischen Missionare bekommen ihr Theil. Sie haben — schrecklich zu sagen — Indien, dieses älteste Culturland, „ein Land der Unwissenheit" zu nennen sich unterstanden. Allerdings die

von ihnen Bekehrten seien Dummköpfe; die Missionare möchten doch den gelehrten Streit mit den Gelehrten des indischen Volkes durchfechten.

Mit wahrer Herzenslust getränkt sind alle die Anzeigen, die den Missionaren irgendwie zum Nachtheil gereichen. Da bekommen die Baptisten in Nellur mit einem so und so schweren Knittel Schläge, weil man glaubt, sie zauberten die Leute mit einem gewissen Pulver[71] an sich; an einem andern Orte verstummt ein Heidenprediger und sieht dabei just aus wie „eine Eule, die aus einem Baumloche herausstiert;" noch anderswo nimmt ein Katechet vor den Polizeisoldaten mitten in seinem Bekehrungsgespräche Reißaus; an einem vierten Orte endlich werden ein paar Leser mit Steinwürfen tractirt, weil sie den Altar der Ammen „Stein," und die hehre Göttin selbst „Thon" nannten. Es findet sich sogar eine Ode in der Zeitschrift, die ein wahrhaftes Triumphgeschrei über die Niederlage der Padri's erhebt. Der erste Vers lautet:

Weh= und demuthsvoll in Thränen zerfließend, heulend, zogen sie von Ort zu Ort; da wurden sie durch die hochgepriesene Vier Veda Bekenntniß=Gesellschaft plötzlich scheu und wirr, sie prallten zurück, und verkrochen sich der Schlange gleich in Löchern

Schaut, die Padri's verkrochen sich.

Schaut!

Ich finde nur Eine Stelle, wo die Missionare als eifrige Volks=Schulmeister gelobt werden, — die Hindus aber bitter getadelt, daß sie, um ein Stücklein Geld zu sparen, ihre Kinder in die Missions=schulen schicken.

So oft dem Zeitungsschreiber, im Hinblick auf die geringe Theilnahme des tamulischen Publicums an den Zwecken der Zeitung und der Gesellschaft, deren Organ sie ist, das Blut zu kochen und die Galle überzulaufen anfängt, schwingt er die Geißel auch über sein

eignes Volk mit unbarmherziger Hand. Die Farben, mit denen er dann die Unwissenheit und die Schlechtigkeit seiner Landsleute malt, sind mindestens eben so hell und grell als die, womit die Missionare und deren Freunde die geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Mängel des Hinduvolkes — wie er meint — übertreiben.

III.

Reisen und Ausflüge von Madras.



Reise nach Nellore im Telugulande.

Sulurpett Bungalow (50 englische Meilen nördlich von Madras),
den 2. Februar 1852.

Daß ich nicht schon eher die Feder ergriffen habe, um Ihnen über den Fortgang meiner Reise nach Nellore (111 englische Meilen) im Norden von Madras zu berichten, dürfen Sie nicht meiner Saumseligkeit zuschreiben, auch nicht dem rheumatischen Kopfschmerz, mit dem ich seit meiner Abreise von Madras ununterbrochen geplagt worden bin und noch immer geplagt werde. Ich kann mich zwar nicht mit dem Mangel einer Feder entschuldigen, wol aber mit dem Mangel an Tinte, auf die ich in den Bungalow's auf dieser Straße, wie ich nun sehe, vergebens gerechnet habe. So habe ich denn jetzt statt der Feder den Bleistift ergriffen, in der tröstlichen Hoffnung, daß bei meiner Rückkunft sich eine mitleidige Hand zum Abschreiben finden werde.

Ich verließ das große lärmende Madras am 29. Januar Nachmittags. Den der Mission gehörigen Ochsenwagen hatte ich schon Tags zuvor nach Palwy-Sattiram (11 engl. M.) vorausgeschickt, um, mit meinem eigenen Gefährt daselbst angekommen, sogleich auf das erste Ruhehaus zu Gumdepundy, das von dort noch 16 Meilen entfernt ist, loszusteuern und wo möglich noch vor Mitternacht in den Hafen der Ruhe einzulaufen. Da mein Pferd ein guter Renner ist, so hatte ich den Staub der geschäftigen Hauptstadt bald hinter mir, und eine Luft, an Reinheit fast der Wüstenluft gleich, säuselte vom

Meere her über meist leere Flächen und milderte die Hitze der überdieß allgemach ermattenden Abendsonne. Sobald man nämlich Madras mit den vielen Vorstädten, den dazwischen gestreuten Parks und schattigen Baumgängen im Rücken hat, umfängt Einen fast auf allen Seiten die nackteste Natur, und man wundert sich billig, wie es dem menschlichen Kunstfleiße hat gelingen können, auf diesem salzigen Küstenstriche rings um Madras ein so schönes grünes Netz von Gärten und Angern, Feldern und Baumgängen zu ziehen, das selbst in Strichen üppigern Bodens seines Gleichen sucht.

Ich hatte mir den so eben angekommenen neuesten Jahresbericht unsrer Gesellschaft von 1850 bis 1851 zur ersten geistigen Zehrung auf den Weg mitgenommen und ergötzte mich an allen den alten wohlbekannten Namen, die der „Specielle Nachweis der eingegangenen Beiträge" der Reihe nach hernennt. So dürr eine solche Liste auf dem Papier aussehen mag; im Lichte von Ephes. 4, 16. betrachtet, ist sie voll Geist und Leben und gewinnt selbst einen erbaulichen Charakter, zumal hier in fremdem Lande und unter den hiesigen Verhältnissen, wo zwar nichts von der unmittelbaren Gemeinschaft mit dem unsichtbaren Haupte des Leibes scheidet, wo man aber doch als vereinzeltes Glied des sichtbaren Leibes die Handreichung der übrigen Glieder fast ganz entbehren muß und es leider nur zu oft schmerzlich empfinden lernt, wie leidig es ist, wenn ein und dasselbe Glied jetzt das Geschäft des Fußes und dann das Geschäft des Auges u. s. w. zugleich übernehmen muß

Leider sollte ich mich der lang entbehrten reinen frischen Luft, deren Strom mit der abnehmenden Sonne zunahm, so wie des noch lieblichern Luftstromes, der aus den heimischen Berichten in den schwülen Dunstkreis dieses abgöttischen Landes hereinwehte, nicht lange ungestört erfreuen. Die indischen Dienstboten, in deren Händen man auf der Reise noch bei weitem mehr ist, als daheim im Hause, wis-

sen Einem die erquicklichsten Stimmungen sehr bald zu vergällen. Mein Kutscher, einer der stumpfsinnigsten Pariahs, der, betrunken oder nicht betrunken, ein Traumleben für sich zu führen scheint, hatte, weil die gegen Erwarten für Pferde gangbare Straße bei Mathaveram[72] plötzlich ein Ende genommen, ohne Weiteres über Stock und Stein querfeldein gelenkt, wie es schien in der Hoffnung, eine Fortsetzung derselben irgend wo anders ausfindig zu machen. Da ich glaubte, er sei aus gewohnter Unachtsamkeit von der rechten Straße nur abgekommen, und ich im Scheine der Abenddämmerung aus der Ferne etwas Weißes, wie Straßensteine, daher blinken sah, so ließ ich ihn gewähren, trotzdem daß das Pferd auf jedem Schritt zu stürzen und der Wagen zu zerkrachen drohte. Auf einmal aber saßen wir auf einem Feldwege, der selbst für den zweirädrigen Ochsenwagen fast zur Unmöglichkeit wurde, völlig fest, und nur mit Mühe vermochte ihn eine Schaar heimkehrender Landleute auf das hohe Ufer eines Grabens, der uns den Weg sperrte, hinanzuziehen. Gleich darauf ging es abermals durch eine tiefe, breite Lache, und als mir nun das Wasser den Fuß netzte, war ich entschlossen, sobald wir das Ufer glücklich erreicht haben würden, jedenfalls Halt zu machen und das Weitere zu überlegen. Ich schickte dann den Koch, der mit mir gekommen war, und statt zu helfen die Verwirrung nur noch größer gemacht hatte, nach dem nur noch eine gute Stunde entfernten Sattiram, um den vorausgesandten Ochsenwagen und mit ihm zugleich vier handfeste Leute zu holen, die den Wagen über die Unwege hinweg nach der Landstraße schieben sollten. Nach einigen Stunden bangen Wartens kam die ersehnte Hülfe, und da ich nicht gern zum „Peter in der Fremde" werden wollte, so gab ich meinen unterdeß gefaßten Entschluß, den Wagen der Sicherheit wegen selbst nach Madras zurück zu geleiten, wieder auf und machte es mir in dem räumigen Ochsenwagen bequem, von der ausgestan-

denen Noth so erschöpft, daß ich trotz des unsäglich holprigen Weges, der den Wagen oft zu einer auf Oelstampfen gesetzten Wiege machte, nicht eher wieder zur vollen Besinnung kam, als bis die liebe Morgensonne mir voll ins Gesicht schien. Nur so viel war mir schon während der Nacht klar geworden, daß der Wagen alle fünf Minuten hielt, und als ich nun mit wachen Augen darein schaute, sah ich, daß wir auf einem schmalen Feldwege mitten in einer langen Schnur von Frachtwagen, die alle Augenblicke Halt machten, mit eingefädelt waren, und obschon ich, sobald ein breiterer Weg es erlaubte, dem Fuhrmann strengen Befehl gab, die ihm, wie es scheint, von seiner Handthierung noch anhängende Frachtfuhrweise aufzugeben, und dieser sich auch, wie plötzlich klar geworden über seine gegenwärtige Stellung, mit einem entschiedenen: „Ein Herrenwagen!" den nöthigen Respect verschaffte, so erreichten wir das ersehnte Ruhehaus zu Gumdepundy doch erst um 9 Uhr des Morgens, statt, wie ich erwartet hatte, um 11 Uhr vorigen Abends.

Da mir in Madras versichert worden war, daß die Straße nach Nellore die schönste Straße der Welt sei, so hatte ich den Fuhrmann in Verdacht, daß er der rechten Straße gefehlt habe; der Sipahi des Bungalow aber betheuerte das Gegentheil und fügte dazu die andere tröstliche Versicherung, daß sie bis Sulurpett, dem Orte, wo ich jetzt eben bin, nicht viel besser werden würde. Nachdem ich einen melancholischen Tag in dem melancholischen Ruhehause, in dessen nächster Nähe sich kaum ein grüner Baum entdecken ließ, zugebracht hatte, spann ich mich gegen 11 Uhr Nachts in meinen Wagen wieder ein. Es ging abermals über Hügel und durch Löcher, und als ich am andern Morgen erwachte, umfing mich ein Salzgeruch, der mich auf das lebhafteste an das Ufer des todten Meeres versetzte. Weit und breit ein vom flachen Salzgewässer durchsetzter, von allem Pflanzenwuchs entblößter Boden. Nur in weiter Ferne zur Linken sah

ich einen grünen Rand von Kokus-Pflanzungen, die bekanntlich den salzigen Küstenstrich lieben, und zur Linken in weiter Ferne lachten mich blaue Berge an.[73] Bald auch schwand der niedrige Salzboden; mit Hülfe von Ziehbrunnen künstlich bewässerte, aber immerhin ärmliche Reisfelder traten an die Stelle; man sah wieder Menschen im Schweiße des Angesichts arbeiten, Hütten und Weiler aus mühsam gepflegten Baumgruppen hervorschauen, und gegen 9 Uhr endlich öffnete das Ruhehaus zu Arumbauk (12 englische Meilen von dem vorigen) sein gastliches Thor. Hier in dieser grünen, von dichtschattigen Tamarinden gekühlten Oase, vor mir der ferne Spiegel der Bucht von Pulicat[74] und hinter mir die immer näher kommenden Ausläufer der Ghat-Gebirge, beschloß ich denn zu rasten und den folgenden Sonntag in stiller Ruhe hinzubringen.

Doch ich muß jetzt schließen, da die kurze Ruhezeit in dem Ruhehause zu Sulurpett über dem Schreiben bereits abgelaufen ist. Von einem der nächsten Ruhehäuser, wills Gott, ein Mehreres.

Nellabullah Bungalow (13 englische Meilen nördlich vom vorigen),
den 3. Febr.

Die längere Rast in dem engen, aber behaglichen Bungalow zu Arumbauk hatte mich an Leib und Seele erquickt, und am folgenden Nachmittag um 3 Uhr brach ich daher mit frischem Muthe, den die guten Oechslein zu theilen schienen, nach dem nächsten Bungalow zu Sulurpett (12 englische Meilen) auf.

Der Fuhrmann, der mich auf dieser Reise meinem Ziele zusteuert, ist glücklicher Weise so recht das Gegentheil von dem hinkenden Burschen, der uns nach Ceylon hinübergeleitet, und uns jeden sauern Schritt doppelt sauer gemacht hatte. Um Ochsenfüttern und Ochsenstriegeln, um Kollu und um Stroh u. s. w. u. s. w. brauche ich mich diesmal gar nicht zu kümmern; wenn's auch durch noch so dicken Mo-

der geht, — bald nach unsrer Ankunft im Ruhehause leuchten die Thiere wieder wie Schnee daher, und ihre kugelrunde Gestalt zeigt sattsam, daß nicht der Fuhrmann, sondern sie selbst den schönen Kollu sich haben schmecken lassen. Dazu kommt, daß der Fuhrmann einen wohlthätigen Einfluß auch auf den Koch ausübt. Jener, ein Sudra, der dem Christenthume sehr geneigt ist und sich im Dienste der Europäer zu gefallen scheint, sucht sich in jeder Weise nützlich und angenehm zu machen, und das stachelt denn auch den Koch, einen alten Pariahchristen (ursprünglich von Trankebar), zu löblichem Eifer an; er möchte denn doch den Fuhrmann, der, obgleich geborner Sudra, ihm weder an Lohn noch an Stellung im Hause gleichkömmt, nicht gern etwas voraus haben lassen. Oft freilich kann ich mich bei der Dienstfertigkeit des Burschen, der vorher mit den Weißgesichtern wenig zu thun gehabt hat und daher ihre Weise nicht recht kennt, eines stillen Lächelns kaum erwehren. Zum Sitzen breitet er mir stets eine wollene Decke unter, wahrscheinlich weil er uns Nordwestländern eine ächte Eisnatur zutraut, die auch unter der tropischen Sonne nicht zum Aufthauen kommt.

Nun dies wieder eine Reisescene. Doch zurück zur Reise selbst. Wir brachen also um 3 Uhr des Nachmittags auf, was sich in dieser Jahreszeit allenfalls thun läßt, zumal in dieser Gegend, wo dann vom Meere her frei und ungehindert über die spärlich bebauten und dünn bevölkerten Flächen ein kühlender Wind darein zu wehen anfängt. Den blinkenden See von Pulicat zur Rechten, und zur Linken freundliche Berge, rings umher spärlich gesäete Weiler unter vereinzelten grünen Baumgruppen, das ist der Charakter des Weges, den ich passirte, und der mich in gewisser Beziehung fast wieder an Seeland erinnerte. Ein ordentliches Dorf trat, wie auf dem ganzen Wege so auch hier, gar selten an die Straße heran; der größte Theil dieser sandigen Flächen liegt wüste. Doch ist die Blöße des Bodens

oft von niedrigem Gebüsch überkleidet, das vielleicht zu einem undurchdringlichen Dickicht werden würde, wenn nicht diese Djangelstrecken das große Madras mit Brennholz zu versorgen hätten, das auf dem See von Pulicat und auf dem sich daran schließenden Kanal bis in das Herz der Hauptstadt hineingeführt wird. Doch wurde die Landschaft je länger, je angebauter; ich traf in Tudda selbst auf einen großen Kunstteich und einen noch größern Kunstsee, während ich vorher meist nur ärmliche Ziehbrunnen zur Bewässerung des dürren Bodens hatte entdecken können.

Abends um 10 Uhr langte ich denn, da auch die Straße sich allgemach gebessert hatte, mit Gottes Hilfe wohlbehalten in dem Bungalow zu Sulurpett an. Ich fand ihn besetzt, und verzehrte daher mein Abendessen, ein Töpfchen Milch und ein paar Biscuit, „unter dem Schatten“, denn es war ein prachtvoller Mondscheinabend, und selbst dem Monde setze ich mich, durch Erfahrung gewitzigt, in diesem Lande nicht gern aus. Er „sticht“ hier, wie es im Psalmen heißt, und zwar so, daß man gelegentlich etwas recht Schlimmes davon tragen kann.

Hier in der Nähe von Sulurpett ist die Stelle, wo man sich auf dem See von Pulicat nach Madras einschifft oder von Madras her landet. Da ich durchaus keine Lust hatte, auf meiner Rückreise Sand und Moder noch einmal zu messen und in der Stunde zuweilen nur eine halbe Stunde Weges fortzurücken, so erkundigte ich mich vorläufig nach dem Preise eines Bootes. Es hieß: „Ei, wenn der Herr auf einem Boot, mit Feuerholz beladen, nach Madras mitzufahren gesonnen ist, so wollen wir ihn für 3½ Rupi mitnehmen, und wenn er noch eine Rupi dazulegt, so wollen wir ihm über dem Holz auch ein hübsches Obdach bereiten.“ Allerliebst! — Allein, was mich hinderte auf diesen annehmlichen Vorschlag einzugehen, war der Umstand, daß man mir in Bezug auf die Dauer der Reise kein Versprechen geben konnte, und bei der jetzigen Unsicherheit eines günstigen

Fahrwindes 3 bis 4 Tage in Aussicht stellte. Ich dachte denn doch: die Rippen befinden sich bei dem Sande besser als bei dem Holzstoß; und obgleich ich an die härtesten und holprigsten Lager gewöhnt bin, so mochte ich mir doch nicht ohne die dringendste Noth drei bis vier Tage lang auf einem ungastlichen Holzstoß betten, zumal in der unmittelbaren Nähe tamulischer Zungen, Lager- und Kochstätten. Man kann sich freilich ein ganz bequemes Boot von Madras her bestellen, allein dafür muß man denn auch 20 bis 30 Rupis zahlen. Auch dazu hatte ich aus leicht faßlichen Gründen keine Neigung.

So durfte ich mich denn von den hinter mir liegenden Unwegen nicht für immer verabschieden, als ich mich von Sulurpett, eben dem Bungalow, von wo aus ich Ihnen gestern schrieb, gegen 5 Uhr Nachmittags abermals auf den Weg machte. Dafür freute ich mich nun aber, die längst verheißene gute Straße, die mich von hier ununterbrochen nach Nellore führen sollte, endlich zu begrüßen. Wie weit die Verheißung in Erfüllung ging, können Sie daraus abnehmen, daß ich über den 5 Wegesstunden immer noch 8 Stunden zubrachte. Ich erreichte diesen Morgen erst gegen 1 Uhr das Ruhehaus zu Nellabullah, und ich muß abermals eilend schließen, damit der Zweck des Ruhehauses nicht ganz unerreicht bleibe.

Gudur Bungalow (22 englische Meilen nördlich vom vorigen),
den 5. Februar.

Die tamulische Sprache hat nun schon längst ein Ende genommen. Von allen Seiten umtönt mich das stammverwandte Telugu. Dieses gilt bekanntlich als das Italienische des Ostens, noch aber habe ich von dem vielgerühmten honigsüßen Klang desselben nichts zu kosten bekommen; vielleicht daß tiefer im Innern, wo keine Grenzsprache den Accent verdirbt, das Florenz des Telugulandes zu suchen ist.

Der Sprachwechsel selbst thut indeß der Annehmlichkeit des Rei-

sens in dieser Gegend keinen erheblichen Eintrag. Unterwegs begegnet man in diesem öden, allenthalben von Wüste und Wald durchzogenen Landstriche gar selten Jemanden, mit dem man überhaupt sprechen kann, und in den Bungalow's bewegt sich das Hauptgespräch um Wasser, Milch und Eier, — ein Huhn, und wenn's hoch kommt, einen Fisch. Das sind so ziemlich die einzigen Lebensmittel, danach es den europäischen Reisenden hier lüstet, und darüber verständigt man sich auch bei ganz unbekannter Sprache gar leicht. Es hängt freilich eine stattliche Preisliste in jedem dieser Bungalow's, auch sind die Preise für die genannten Artikel billig gestellt; der einzige Mangel dabei ist nur der, daß die Artikel selbst nicht zu haben sind. So wird Einem in jedem Bungalow Tayir (d. i. eine Art saurer Milch) angeboten, und zwar eine große Portion mit Sahne obenein für einen guten Groschen; wenn man dann aber zugreifen will, so steht sie eben nur auf dem Papiere.

Ich verließ das Ruhehaus zu Nellabullah am 3. Februar. Ein Trupp von Hydrabad kommender Pferde hatte Tags zuvor unsern armen Oechslein allen Kollu im Dorfe weggefressen. Der Fuhrmann trieb mich daher im Interesse seiner Pflegebefohlenen schon um drei Uhr Nachmittags nach dem zwei Stündchen entfernten Naidupettah hinaus. Am äußersten Ende dieses Dorfes, dessen einzelne dichtgeschaarte und von Erdwällen eingeschlossene Hütten unter überhängenden Tamarinden[75] wie eingesponnen liegen und mit ihrem fahlen Grau gegen das saftige Grün ihrer Ueberschattung äußerst malerisch abstechen, machten wir Halt in dem Schatten der heiligen Pippal[76] unter deren, beim leisesten Lufthauch erbebenden Blättern der beschauliche Buddha der Sage nach die höchste Stufe der Vollendung erklomm. Der Ort war sonst eben nicht sehr zur Beschaulichkeit geeignet. Ganz dicht dabei lag ein Sattiram oder Ruhehaus der Eingebornen, und wo wäre wol das „unruhige Uebel" (Jac. 3, 8.) unruhiger, als in

einem Ruhehaus der Hindu's. Sonst würde es mir auf meinem Strohbündel neben dem hellflackernden Feuer, wobei der Fuhrmann für seine Oechslein die röthliche Ambrosia kochte, ganz wohl gefallen haben, zumal der prachtvollste Mondenschein, den Indien aufzuweisen hat, alles ringsum tageshell lichtete.

Wir konnten erst gegen 7 Uhr des Abends unsern Weg fortsetzen und passirten dann bald den Sornamuckyfluß, oder vielmehr das wasserleere, unabsehbar breite Bett desselben. Eine saure Tour! Wie ein Zeiger an der Uhr rückten wir Schritt für Schritt vorwärts in dem tiefen Sande, trotzdem daß der Fuhrmann seinen Oechslein, die den genossenen Kollu noch nicht verdaut hatten, die langen Schweife fast zerzupfte und ich selbst mit dem Koch den Wagen aus Leibeskräften schieben half. Erst um 11 Uhr lief ich durch das mondscheinerleuchtete Laubgewölbe einer prächtigen Allee in den Bungalow zu Wujili ein, dessen Thür sich erst nach langem, langem Rufen öffnete. Von dorther langte ich denn gestern Abend bei Zeiten in dem hiesigen Ruhehause an, vor welchem sich ein ungeheurer Kunstsee ausbreitet, der mir heute statt des sonstigen Huhns zur Abwechselung einen Fisch für die mehr als einfache Mittagstafel liefern wird.

Nun noch 21 englische Meilen, und Nellore, das Ziel meines Ausflugs, ist erreicht. Es ist aber auch die höchste Zeit, denn schon werde ich bei dem heutigen Mittagessen an dem letzten Stücklein steinharten Brodes zu nagen haben. Um dieses Grundes willen gedenke ich auch den nächsten Bungalow ohne Umstände zu überspringen und mit einer kurzen Pause auf dem Wege in Einer nächtlichen Tour nach Nellore hineinzufahren. Wir werden heute den Vollmond zum angenehmen Begleiter haben.

Gudur, den 8. Februar 1852.

Wie Sie aus der Ueberschrift sehen, so habe ich bereits meine Rückreise angetreten. Ich halte nun nach einer langen und langweiligen Nachttour in demselben Bungalow, von wo ich Ihnen das letzte Mal schrieb, meine Sonntagsrast, und obschon es mir hier in dieser heidnischen Wüste nicht vergönnt ist, mit der Gemeinde ein „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“ oder ein „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ anzustimmen, so kann doch der Herr auch in der Wüste einen Tisch bereiten und dem Durstigen voll einschenken.

Ich erreichte Nellore am 6. Februar erst nach 9 Uhr, als schon die Sonne, die nun mit immer glühenderem Auge diese tropischen Lande anzublicken begonnen hat, durch das rechte Wagenfenster allzufreundlich hereinschaute. Als ich zu Gudur hinausfuhr, hatte es mir geschienen, als sei nun Wüste und Sand zu Ende; eine prächtige Landstraße, eingefaßt von dünnschattigen Völei-Bäumen mit langen grünen Schoten und schönen gelben Blüthen, lief durch lachende Gefilde hin; allein die ganze Freude verlief sich alsbald recht eigentlich im Sande. Sand nämlich stellte sich — bei Munbole — abermals ein, bald darauf auch Wüste und Djangel, und nur erst in ganz geringer Entfernung von Nellore zeigte der Pennaru-Fluß[77], an dessen Ufer Nellore liegt, was für ein gesegnetes Land auch diese öden Küstenstriche sein würden, wenn sie von Flüssen reichlich durchschnitten wären. Freilich verdankt Nellore sein grünes Ansehn nicht blos der Güte des Flusses, sondern daneben auch den vielen Bewässerungsanstalten, — zum Theil großen Brunnen, aus denen oft zwei Paar Ochsen zugleich fort und fort Wasser schöpfen, das sich dann durch weitverzweigtes Rinnengeäder über große Strecken Feldes ergießt und dem hartnäckigen Boden die reichsten Schätze abnöthigt. Mein Koch war ganz und gar kein Bewunderer von dem „heißen“ Nellore,

wo man „viel Keveru ißt und den Nellu [78] vor dem Ausklopfen nicht kocht, weil er so weniger hitze." Trotzdem halten sich in Nellore mehrere Tamulen auf, die nach Madras hin handeln, besonders mit Zeugen, die dort sehr billig sind.

Leider fand ich die beiden Missionare, Day und Jewett, abwesend; sie waren schon seit einem Monate in's Land hineingezogen, um den Heiden von Dorf zu Dorf zu predigen. Da ich jedoch den Einen derselben in Madras gesprochen hatte; da ferner Frau Jewett, die mit dem Berufe ihres Mannes innigst vertraut zu sein scheint, daheim war; da ich endlich die ganze Reise hauptsächlich darum unternommen hatte, um doch auch ein Stück des Telugu-Landes in Augenschein zu nehmen, so konnte ich die Abwesenheit der Missionare leichter verschmerzen.

Frau Jewett lud mich auf das Freundlichste in ihr Haus ein; ich aber zog es vor, in dem öffentlichen Bungalow des Nachts zu schlafen und nur den Tag über im Missionshause zu sein, besonders da ich unter den obwaltenden Umständen nur zwei Tage in Nellore zu verweilen gedachte.

Die Mission in Nellore steht in Verbindung mit dem Nordzweig der nordamerikanischen Baptistengemeinden, der sich vor einiger Zeit von dem Südzweige ablöste, weil der letztere die strengeren und entschiedneren Grundsätze des erstern in Bezug auf die Sclavenfrage nicht theilte. Miss. Day ließ sich im Anfange des Jahres 1840 in Nellore nieder; in demselben Jahre taufte er auch den ersten Heiden, und im Laufe zweier anderer Jahre noch zwei dazu. Unterdeß war ein zweiter Gehilfe angelangt; aber dieser sowol als er selbst mußten schon 1845, wo die gesammelte Gemeinde 6 bis 7 Glieder zählte, dem Klima weichen; sie entflohen eilends nach Nordamerika; doch durfte Miss. Day im Jahre 1849 auf das in den unzuverlässigen Händen zweier Ostindier gelassene Arbeitsfeld zurückkehren, und zwar

begleitet von dem vorhin erwähnten Miss. Jewett, der noch jetzt die Arbeit mit ihm theilt. Sie fanden Gemeinde und Schulen in greulicher Unordnung, doch fügte sich die erstere bald wieder zu einem kleinen Kern zusammen, und die letztern füllten sich mit 250 Kindern. Nicht lange nachher aber kam die heimathliche Gesellschaft zu dem Beschluß, alle diejenigen Heidenkinderschulen, wo heidnische Lehrer den christlichen Religionsunterricht in Händen hätten, ohne Weiteres aufzugeben, und so ist denn blos eine kleine Kostschule übrig geblieben, die von einer Ostindierin und von der Frau Jewett selbst besorgt wird. Neue Taufen sind seit 1845 nicht vorgefallen, doch werden 4 bis 5 Personen darauf vorbereitet. Die Missionare in Nellore theilen wesentlich die strengen Grundsätze der Missionsconferenz zu Madras in Bezug auf die Kastenfrage. Alle ihre Bekehrten wohnen im Missionsgehöfte, und diejenigen unter ihnen, die nicht im Dienste der Missionare oder der Bibelgesellschaft stehen, sind eben in Bezug auf ihren Unterhalt von den umwohnenden Heiden unabhängig.

So wenig ein lutherischer Christ mit dem Bekenntniß dieser Missionare einverstanden sein kann, so sehr muß man ihren christlichen Ernst und ihren Berufseifer anerkennen. Was Einen besonders freuet ist aber das, daß sie den festen Vorsatz zu haben scheinen, sich der Sprache und des Schriftenthums des Volkes, unter dem sie arbeiten, nach Kräften zu bemeistern, so wie sie denn mit dem Volke selbst in den unmittelbarsten Verkehr treten. Auch Frau Jewett spricht bereits das Telugu ziemlich geläufig und ist bemüht, sogar mit der Telugu-Literatur sich bis zu einem gewissen Grade bekannt zu machen. Zuweilen zieht sie selbst mit ihrem Manne hinaus, und läßt sich mit den Telugufrauen, die ihrem Zelte nahen, in ein religiöses Gespräch ein, so selbst einige Missionare von Fach beschämend, die nach einem viel längern Aufenthalte im Lande doch die Landessprache nicht sprechen.

Es sei mir erlaubt, hier eine Stelle aus der Geschichte der amerikanischen Baptistenmission mitzutheilen, die nicht blos die eigenthümlichen Grundsätze der Baptisten berührt, sondern zugleich die oft gehörte und oft gelesene Behauptung auch von dieser Seite her widerlegt, als machten auf dem Missionsfelde in Ostindien blos die Lutheraner ihr besonderes Bekenntniß geltend, während alle Uebrigen, sobald sie den Fuß an's Land setzen, das Bekenntniß ihrer Kirche dahinten ließen, eine Behauptung, die, wenn sie von Leuten, die es besser wissen können oder müssen, aufgestellt wird, in ganz eigenthümlichem Lichte erscheint.

Die Stelle lautet übersetzt so:

„Weil die Baptisten in Bezug auf das Taufverfahren sowol als in Bezug auf die Befähigung zum Taufempfange ihre besondere Ansicht hegen, so haben sich unsre Missionare selten geneigt gefühlt, die Uebersetzungen der heiligen Schrift, die von ihren Vorgängern angefertigt worden, anzunehmen."

„In den meisten dieser Uebersetzungen ist der griechische Ausdruck für Taufe geradezu herübergenommen oder doch in einer Weise übersetzt worden, die mit dem bestimmten Bekenntniß und Brauch unserer Kirchen streitet. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft gab schon früher die Weisung, daß alle Uebersetzungen unter ihrer Leitung sich in genauer Uebereinstimmung mit der „kirchlich anerkannten englischen Uebersetzung" halten sollten, indem sie auf diese Weise die „Uebertragung" der Worte, die sich auf die Taufe beziehen, einschärfte, und die „Uebersetzung" derselben verbot. Im März 1841, während Miss. Day in Madras war, traf die Bibelgesellschaft daselbst dieselbe Maßregel. Gegen ein solches Verfahren hatten sich jedoch die Baptisten in England und in Amerika sehr allgemein erklärt, und die Weisungen des „Board" sowol, als die Beschlüsse der „Convention" hatten es ihren Missionaren zur Pflicht gemacht, die Worte

„ihrer gewissenhaften Ueberzeugung gemäß“ zu übersetzen. Wie sehr es nun auch bedauert werden muß, daß die heilige Schrift in wesentlich von einander abweichenden Uebersetzungen unter den Heiden in Umlauf gesetzt wird, so scheint doch dieser Uebelstand bei dem gegenwärtigen Zustande der christlichen Welt unvermeidlich, wie er denn bereits aus andern Ursachen thatsächlich vorhanden war.“

Ich füge hinzu, daß in Madras, wie in Bombay und wohl auch in Calcutta, die Schotten der Freikirche ihre eingebornen Prediger auf das volle Bekenntniß der heimathlichen Kirche und deren Ordnungen nicht blos, sondern außerdem auf den Grundsatz der Staats- und Kirchengetrenntheit streng und entschieden verpflichten; und was endlich die Grundsätze der anglikanischen Kirche in dieser Beziehung anlangt, so sind sie bekannt genug und ich brauche darüber auch nicht ein Wort zu verlieren.

Doch lassen Sie mich für heute aufhören und an Leib und Seele ruhen. Eine wirklich sonntägliche Stille umfängt mich hier von allen Seiten, und ich bin in der That froh, daß ich dem Bungalow zu Nellore wieder entronnen bin, wo Barbiere und Haarverschneider, Schuhputzer und Krämer u. s. w. u. s. w. unangemeldet selbst in das Zimmer hereindringen, und in Kraft ihrer ausverschämten Unverschämtheit nicht so leicht wieder hinausgehen, als sie hereinkommen.

Das ist gewiß: die Hindu's, die ein weißes Gesicht zu sehen selten die Ehre haben, sind im Ganzen genommen die angenehmern, nach meinem Geschmack wenigstens.

Gundepundy Bungalow (24 englische Meilen nördlich von Madras),
den 13. Febr. 1852.

Ich liege hier, allerdings auf ferner Rhede, bei Madras vor Anker in einem Sandmeere, aus welchem nur hier und dort eine menschliche Pflanzung wie ein grünes Inselchen hervortaucht. Nun freut

sich aber auch Alles bis auf die immer leerer und ärmer gewordenen und einem völligen Bankerott ganz nahe gekommenen Büchsen und Körbe herab. Die Ochsen, die vergangene Nacht im Sande fast stecken blieben, scheinen zu ahnen, daß der schöne grüne Baum im Missionsgehöft, worunter sie sonst ihr Mittagsschläfchen halten, nun bald wieder seinen süßen Schatten über sie breiten wird, und liegen einstweilen unter einem minder grünen Baume behaglich im Sande. Meine zwei Leute aber freuen sich, daß das allnächtliche Waden und Baden durch Sand und Moder bald ein Ende hat, und daß sie in die Grenzen des theuern Tamulenlandes wieder eingelaufen sind, wo sich die lange gebundenen und doch so redlustigen Zungen wieder lösen dürfen, und ich selbst bin herzlich froh, daß ich, obschon wohl gerüttelt und geschüttelt, doch mit heilem Kopf und Rücken dem ersehnten Ziele so nahe gekommen bin.

Es wird morgen grade acht Tage, seitdem ich dem schmucken, wohlhäbigen, grün überschatteten Nellore Lebewohl sagte. Während der ganzen Zeit bin ich in kein Bett gekommen; wir brachen jedesmal gegen 10 Uhr des Abends auf und erreichten das Ruhehaus jedesmal kurz vor oder bald nach Sonnenaufgang. Den Tag verbrachte ich also stets im Ruhehause mit Schlafen, Studiren u. s. w. Ein europäisches Gesicht ist mir seitdem nicht vor die Augen gekommen, ganz meinem Wunsche gemäß; denn eine Straße, die von Europäern viel bereist wird, hat die große Unannehmlichkeit, daß man das Ruhehaus, auf das sich der Reisende hier zu Lande wie der Wüstenpilger auf die Oase freut, vielleicht besetzt findet und dann etwa unter einem Baume oder in einer ähnlichen Herberge, wo die Sonne table d'hôte hält, logiren muß. In Ceylon, wo die Kaste den Eintritt in das Haus der heidnischen Eingebornen nicht erschwert, reist man in dieser Beziehung viel unabhängiger.

Dennoch hat auch das Bungalowleben in Ostindien seine besondern Reize, für mich wenigstens. Einem mir befreundeten englischen

Herrn freilich, gegen den ich dies einmal äußerte, wollte das gar nicht eingehen, obschon ihm, wenn er reist, zehnmal mehr Bequemlichkeiten zu Gebote stehen. Auf einen, meist ziemlich schmutzigen Tisch, ein paar Stühle, unter denen es selten an einem armen Krüppel fehlt, und eine leere Lagerstätte, die oft genug von gewissen kleinen Wesen vorweg in Beschlag genommen ist, darf man jedenfalls rechnen, und die Mängel, die an diesen Herrlichkeiten haften, lassen sich am Ende leicht genug beseitigen. Der Herr Wirth ist fast stets ein alter, ausgedienter, zuweilen zum Krüppel gewordener und manchmal auch mit einer eisernen Ehrenmedaille daher prunkender Sipahi oder eingeborner Soldat. Mit dem macht man seine Rechnung in Bezug auf die gangbaren Artikel leicht, und da er früher als Soldat an Unterordnung gewöhnt ist, und jeden Europäer als seinen rechtmäßigen Herrn ansieht, so wird man von ihm in keiner Weise belästigt, höchstens um ein paar Pfennige übertheuert; die Hauptsache ist nur, daß man seiner erst habhaft geworden. Das ist, wenn man in der Nacht ankommt, nicht immer so leicht: er muß vielleicht erst aus dem benachbarten Dorfe geholt werden, oder im Bungalow selber der Winkel ausfindig gemacht werden, wo er auf seinen Lorbeeren gewöhnlich sehr tief schläft. Der eigentliche Reiz des Bungalowlebens aber besteht darin, daß man da so ungenirt wie im eignen Hause lebt, und vor einem allzu neugierigen Besuche aus dem benachbarten Orte ohne Weiteres die Thür zuschließen kann. Nur wenn es an's Einpacken geht, stellen sich zwei Personen regelmäßig ein, der Wasserträger und die Kehrfrau. Aber auch diese gehen nach Empfang eines kleinen Geschenkes gern ihrer Wege.

Der Sipahi im Bungalow zu Gundepundy, dem letzten im Chingleput-Distrikte, ist ein Muhamedaner aus Arcot. Er klagte bitter über die vielen Diebe in hiesiger Gegend. Hier besitzt fast immer der Tschetti (Krämer) den Grund und Boden des Dorfes.

So habe ich denn die ganze Zeit stille hingelebt und den Reiz des Bungalowlebens neben den Beschwerden der Reise selbst wieder einmal ganz durchgekostet, und bin abermals vollkommen satt geworden. Jeden Nachmittag zwischen drei und vier Uhr besuchte mich mein guter Freund, der Seewind, und öffnete mir ganz freundlich die Thür des Zimmers, die ich gegen die Sonne verschlossen gehabt hatte. Einen andern minder freundlichen Besuch statteten die Ameisen fast alltäglich meinem Vorrathskorbe ab, und da ich dabei stark betheiligt war, so schlug ich mich natürlich stets in's Mittel. Da habe ich denn auch jeden Tag Krieg geführt, und kaum hatte ich ein Regiment zerschmettert, so war schon wieder ein anderes eingerückt.

Eben hatte ich einen sogenannten Lampadi[79] mit sehr lichter Gesichtsfarbe, schönem Bart und noblen Zügen hier. Er spricht Telugu und Hindostani, und obschon seine Haltung fast eine stolze zu nennen ist, so hielt er es doch nicht unter seiner Würde, sich beim Abschied auf den Bauch zu schlagen. Was das heißen will, läßt sich zur Genüge aus dem Sprüchwort abnehmen: Fremden hat er's gegeben, während die Seinen sich auf den Bauch schlagen.

Es ist in der hierländischen Poesie gänge und gäbe, daß der Mann zur Zeit, wo er nach langer Abwesenheit seine Frau wiedersehen soll, „mit der Wolke — und mit dem Wagenlenker" redet. Mein gutmüthiger und in seinem Fache geschickter und eifriger Fuhrmann war dazu nicht poetisch genug. Jedes Strohbündel, das er kaufte, mußte gründlich be- und durchgesprochen werden, und das meine persönlichen Reiseinteressen stets unbarmherzig niederschlagende Machtwort „Herr, das ist aber für die Ochsen sehr unbehaglich!" diente meist nur dazu, die heitere Laune zu vermehren. Gestern, als ich im Wehen des Tages in der Verandah des Bungalow's saß, und mein Studium der hochtamulischen Redefiguren ein wenig bei Seite legte, er selbst aber in einiger Entfernung den Ochsen ihr Lieblings-

futter, den Kollu, vorlegte, glaubte er die rechte Zeit gekommen, mir zu verstehen zu geben, daß auch er etwas von Büchern verstehe. Er setzte mir denn mit großer Genauigkeit alle die Krankheiten auseinander, denen der Ochs in diesem Lande ausgesetzt ist, nebst den betreffenden Heilmitteln, und berief sich dabei auf ein Schastra, das er zu Hause liegen habe, und das er mich ebenfalls zu lehren nicht übel Lust zu haben schien. Er meinte wahrscheinlich, es sei mir eben nur um tamulische Bücher zu thun, und die vielgepriesene Redefiguren-Lehre des alten Meisters Tandi würde bei ihm jedenfalls tief unter seine Ochsenkrankheiten-Heillehre zu stehen gekommen sein. Sein Angesicht verklärte sich, als er einen so hörlustigen Schüler an mir fand, und die Wunde, die ich ihm in Nellore wider meinen Willen geschlagen hatte, war nun geheilt. Er wollte nämlich dort, wo er über seine Ausgaben auf dem Wege Rechnung ablegte, bei dem einen Rechnungsposten ein bedeutungsvolles Lächeln an mir wahrgenommen haben, als trauete ich nicht recht, und das hatte ihn so angegriffen, daß er behauptete, er habe einen Fieberanfall bekommen. Das Fieber hatte ich ihm damals auf der Stelle curirt mit der einfachen Bemerkung: „Warte, morgen sollst du Medicin einnehmen!" aber das „Lächeln" hatte er noch immer nicht überwinden können; er kam immer und immer wieder darauf zurück, obschon ich ihm erklärte, daß ich bei derlei Dingen nicht zu lächeln pflege.

Nun das wieder ein Bild aus dem hiesigen Alltagsleben. Nur noch eine Bemerkung und ich eile dem Schlusse zu. Das ist die. Je mehr ich mit den mittlern Volksclassen verkehre, um so mehr überzeuge ich mich von der Vortrefflichkeit unsrer alten tamulischen Bibelübersetzung im Allgemeinen. Ich finde nämlich, daß die Ausdrücke der Bibel ganz diejenigen sind, die unter den mittlern Volksclassen beständig umlaufen. Das habe ich auch wieder im Verkehr mit dem Fuhrmann wahrgenommen, der, wie schon erwähnt, ein Sudra ist. Die

alten Missionare, die übrigens das Hoch-Tamul mit Recht sehr eifrig studirten (schon Ziegenbalg scheint es ziemlich weit darin gebracht zu haben), hüteten sich wohlweislich, der Bibelübersetzung einen hochtamulischen Anstrich zu geben; sie vermieden aber eben so weislich die gemeine Pariahsprache, die bei den Tamulen in so schlechtem Rufe steht, daß das Sprüchwort sagt: „Die Blüthe des Kürbis und die Sprache des Pariah sind duftlos.“ Mit Einem Worte: sie trafen die glückliche Mitte.

Der heutige Tag und eben so die Hälfte des folgenden ist der Ruhe gewidmet. Morgen Nachmittag, so zeitig als die Sonne nur irgend erlauben will, breche ich, will's Gott, nach Nerumbalk-Choultry auf, einem Ruheplatze für reisende Eingeborne (8 englische Meilen von hier). Dort hoffe ich ein paar von Madras aus mir entgegengeschickte Ochsen nebst einem gewöhnlichen Karren und dazu ein frisches Stück Brot vorzufinden. Der Karren, denke ich, soll mich dann sogleich unter sein freundliches Dach nehmen, und mich bis zum nächsten Morgen unter Dach und Fach bringen — in Madras.

Madras 15. Febr.

Falsch gedacht. In Nerumbalk-Choultry fand ich weder Karren, noch Brot, — noch überhaupt etwas, als ein paar Tropfen Milch. Sipahis, die nach Hydrabad gingen, hatten alle Vorräthe bereits in Beschlag genommen.

Nach einer Stunde Rast, die mein Fuhrmann, zum ersten Male ungehorsam, in zwei Stunden zu verlängern wünschte, brach ich mit den todtmüden Thieren nach Palwi Sattiram auf. Dort traf ich den erwarteten Karren; der Schurke von Kärrner, der bereits die Hälfte des Geldes in der Tasche hatte, war da grade an der Grenze des schlechten Weges, um deswillen ich ihn gemiethet, aus liebevoller Schonung für die eignen, übrigens frischen, Ochsen liegen geblieben.

Nicht übel. Ich gab ihm den verdienten Lohn, und ging zu Fuß weiter, der baldigen Entgegenkunft meines eignen Wagens von Madras her gewiß.

Auch mit einem Thiere hatte ich in der letzten Nacht noch einen kleinen Strauß. Dieses theilte, wahrscheinlich von den Brosamen meiner geschwundenen Vorräthe angelockt, mit mir den Wagen. Es spazierte dreist umher, ließ nach sich schlagen, schrie, wich aus und kam immer wieder. Nun nun, es war kein blutdürstiger Leu, es war nur eine hungrige Feldmaus; sie ließ mich aber doch nicht schlafen.

Hier in Indien steigen kleine Plagegeister selbst aus den Mäuselöchern, und was Einen scheert, das scheert auch ganz scheu- und schamlos.

Sei mir willkommen, du neue Ruhe an dem eignen Herde in Madras!

Reise nach Conjeveram.

„Wenn du das Kantschipuram des strahlenden Gottes gering achtest, so hört Diesseit und Jenseit auf, Gutes und Böses, Thäter und That — und wer sind die Wissenden? Das Alles stürze dann, wie's immer stürzt."

So der Dichter. Wir „ungläubige Barbaren" aber hatten hauptsächlich einen Luftwechsel im Auge, als wir uns am dritten Mai gegen Abend mit Herrn Kremmer nach der „goldnen Stadt" aufmachten.

Die Kette von kleinern und größern Unannehmlichkeiten, mit denen in Indien fast jede Reise beginnt, reichte dießmal bis in unsre erste Nachtherberge zu Sri Perumattur. Ich will meinen Leser mit Be-

schreibung der einzelnen Ringe, daraus sie gebildet war, nicht ermüden; die wichtigsten derselben sind vollkommen angedeutet, wenn ich sage: Wagen voll Ameisen, Abhandenkommen der Diener, Donner, Sturm und Platzregen, viel Ueberfluß an Wasser auf der Haut — und später in der Milch, aber Mangel an Kochwasser und Theekessel.

Erst spät am andern Morgen fanden sich die verlornen Diener mit dem unentbehrlichen Theekessel, freilich im zerbrochenen Zustand, wieder. Ihre Unersetzbarkeit schützte sie vor Entlassung.

Die angenehme Kühle in Folge des nächtlichen Ungewitters, die ganz und gar nicht im Geschmack des südindischen Mai's liegt, stellte sehr schnell die gute Laune her. Sie erlaubte uns auch schon um Mittag nach Radja Sattiram aufzubrechen. Von dort zogen wir in der folgenden Nacht nach Conjeveram. Ein Kuli zeigte uns den Weg, der sehr bald links von der Hauptstraße abbiegt. Just als der Tag graute, berührten wir den grünen Saum des breitstraßigen, tempelreichen Conjeveram.

Der englische Collector von Chingleput hatte mir freundlicher Weise seine dortige Wohnung zur Verfügung gestellt. Wir bezogen das obere Stockwerk des schönen Hauses, das etwas abgesondert in einem großen Gehöfte liegt.

Es dauerte nicht lange, so machten die einheimischen Behörden, denen mich der Collector angemeldet und empfohlen hatte, ihre Aufwartung, — zuerst der Cotwal, ein Telugu mit fast römischem Gesicht, seinem Bekenntniß nach ein Vaischnava des Südzweigs (Bd. IV, S. 152); später der Tassildar, ein Saiva-Brahmine mit der heiligen Asche an der Stirn.[80]

Ein in den Schulen der schottischen Freikirche hier und in Madras gebildeter Krämer schien nur zu kommen, um sein bischen Englisch hören zu lassen und um sich ein in dieser Sprache geschriebenes Buch zu erbitten. Ihm folgte der Hauptlehrer an der ganz nahe gelegenen

Schule der schottischen Freikirche. Er bekannte seinen Unglauben an Vischnu, dessen Abzeichen er doch trug. Als ich ihn auf den innern Widerspruch aufmerksam machte, so entschuldigte er sich mit seinen Verwandten, deren Vorurtheil er zu schonen habe. Ich hatte grade die tamulische Prabhu-Linga-Lila[81] in der Hand; so las ich ihm denn die Stelle vor, wo Siva dem Vater des Dichters erscheint, ihn zum steten Tragen des Lingam auffordert, und — auf dessen Erwiederung daß das seinen Verwandten nicht lieb sein möchte, — ihn unwillig frägt, was ihm denn seine Verwandten helfen könnten. Also selbst einige seiner heidnischen Landsleute, — das machte ich nun dem jungen Manne bemerklich — ließen einen solchen Vorwand in religiösen Dingen nicht gelten. Gleichgültig gab er die Charakterlosigkeit seines Verfahrens zu.

Später stellten sich auch zwei Lingadharis[82] („Lingaträger") ein, beide Gurus: es leben nämlich in Conjeveram selbst an 100 Häusler dieser Secte, und auch in der Nachbarschaft giebt es deren. Sie verrichten ihre religiösen Cermonien in einem eignen Kloster; mit der Sivapagode — so wenigstens erklärten mir die Gurus — haben sie nichts zu schaffen. Auf die Brahminen waren sie natürlich nicht wohl zu sprechen; wollte doch ihr eigner Glaubensstifter oder vielmehr Reformator, Basava, in welchem der Stier des Siva menschliche Gestalt gewonnen, die Brahminenschnur durchaus nicht anlegen, noch überhaupt irgend einen andern Lehrer anerkennen, als den Gott Siva selbst. „Wer recht thut, ist Brahmine, wer Unrecht thut, ist Pariah" so sprechend, warfen sich meine Vira Saiva-Gurus aus dem Sudrastande hoch in die Brust. Sie rühmten auch, daß weit und breit in hiesigen Landen ihrer Keiner noch Christ geworden, — wieder ein Beweis dafür, daß die Lockerung der Kasten-Fessel und des Brahminenjoches nicht nothwendigerweise für das Christenthum empfänglich macht.

Ich benutzte die gute Gelegenheit, mir über einzelne dunkle Punkte in ihrem System einige Auskunft zu verschaffen. Der eine der Gurus, offenbar der unterrichtetste, sprach von fünf Stufen der[83] philosophischen Erkenntniß. Nur der „Vollreife“[84] gelange zur fünften Staffel, wo die „Fünf zu Eins“[85] wird. Der Guru war ganz Wonne über seinen gelehrigen Schüler. Er wünschte sehr, ich möchte doch bei ihm bleiben und meine philosophische „Vollreife“ in aller Ruhe abwarten. Als ich ihn erinnerte, daß ich in dem Christenthume das volle Genügen hätte, so tröstete er sich damit, daß ja die letzte Tendenz aller Religionen die gleiche sei. Er brachte nun die bekannte Geschichte mit den Ringen.

Da ich ihm keinen Stuhl bieten konnte, so beurlaubte er sich bald, — indem er noch nicht gebadet habe. Der alte Vira Saiva-Stolz schlug durch. Ein so unabhängiger Charakter war mir unter den Tamulen noch nicht vorgekommen.

Das wohlhabige Conjeveram mit seinen 20,000 (?) Einwohnern, darunter mehrere tausend Weber,[86] ist auch nicht arm an Secten. Unter den Vaischnava's stehen die vom Nordzweige an Einfluß oben an. Die Saiva-Brahminen sind meist Smartas (Bd. IV, S. 134); sie verrichten aber nicht die üblichen Cermonien in den Tempeln. Die Anhänger des Madhvatscharja (Bd. IV, S. 139), in der Regel Beamtete, sprechen in ihren Häusern Mahratta. Djaina's (Bd. IV, S. 135) konnte ich in Conjeveram selbst nicht ausfindig machen; man nannte mir aber ein ganz von Djaina's bewohntes Dorf in der Nähe (7 bis 8 englische Meilen) — Karandei, wenn ich nicht irre.

Vom Cotwal und von einem Polizeisoldaten begleitet, begaben wir uns am Nachmittag zu der berühmten Pagode Ekambara Swami[87] d. i. des Siva. Der Elephant des Tempels begrüßte uns pflichtmäßigst. Auf den Absätzen der Pagode und auf den Mauern umher sahen wir Affen und Aeffchen in ganzen Familien umher schäkern. Neun Trep-

penfluchten — die drei ersten von Stein, die übrigen von Holz und außerordentlich steil — führten uns auf den Gipfel der 200 Fuß hohen Pagode. Dort eröffnete sich eine weite Aussicht über das ausgedehnte Flachland mit seinen Dörfern und Feldern, Teichen und Wäldern. Unter den Hügeln in der Ferne dämmerte uns auch Tiruvannamalei (Bd. IV, S. 121) entgegen.

Gleich nachher begleitete uns der Tassildar zur Pagode der Kamakschi („der Lustäugigen“) oder Parvati. Auf dem Wege dahin, von den Kadscheri aus, stießen wir mitten in einem Garten auf einen Buddha in beschaulicher Stellung, und auf einen zweiten im Tempelhofe selbst. Diesem letztern hatten muthwillige Buben Nase und Ohren abgestoßen. — Also doch noch einige Erinnerungen an die buddhistischen Zeiten in Conjeveram.

Eben füllten Brahminenfrauen ihr blankes Geschirr mit dem grünen Wasser des Tempelteichs, während die Männer ihre Andacht verrichteten. Die untergehende Sonne warf einen zauberischen Schein in diese klösterliche Abgeschiedenheit.

Es wunderte mich zu hören, daß die größere Pagode des Ekambara Swami und die kleinere der Kamakschi zusammen jährlich nicht mehr als drei bis vier tausend Rupi's Einkünfte beziehen, während die Vischnupagode in Klein-Conjeveram über zwölftausend gebiete. Dorthin — zum Heiligthum des Devaradja-Swami — begleitete uns „hoch zu Roß“ am andern Morgen in aller Frühe der Cotwal. Eine einzige breite Straße führte uns mitten durch Conjeveram, fast ein Stündchen weit zu dem Heiligthume. Allenthalben schöne Mandapam's; an einem derselben hatten die Säulen fast einen antiken Anstrich.

Der Tassildar hatte bereits alles auf unsern Empfang vorbereitet; die Brahminen beeiferten sich uns ihre sämmtlichen Herrlichkeiten zu zeigen. Die architektonische Arbeit an dem dortigen Tempel ist reicher

als an dem Sivatempel in Groß=Conjeveram; ich konnte sie nicht eben bewundern. Wenn die Sivapagode „im Pyramiden=Styl von Tanjore“ erbaut ist, so erinnerte mich die Vischnupagode, wenigstens in den Zierrathen ihrer großen Säulenhalle, an Sri Ranga (Bd. IV, S. 8).

Die übergütigen Brahminen ließen uns auch die Tempeljuwelen sehen. Die Krone des Gottes stammt aus alter Zeit; allerhand andre Zierrathen, für Kopf und Brust, sind theils von Brahminen, theils von Kaufleuten nach und nach dazu gekommen. Unter den „frommen Wohlthätern“ der Pagode wurden uns auch Clive und Glaß genannt. Die Augen der Brahminen leuchteten hoch auf, als sie die Farben des kostbaren Götzengeschmeides „aus der Hand christlicher Beamten“ vor uns spielen ließen.

Clive sowohl als Glaß thaten viel für Indien; Schade, daß sie ihren wirklichen Verdiensten einen solchen Schandfleck anhängten. Der Letztgenannte schenkte, außer einem Geschmeide für den Götzen, ein beträchtliches Gartengrundstück. Man ersparte uns die Scham nicht, auch von diesem seltenen Tempelgut Notiz zu nehmen, — und zuletzt wandte man sich gar an unsre eigne Mildthätigkeit.

Vaischnava Brahminen vom Nordzweig verrichten hier den Tempeldienst. Kaum hatte ich ein Wort über den Unterschied zwischen dem Nord= und dem Südzweig fallen lassen, so enstand eine gewisse Aufregung; man sah sich einander an und lächelte.

Daß Vischnu dem Siva in Groß=Conjeveram alljährlich einen Besuch abstatte, stellten die stolzen Vaischnavas ein für allemal in Abrede. Allerdings wandre Vischnu jedes Jahr nach Groß=Conjeveram, mache aber bloß die Runde um den Tempel der Kamakschi; so reise auch Siva alljährlich nach Klein=Conjeveram, steige aber in einem benachbarten Mandapam ab. So oft der eine Gott an den Residenz=ort des andern komme, verschlössen die Priester des letzteren die Thür des Tempels. Also auch in Indien „Demonstrationen“.

Bekanntlich geht es bei dem jährlichen Hauptfeste in Conjeveram,[88] das große Massen Volks aus allen vier Winden herbeizieht, zuweilen so blutig zu, daß die Regierung einzuschreiten genöthigt ist. Auch das Fest im Jahre 1852, das damals ganz nahe bevorstand, ließ sich wieder ganz stürmisch an; der Collector, in dessen Hause wir wohnten, mußte mit Gewalt Frieden machen. Die Streitsache, die dießmal die Gemüther spaltete, drehte sich um den einen wichtigen Punkt: Wer hat das Recht, eine grade Linie über des Vischnu Nase zu malen, die Vischnu- oder Siva-Priester? Sonderbar, daß die streitenden Partheien den Herausgeber des Athenäums, einer englischen Zeitschrift in Madras, zum Schiedsrichter aufriefen. — Nicht unpassend verlegt der vischnuitische Verfasser des Iru Sameiya Vilakkam die Scene seines apologetisch-polemischen Zwiegesprächs nach Conjeveram, wo die zwei Hauptbekenntnisse des brahmanischen Volksglaubens noch jetzt in beständiger Fehde liegen. Die beiden Frauen, die sich um die Vorzüge ihres betreffenden Gottes streiten, baden im Palaru dicht bei der genannten Stadt.

Unsre Brahminen klagten bitter, daß der englische Collector, der sonst dem Götzen im Namen der ehrenfesten Compagnie alljährlich ein ansehnliches Geschenk einhändigte — etwa einen hübschen Anzug — amtlich nichts mehr mit dem Feste zu thun habe. Man stellte uns die sogenannten Dharmakartakkel, die eigentlichen Verwalter des Tempelvermögens, vor, und diese wollten uns zum Abend durchaus wieder in die Pagode haben, um „den Gott" in Gala vor uns paradiren zu lassen. Wir verbaten uns die Ehre, indem ich bemerkte: Das Wichtigste an eurem Gotte, ihr lieben Freunde, — die schönen Juwelen haben wir gesehen; das andre ist ja doch nur gewöhnliches Holz, Zeug u. s. w. Sie nahmen die kühle Bemerkung mit gutmüthigem Lachen hin.

Eine recht götzentolle Stimme ließ sich, eben in Bezug auf das

Hauptfest in Conjeveram, vor einigen Jahren öffentlich vernehmen. „Der Rischabha, das heilige Stier-Gefährt des Siva," — so rief sie wie verzückt — „ist zwar ziemlich alt und abgenutzt, dennoch schien es bei dem letzten Feste, als sei der darauf einherfahrende König der Kailasa seinen Gläubigen zu Liebe aus dem Himmel selbst herabgekommen." Die frommen Knechte des Gottes möchten doch aber ja das nöthige Geld zusammenschießen, um dem Rischabha den verlornen Glanz wiederzugeben; dann würden alle, die das Fest mit Augen sehen, es zu beschreiben gar nicht im Stande sein.

Das allerdings konnte ich, bei unsrem Weggange von Conjeveram, auch mir nicht verhehlen, daß der Uebertritt zum Christenthume mit ganz besondern Schwierigkeiten verknüpft sein müsse für denjenigen, dessen erste Erinnerungen mit den prachtvollen Pagoden, den thurmartigen Götzenwagen und den lärmenden Umzügen und Festlichkeiten von Conjeveram verwachsen sind. Selbst unsern stillen Fuhrmann, der schon zum Christenthume neigte, hatte die Stadt mit ihrem Götterglanze elektrisirt. Er lenkte wie mit widerstrebender Hand seine Ochsen, — die beiläufig ihm eben so lieb waren als alle heiligen Rischabha's zusammen — zur heiligen Stadt hinaus, als wir noch an demselben Tage uns zur Rückkehr nach Madras anschickten.

Ausflug nach Sadras.

Es waren noch lange nicht vierzehn Tage verstrichen, als uns die Hitze abermals in die Weite trieb. Am 17. Mai gegen Abend brachen wir nach Sadras auf.[89]

Unser Weg führte uns über Rayapettah,[90] wo die Wesleyanischen Missionare ein prächtiges Gehöft besitzen; das bescheidne, aber nette und zur Zeit auch hinlänglich räumige Missionskirchlein dicht am Wege sollte eben durch eine Kirche in größerem Styl ersetzt werden, und schon wußten die öffentlichen Blätter die schöne Lage des künftigen Gebäudes hervorzuheben. Hinter Triplicane,[91] dem Hauptsitz der Muhamedaner in Madras, bei Mailapur, sahen wir einen schönen Teich, rings von Kokospalmen umgeben. Vier Reihen Häuser, ebenfalls von Kokospalmen umschattet, laufen an den vier Seiten desselben hin, und so nett und behäbig nehmen sich an der breiten, reinlichen Straße die Wohnungen — wohl meist von Brahminen — aus, daß ich einen wohnlicheren Ort der Eingebornen in und um Madras nicht zu nennen weiß.

In Mailapur kamen wir an Gärten vorbei, wo Bananen, Kokos, Mango's, Zuckerrohr u. s. w. eine grüne Nacht schufen. Das waren denn allerdings Gärten „dicht wie das Haar des Mohren"; wir sahen jedoch Niemanden „des Ueberflusses Gewand schleppen", wohl aber hie und da eine arme nackte Gestalt den Brunnen treten.

Bald hinter Mailapur nimmt der Anbau auffallend ab. Eben neigte sich die Sonne dem Ende ihrer Laufbahn zu, als wir nach Adiar kamen, etwas südlich von dem vorerwähnten Orte, an dem Flusse gleiches Namens, so ziemlich am Ende des Gebietes von Madras nach dieser Seite. Den Fluß selbst schmückt die schöne von unsrem Freunde Elliot gebaute Brücke („Elphinstone bridge"); europäisch-indische Landhäuser, deren blendende Weiße sich von dem dichten Grün der Umgebung abhebt, zieren die romantischen Ufer desselben in der Nähe der Mündung. Die unmittelbare Nachbarschaft von Adiar, früher eine Wüste, hat Herr Elliot mit schönen Baumanlagen überkleidet.

Erst nach Sonnenuntergang erreichten wir die äußerste Grenze des Anbaus, Pappan Sattiram („Brahminen-Sattiram"), eines der

bedeutendsten Ruhehäuser für Eingeborne, das wir je gesehen. Da der innere Hofraum von rastenden Fuhrleuten gefüllt war, so breitete ich meine Matte in der äußern Verandah aus, während meine Reisegefährtin den Wagen zur Schlafkammer machte. Ich bekam bald eine ganze Schaar tamulischer Schlafgenossen, denen in des Tages Last und Hitze zwar die Beine, aber unglücklicher Weise nicht auch die Zungen müde geworden. Wie froh war ich, als sich endlich einer nach dem andern das weiße Gewand über den Kopf zog, und wie eine Leiche auf das Estrich hinstreckte. Wäre nicht in der Nacht die Katze vom Hause meine Vorräthe zu visitiren gekommen, so hätte dießmal die erste Reisetour zum ersten Male ohne allen Verdruß ablaufen können; aber so fuhr ich, aufgeschreckt, noch lange vor dem Morgenrothe empor — grade hinein in die neben mir stehenden Schuhe, in die ich am Abend zuvor die Uhr gesteckt hatte. Es war kurz nach Mitternacht; ich ließ anspannen.

Als wir am andern Morgen erwachten, fanden wir, daß der Fuhrmann sich verirrt hatte. Nun ging es mitten durch ein sogenanntes „Backwater", dessen Tiefe uns nöthigte, unsre Sachen auf die Sitze zu packen und uns hoch darauf zu setzen. Ein spärlicher Palmyrawald brachte uns nach dem benachbarten Vanien-Sattiram („Oelschläger-Sattiram"), einem elenden Dorfe, das seinen Ursprung nur dem dortigen Rasthause für Eingeborne zu verdanken scheint. Der öffentliche Bungalow für europäische Reisende, obschon ziemlich enge, bot uns ein großes Labsal; denn das nahe Meer und das noch nähere Backwater wehen da frisch herein, und die umgebenden Palmyrapflanzungen setzen dem Luftstrom nur ein sehr unbedeutendes Hinderniß entgegen.

In Vanien-Sattiram, dem einzigen Bungalow zwischen Madras und Sadras, blieben wir vier und zwanzig Stunden liegen. Bedeckter Himmel gestattete uns am nächsten Tage schon bald nach Mittag

weiter zu ziehen, und ein labender Seewind erleichterte uns noch außerdem die Reise. Leider begleitete uns der Sand, der schon bei Pappan Sattiram anfing. Der Charakter dieses Weges ist daher im Ganzen ein ziemlich ärmlicher. Niederes Gestrüpp und stattliche, aber fast schattenlose Palmyra-Palmen bieten dem nackten Boden hie und da eine Decke, — in der That eine eben so ärmliche Hülle, als die Bekleidung der mehr als halbnackten Pariahs hier zu Lande, — und nur wo ein paar elende Hütten zu einem Dörflein oder zu einem Weiler zusammentreten, entfaltet etwa auch eine Kokos-Palme ihre Sternenkrone voll saftigen Grüns. Dennoch hat auch diese Wildniß ihre Heiligthümer. Feiste Brahminenbäuche kündeten uns schon eine Weile vorher das heilige Tripalur (?) an, und noch ehe wir in den Sitz aller Heiligkeit einzogen, sahen wir zur Rechten von einem weit ins Land hineinschauenden Hügel her ein stattliches Heiligthum des Siva blinken.[92] Nach dem heiligen Ramesseram ziehende Pilger von Benares in schmutzig gelbem Gewand und mit struppigem Haar und Bart hielten den Wüstenort für nicht zu gering, um ihn mit ihrer heiligen Gegenwart zu beehren, und die Fülle von Säulenhallen, die dem Ort in dem unwirthlichen Sande in der That ein gastliches Ansehen geben, zeigte daß das jährliche Fest eine ziemliche Menschenmasse herbeilocken mag, während die im Schatten der Verandahs verstreuten Gruppen von Spielenden, Schlafenden, Essenden und Schwatzenden zur Genüge darthaten, daß sich die Einwohner des Ortes bei dem heiligen Rufe desselben nicht schlecht stehen.

Gleich hinter diesem Orte kamen wir über eine große, mit niederem Djangel bestandene Fläche von etwas feistem und daher durch den Regen sehr holprig gewordenem Boden. Wir erreichten bei Sonnenuntergang Pavalakkara Sattiram[93] mit einigen wenigen Häusern, und gegen acht Uhr Puntscheri.[94] Schmutz, Ungeziefer und Rauch trieben uns nach kurzer Rast in einem dortigen Mandapam weiter, und

doch erreichten wir das nur noch etwa zwei Stunden entfernte Ziel unsrer Reise erst um Mitternacht: große Wasserlachen zwangen uns wiederholt zu Umwegen, und dichte Finsterniß mahnte, bei den Unebenheiten des Weges, zu steter Vorsicht.

Sanfte Ruhe für Leib und Seele brachte uns der folgende Tag mit dem Himmelfahrtsfeste in dem grünen, kühlen, einsamen, stillen Sadras.

Aufenthalt in Sadras.

Sadras den 30. Mai 1852.

Daß ich dem vorigen Postschiff nach Europa kein Blättchen für Sie mitgegeben, hat seinen Grund in dem „Feuermonat," der das ganze Land in einen ungeheuern Glutofen verwandelt und alle Vorsätze, zu deren Ausführung ein Gränchen Frische gehört, in einem Augenblicke in Asche legt.

Es ist nun beinahe 14 Tage her, seit wir der unerträglichen Hitze in Madras, die in unsrem Viertel sich mit allerlei bösem Dunst und Dampf verbindet, entflohen, und zu dem öden, aber luftigen Sadras (42 englische Meilen südlich von Madras) dicht am Meeressaume geeilt sind.

Ein Regierungsgebäude aus holländischer Zeit, wie es scheint das Haus des Statthalters selbst, ist hier in ein räumliches und wohnliches Ruhehaus umgestaltet worden, das durch grüne Bäume hindurch, über einen großen Anger hinweg, die Aussicht auf das liebe blaue Meer hat. Das rauscht, und die Bäume an der Thür säuseln.

Dicht zur Rechten breiten sich die grauen Trümmer des alten holländischen Forts und schauen ernst auf den zur Linken liegenden holländischen Gottesacker hinüber. Auf dem grasigen Anger dazwischen wächst manches blaue Blümchen, das von fern wie Vergißmeinnicht aussieht, und Festungstrümmer und Gottesacker predigen immerfort darüber hin: „Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume;“ und die halb verfallenen Gärten und die ganz verfallenen Häuser, die noch aus der holländischen Zeit hie und da geblieben sind, stimmen ein in den feierlichen Ton dieser Predigt. Wir sehen alltäglich einen Hirten seine Heerde um die grünbewachsenen Trümmer des Forts treiben, und dem Fleiß der Holländer im Gartenbau haben wir es zu danken, daß wir in unsrem täglichen Leben nicht auf Huhn, Fisch, Krebs und Austern beschränkt sind.

Wir führen hier ein fast idyllisches Leben, und die Freiheit, die wir genießen, gönnen wir auch aller Welt: denn in den ansehnlichen Saal der immer offnen Wohnung kommen ungehindert herein Frosch, Eichhörnchen, Huhn und Hund, — gelegentlich auch Truthahn, Kuh, Ochs und Pferd. Die indischen Fledermäuse fragen überhaupt nie um Erlaubniß; hier umschwirrte uns manchmal ein volles Dutzend. Uebrigens mißbrauchte nur der Hund die gestattete Freiheit; über Nacht entfernte er den mitgebrachten englischen Zwieback — Pfingstkuchen und Pfingstbrot zugleich. Daß sich ein Huhn zuweilen auf mein Bett setzte, nahm ich als eine Gemüthlichkeit. Der Tempelelephant war verständig genug, unserm Zimmer, das für solche Gäste denn doch zu niedrig war, seinen hohen Besuch nicht aufzudringen; vorüberschreitend begnügte er sich mit einer höflichen Verbeugung. Wie da unsre sonst so muthigen Ochsen, welche die gnädigen Manieren des großen Herrn entweder nicht bemerkt hatten, oder nicht zu schätzen wußten, in wildem Entsetzen bei Seite stoben!

Gegen Abend setzten wir uns fast jedesmal auf einen Sandhügel

am Meere, um den herrlichen Südostwind an der Quelle selbst zu genießen. Links ein Kuppam oder ein von Sudra-Fischern bewohntes Dörflein, und darüber hinweg Mamallapuram mit den „sieben Pagoden"; rechts in nächster Nähe die melancholischen Ruinen des alten Forts.

Von unsrer kleinen Gemeinde in Sadras kann ich leider nicht viel Erfreuliches schreiben. Etwa zwei Drittel derselben (16 Seelen) sind, von heidnischer List gelockt und geschreckt, vor einigen Wochen so tief ins Heidenthum zurückgefallen, daß sie selbst das Opfergefäß für die Dorfgöttin, eine Art Teufel, auf den Kopf genommen, in Procession herum getragen, und sich so thatsächlich von Christo losgesagt haben. Unter den Treugebliebenen ist nur ein einziger Hausvater, wie die übrigen seinem Gewerbe nach ein Fischer. Er macht einen bessern Eindruck als die gewöhnlichen Pariahs; eine gewisse Treuherzigkeit, die einem hier zu Lande selten entgegen tritt, liegt unverkennbar auf seinem Gesichte. Vielleicht daß auch die übrigen mit der Zeit reuig wiederkehren. Hauptsächlich die Furcht vor ihren heidnischen Gegnern, die zur List die Gewalt fügen, scheint die meisten zurückzuhalten. Da hier nämlich kein Europäer haust, der sich ihrer annehmen könnte und wollte, so sind sie ganz in den Händen der Heiden, und es hat fast den Anschein, als wartete man nur auf meine Abreise, um einen neuen Sturm auch über die noch Treugebliebenen hereinbrechen zu lassen. Der Herr selbst wolle sich der kleinen, schwachen, verstörten und geängstigten Heerde annehmen!

Zur Kirche dient gegenwärtig ein altes halbverfallenes Häuslein. Das dahinterliegende Gärtchen ist ganz verwildert. Der einzige Kokosbaum darin steht wie furchtsam im Winkel, — als hätte er sich irgendwie hereingestohlen. Nur das Meer lacht freundlich drein. Dicht bei dem schön begrasten Gottesacker der Gemeinde liegt die römische Kirche, die von Kovilam aus bedient wird.

Die heidnischen Tamulen hier stellten heute dem lieben Pfingstfeste ein wahres Zerrbild dämonischer Begeisterung zur Seite — in ihrem Pakka Sedil.[95] Sie trugen ihre furchtbare Göttin, oder vielmehr Teufelin, die Kali-Ammen, in glänzender Procession umher. Vornweg schritt eine Schaar Trommler und Pfeifer, deren eintönige Musik mehr zum Trübsinn als zum Frohsinn stimmte; ihr folgte auf dem Fuße ein phantastisch angeputzter Tänzer mit einem heiligen Gefäße auf dem Haupte, vor welchem drei andre wild fanatisch einhertanzten. Weiter kamen drei junge, über und über mit Blumen umwundne Leute, die sich beide Hüften mit einem Draht hatten durchbohren lassen und sich nun eben mit jenem Draht in den Hüften stumpfsinnig dahinbewegten. Dicht hinter den Dreien erschien eine andre Gruppe, in deren Mitte ebenfalls Einer ein mit Wasser gefülltes heiliges Gefäß auf dem Kopfe trug, und den Zug beschloß die auf einem Gerüste getragne Göttin in Form einer angeputzten Puppe. Eine freudetrunkne Menschenmasse umgab den grausen Zug, und nur ein bei meinem Anblick verlegen lächelndes Gesicht — es gehörte einem Lingaträger — zeigte daß es auch hier Einzelne giebt, die sich des schauervollen Possenspiels schämen. Es ist ein schmerzliches Gefühl, hier zu Lande die von so Wenigen und auch meist so stumpf gefeierten christlichen Feste in dem tobenden Pomp heidnischer Feier fast verschwinden zu sehen. Morgen wird man derselben Kali-Ammen zu Liebe über glühende Kohlen schreiten.

Unser hiesiger Katechet, einer der bessern seines Standes, besucht mich alltäglich mehrere Stunden. Ich helfe ihm im Deutschen fort, wozu meine Frau, da er noch in Madras war, mittelst des Englischen den Grund gelegt hat. Ich wünsche weiter nichts, als daß er unsre deutschen Erbauungsbücher und Postillen mit Leichtigkeit lesen lernt, um sich selbst und seine Heerde damit zu weiden. Er spricht für seine im Ganzen nur geringe Bildung ein ziemlich gutes Tamul, und ich

lasse mir gern über seine Wirksamkeit sowohl als über die eigenthümlichen Ansichten, Gebräuche und Vorurtheile seines Volkes von ihm vorerzählen. Er weiß überall ein treffendes Sprichwort anzubringen.

Im Angesichte des lieben Pfingstfestes, das auch über diese grauen Trümmer vor mir einen hellen Schimmer wirft und die Todtenstille umher in eine Feststille umwandelt, befehle ich alle Freunde in Gottes Schutz und Segen.

Die sieben Pagoden.

„Die sieben Pagoden“ von Mamallapuram, einige Stunden nördlich von Sadras, sind bekanntlich zu Zeugen wider die Aechtheit der biblischen Zeitrechnung aufgerufen worden; man sprach ihnen, in offnem Unglauben, ein so hohes Alter zu, daß sie schon lange vor der Zeit, in welche die heilige Schrift den Anfang der Erde setzt, existirt haben müßten. Diese leidenschaftlichen Liebhaber des indischen Alterthums, die den großsprecherischen Lügen der Brahminen zum Nachtheile der Bibel nur zu gern Gehör geben, sind vor den unbefangnen Forschungen der neuern Zeit längst verstummt, und es wäre in der That unangemessen, über den Ungrund jener maßlosen Behauptung nur noch ein Wort zu verlieren. Braucht man doch auch, wenn man sich nicht absichtlich wider den Augenschein verschließt, bloß einen flüchtigen Blick auf jene Kunsttrümmer zu werfen, um sich von ihrem verhältnißmäßig neueren Ursprung auf einmal zu überzeugen.

Natürlich benutzte ich meinen Aufenthalt in Sadras dazu, mir jenen „Augenschein“ zu verschaffen. Ich nahm den Katecheten Arulap-

pen als Begleiter mit in meinen Wagen; als Führer hatte sich ein Kattundrucker aus Sadras angeschlossen, denn da mir der Weg dicht am Meere entlang als unpassirbar beschrieben wurde, ich aber über Puntscheri (S. 193) zu reisen keine Neigung hatte, so mußten wir querfeldein fahren. Wir kamen dabei nur durch Ein Dorf; nichts als Sand und Sand mit einigen Palmyrapalmen. Der redselige Katechet verkürzte mir den langweiligen Weg mit tamulischen Sprichwörtern und sonstigen Mittheilungen über seine Landsleute. So erzählte er mir unter Anderm, daß er in Sadras einen reichen Mann aus sehr niedriger Kaste kenne, vor dem allenfalls auch Brahminen mit gefalteten Händen stehen blieben. „Die Kaste im Auskehricht, das Geld in der Reihe," so lautet das Sprichwort. Soll heißen: „Mag Einer auch noch so niedrig an Kaste sein, — hat er Geld, so läßt man ihn beim Essen doch in der Reihe mit ansitzen." Etwa auf der Mitte des Weges kamen wir durch ein ziemlich breites „Backwater", und erst nach drei Stunden gelangten wir an Ort und Stelle. Die Sonne neigte sich bedeutend; es war keine Zeit zu verlieren. Ich stieg daher bei der südlichsten Gruppe der Alterthümer aus, und schickte den Wagen in das Dorf, das in einer Entfernung von etwa 20 bis 25 Minuten weiter nördlich, dicht bei der Hauptmasse gelegen ist. Das war meinem Fuhrmann, der sich gern an meinem Erstaunen über die Wunderwerke seines Landes mit geweidet hätte, ganz und gar nicht nach Wunsche. Er band es dem Kattundrucker auf die Seele, mir ja Alles und Jedes ordentlich zu zeigen, — und kaum konnte er meiner Berechnung nach im Dorfe angekommen sein, so stand er schon mit leuchtendem Auge neben mir. Er hatte Wagen und Ochsen im Stich gelassen, um sich mit eignen Augen von der Pflichttreue meines Cicerone zu überzeugen.

Von den fünf Tempeln im Süden der Hauptgruppe, deren jeder aus einem einzigen Stein gehauen ist, sind nur drei äußerlich voll-

endet, keiner aber im Innern ausgearbeitet. Sie übersteigen wohl kaum die Höhe von 20 Fuß. Kuppeln und Säulen sind in der That zierlich. Von den Thiercolossen, die daneben liegen, sieht der Elephant am natürlichsten aus; der Löwe ist herzlich schlecht, und den Stier hat der Sand schon ganz den neugierigen Blicken entzogen. In dem Steinbruche dicht bei der Tempelgruppe waren eben Steinmetzen beschäftigt, — vielleicht zum Theil die Nachkommen jener, welche diese Kunstwerke zu Tage förderten.

Von da eilte ich zur Hauptgruppe der Alterthümer auf, an und neben einem Felsen, der 25 bis 30 Minuten von der Küste entfernt, etwa eine Stunde im Umfang, sich hundert Fuß über den Meeresspiegel erheben mag.

Es kommt mir nicht bei, meine Leser mit einer Detail-Beschreibung der dortigen Aushöhlungen und Sculpturen zu ermüden. Ich hebe nur Einzelnes hervor.

Am nordöstlichen Fuße des Felsens steht ein sehr eigenthümlich gebauter Tempel, dessen oberster Theil fast gothisch ist, mit einem ungeschlachten Ganesa, den man weiter riecht als sieht. Rauch und Oel haben den Vielgefeierten ganz schwarz gefärbt. Ich vergaß den Brahminen, den ich zum Führer genommen, zu fragen, wer denn diesen sivaitischen Gott zu salben pflege. Er hatte mir nämlich gesagt, daß das neue Heiligthum, das ganz in der Nähe steht, von Vischnuiten bedient werde, indem es Sivaiten an diesem Orte gar nicht gebe.

Nicht weit davon, schon auf dem Abhange des Felsens, ist eine Aushöhlung mit Sculpturen, die sich auf die Geschichte Vischnu's als Zwerg und als Eber beziehen. Nicht die Gestalt, wohl aber der wagerecht aufgehobne Fuß des achthändigen Gottes deutet hinlänglich an, daß Vischnu hier, als Zwerg-Avatara, durch zweimaliges Ausschreiten dem Riesen Mahabali die Herrschaft über Himmel und Erde nimmt. Die Lakschmi, die in der gegenüber befindlichen Gruppe

der eberhäuptige Gott auf seinem rechten Knie sitzen läßt, ist in der That zierlich. Mein Brahmine nannte ein badendes Weib in Einem Athen Parvati und Lakschmi. Alles lachte, als ich ihn auf seine Unkunde in der eignen Religion aufmerksam machte, — und er lachte mit.

Am südlichen Fuße des Felsens befindet sich der Varaha Swami-Tempel.[96] Man hat ihn wieder in Gebrauch genommen. Eben war man mit der Verrichtung religiöser Ceremonien darin beschäftigt.

Nicht weit davon liegt, halb auf dem Berge, ein kleiner Höhlentempel, der sich — in seiner gegenwärtigen Gestalt wenigstens — wieder als ein sivaitisches Heiligthum kund giebt. In der Vorhalle zwar prangt Vischnu auf der Urschlange stattlich daher; drinnen aber in einer Nische erscheint Siva mit Parvati und dem kleinen Kartikeya, und hinter ihm — offenbar in untergeordneter Stellung — Vischnu und Brahma.

Auf die Frage, ob Vischnuiten oder Sivaiten dieses Heiligthum gebaut, antwortete mein Brahmine: Beide Secten waren sonst eins. Auf meine Gegenbemerkung, daß hier Siva und Vischnu nicht als gleichberechtigte Götter auftreten, sondern der eine sich dem Gefolge des andern anschließe, wußte er nichts zu erwiedern.

Eine sehr belebte Hirtenscene findet sich in einem offnen Gebäude an der Ostseite des Felsens, in der Nähe des jetzigen Dorfes und der Brahminenwohnungen. Besonders zeichnet sich die Parthie aus, wo Krischna den Gowardhana-Hügel als Schirm über die Hirten hält, die der erzürnte Himmelsgott mit einem Sturme zu vernichten droht.

Nicht weit davon, an schroffer Felsenwand, sieht man die weitaus umfänglichste und dabei vollendetste Gruppe. Die mannichfachen Figuren, — Menschen, Affen, Löwen, Tiger, Antilopen, Vögel u. s. w. — die offenbar eine Waldscene darstellen, sind in der That nicht ohne Geist. Ein Büßer — man giebt ihn für Arjuna aus — zieht be-

sonders das Auge auf sich. Er hält seine vertrockneten Arme über den Kopf empor, er hat seinen ebenfalls abgestorbnen rechten Fuß erhoben. Das Ganze geht über das Maß der gewöhnlichen Leistungen indischer Sculptur offenbar hinaus.

Von da begab ich mich gerade aus an die See, um auch den dortigen Tempel zu sehen, der, wie mein Führer versicherte, früher den Sivaiten gehörte. Es sind eigentlich zwei dicht hinter einander stehende, jetzt zum Theil zerstörte und ganz verlaßne Heiligthümer.

In dem östlichen, das von den Wellen des Meeres bespült wird, erscheint allerdings ein Siva mit Gliedern seiner Familie; in dem westlichen sah ich einen Vischnu auf der Schlange umgestürzt am Boden liegen.

Man hatte dort ringsumher gegraben, und Haufen zerbrochner Ziegelsteine zu Tage gefördert. Ich enthalte mich aller Muthmaßungen über diese Trümmer, aber so viel unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der mit diesen Heiligthümern verbundne Ort einst um ein Bedeutendes größer war.

Ich muß doch noch sagen, in welcher Weise mein Führer die sieben Pagoden zählte. Er rechnete die fünf zuerst gesehenen Tempel unter den Palmyrapalmen südlich von dem Dorfe, dann das Ganesa-Heiligthum am nordöstlichen Fuße des Hauptfelsens, und endlich die eben gesehne Pagode am Meere. Falls diese sieben Bauwerke, von der See aus gesehn, sich besonders abheben sollten — und das ist nicht unwahrscheinlich, — so dürfte er am Ende Recht haben. Die Bezeichnung würde dann von den Schiffern herrühren.

Ein angenehmer Südostwind versüßte mir die langweilige Rückfahrt nach Sadras, die der Dunkelheit wegen vier Stunden kostete. Ich hatte in Mamallapuram bei weitem weniger gefunden, als ich erwartet.

Am 31. Mai kehrten wir — nicht ohne einiges Grauen — nach der südindischen Capitale zurück. Da wir am hellen Tage abreisten, so sahen wir auch die nächste Umgebung von Sadras, das in der That eine ziemlich große Oase in der umliegenden Sandwüste bildet. Das erste Dorf, durch das wir kamen, heißt Kunrattur „Bergdorf;" es finden sich auch wirklich lose Felslager, von freilich nur geringer Erhebung, in der Nähe.

Noch ehe wir nach Tripalur (?) kamen, sahen wir rechts den Felsen von Mamallapuram mit den sieben Pagoden, besonders die vereinzelte Tempelgruppe im Süden desselben ganz deutlich. In der Ferne zeigte sich eine Unmasse von Ziehbrunnen zur Bewässerung der Felder, wie wir sie in der Nähe von Madras öfters gesehen hatten.

Unter einer lispelnden Pippal bei Tripalur (?) bereiteten wir Kaffee und fuhren dann, schon bei Mondenschein, weiter. Die heilige Lampe auf dem Bergtempel leuchtete weithin durch die grünen Umgebungen. Es war eine der ambrosischen Nächte Südindiens.

Von da hatten wir noch zwei Dörfer zu passiren, ehe wir, durch immer dichtere Palmyra-Pflanzungen, in die wohlbekannte Herberge zu Vanien-Sattiram kamen. Dort verbrachten wir noch einen Tag voll Kühle und Ruhe. Erst aber mußte ich den unverschämten Muselmann, der den Bungalow-Wirth machte, zur Ruhe bringen. Ich forderte eben bloß das Beschwerdebuch; da warf er sich — eben so kriechend, wie vorher frech — in seiner ganzen Länge auf die Erde nieder und bat in den flehendsten Ausdrücken um Verzeihung.

Erst spät am folgenden Nachmittag brachen wir wieder auf. Der Weg nach Pappan Sattiram führte uns lange an einem Backwater und sodann über eine große öde Fläche hin, zur Rechten stets salzbekrustete Felder und Kokoshaine, die zuletzt in so regelmäßige Entfernung von einander traten, daß es mir schien als gehörten sie sämmtlich Einem Besitzer.

Noch an demselben Abend erreichten wir unser liebes Vepery mit seinem heimischen Herde. Der Ausflug nach Sadras war unsre letzte weitere Tour in Indien. Oft noch wandelt der Geist zurück an das einsame Gestade, das lebenspendende Arznei in die müden gluth-erschöpften Glieder hauchte.

IV.

Die neuere christliche Mission unter den Tamulen.



1. Rückblick auf die ältere Geschichte der Ausbreitung des Christenthums. *

Die Ueberlieferung nennt den Apostel Thomas den Apostel der Hindu's auf den Küsten von Malabar und Coromandel und läßt ihn in Mailapur auf der letzteren als ein Opfer brahminischer Wuth fallen. (S. 113.) Könnte man diese Ueberlieferung auch nur in Bezug auf die Wirksamkeit desselben in Malabar über allen Zweifel hinaus stellen, so dürfte man in gewissem Sinne mit Recht behaupten, daß die Anfänge der christlichen Kirche unter den Tamulen bis in das erste Jahrhundert zurückgehn, denn die Bewohner der Malabar-Küste redeten von Hause aus dieselbe Sprache, wie die der Coromandel-Küste, des jetzigen Tamulenlandes, und nur erst in sehr später Zeit arbeitete sich das Malayalam — so heißt die Volkssprache in Malabar — als eine besondre Mundart des Tamulischen hervor. Allein die Richtigkeit jener Ueberlieferung, obschon sie in sich nicht unwahrscheinlich ist, läßt sich doch eben nicht genügend darthun, und wenn auch die Bevölkerung von Malabar als ursprünglich sprachverwandt mit der von Coromandel gelten muß, so hat sich ja doch im Laufe der Zeit ein trennender Sprach-Unterschied herausgebildet.

Daß zu Anfang des sechsten Jahrhunderts noch keine namhaften christlichen Gemeinden auf der Coromandel-Küste seßhaft waren, dür-

---

* Ein Mehreres siehe in meiner Abhandlung „Ausbreitung und Entwickelung der christlichen Kirche unter den Tamulen nach ihren Hauptmomenten" in einem der nächsten Hefte der historisch-theologischen Zeitschrift.

sen wir wohl aus dem Berichte des Kosmas Indikopleustes mit ziemlicher Sicherheit folgern. Dieser nämlich kennt allerdings christliche Gemeinden in Kalliana (Kaljani bei Bombay), in Male (Malabar) und in Taprobane (Ceylon), „weiter hinaus jedoch keine.“ Sollte denn die Quelle, aus der ihm seine Kunde über die christliche Kirche in Ceylon kam, von einer christlichen Gemeinde auf der Coromandelküste nichts gewußt haben, dafern nämlich eine solche damals schon bestand? Bei der engen Verbindung, die zwischen Ceylon und der Coromandelküste statt fand, ist das wenigstens sehr unwahrscheinlich. So sind denn die arabischen Schifferberichte um die Mitte des neunten Jahrhunderts, die Beituma (offenbar „Haus des Thomas“, das jetzige St. Thomé, oder Mailapur; s. S. 112) erwähnen, die ersten sichern Spuren der christlichen Kirche unter den Tamulen.[97] Diese bestand ohne Zweifel aus sogenannten Thomaschristen[98] und war wohl von der Ostküste her eingewandert, wahrscheinlich des Handels wegen, denn die Thomaschristen in Malabar erscheinen schon frühzeitig als sehr betriebsame Kaufleute, und Mailapur war jedenfalls einer der bedeutendsten Punkte für den überseeischen Handel der Ostküste, namentlich auch nach China.[99]

Die römische Mission[100] erreichte das Land der Tamulen erst im Jahre 1532, und zwar an der sogenannten Fischer-Küste bei Tuticorin (S. 36). Von dort zog sie sich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts landeinwärts nach Madura hinüber (Bd. IV, S. 243). Es war dieß im Ganzen derselbe Weg, den die arische Ansiedlung in Südindien aller Wahrscheinlichkelt nach gegangen.[101] In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurde Tritschinopoli, und um 1700 Aur der Brennpunkt jener Missionen. Die französischen Jesuiten von Pondichery, die seit 1695 ihren italienischen und portugiesischen Ordensbrüdern in Madura die Netze ziehen halfen, übermaschten das Carnatic noch weiter mit neuen Missionsposten.

Drei Männer treten in der Geschichte des Entwickelungsganges, den die römische Mission unter den Tamulen nahm, als besonders bedeutsame Gestalten hervor: Franz Xavier, Robert de' Nobili und Beschi. Der erstere, brünstigen Geistes, maß mit nacktem Fuß zu vier verschiednen Malen als Evangelist den brennenden Sand der Küste; leider hielt mit seinem glühenden Eifer die Geduld nicht gleichen Schritt. Er taufte zwar ganze Dörfer, so daß ihm in des Tages Last und Hitze oft die Arme vor Mattigkeit sanken; allein das geringe Maaß innern Erfolgs, woran die Oberflächlichkeit seiner nur zu römischen Missionspraxis einen großen Antheil hatte, verstimmte ihn, wie es scheint, so gründlich, daß er schon nach einer Thätigkeit von sechs bis sieben Jahren (1542 — 1548) dem Tamulenlande für immer den Rücken kehrte. Sein natürlicher Trieb in die Weite mag an dieser Ungeduld mit Schuld haben. Hatte er sich doch auch nie die Mühe genommen, die tamulische Sprache ordentlich zu erlernen.

Robert de' Nobili (1606—1648) dagegen, ein italienischer Jesuit aus edlem Stamme, war ein Mann von der eisernsten Beharrlichkeit. Er mochte sich mit der Bekehrung der armen Küstenstämme nicht begnügen, über die schon sein portugiesischer Ordensbruder vergebens hinausgestrebt hatte; er machte die Gewinnung der höhern Kasten mitten im Lande zu seiner Lebensaufgabe und ersann sich zu diesem Zwecke ein System der Anbequemung, das ihm selbst bedeutende Opfer auferlegte, die evangelische Wahrheit aber, ja auch die gemeine Wahrheit schweren Verletzungen unterwarf. Nicht nur daß er sich für einen westlichen Brahminen ausgab und seine Abstammung von Bra hm (er dachte dabei für sich an den biblischen Gott) feierlichst beschwor; nicht nur daß er an sich selbst indische Ceremonien von mißdeutbarem Charakter verrichtete und an seinen Bekehrten Abzeichen von bedenklicher Bedeutung duldete; er trug sogar kein Bedenken, die christliche Kirche zu zertrennen, indem er für die niedern Kasten eine niedre Art

von Missionaren einsetzte. Bei alledem gelang es ihm doch nicht, Viele aus dem Brahminenstande, auf den er es ganz besonders abgesehen, für das Christenthum zu gewinnen.

In dem italienischen Jesuiten Beschi, einem eben so sprachbegabten als lebensgewandten Geiste (Bd. IV, 41), der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auftrat, gipfelte der schon von seinem Landsmanne gemachte Versuch, die heidnische Literatur zu bemeistern und ihr eine christliche entgegenzustellen. Er lebte und handthierte nicht bloß, sondern dachte und schrieb auch wie ein Tamule, und zwar in so hohem Grade, daß er sich selbst unter den tamulischen Classikern einen Ehrenplatz zu erwerben wußte (Bd. IV, S. 327, Anm. 70.). Sein Name ist noch immer der Stolz der römischen Christen im Tamulenlande.

Drei Umstände hauptsächlich erschwerten die Erweiterung sowohl als die Festigung der römischen Mission im Tamulenlande: der Accomodationsstreit, der schon unter Robert de' Nobili zwischen den Jesuiten und den andern Orden, die vor deren Ankunft mit der indischen Mission beauftragt waren, hell entbrannte (1603 — 1623), im achtzehnten Jahrhundert (1703) aus der glühenden Asche neu aufloderte und im Jahre 1744 mit der endgültigen Verdammung der jesuitischen Missionspraxis seitens des „heiligen Vaters" ein eben nicht erbauliches Ende nahm; — ferner der allgemeine Krieg, der vom Jahre 1656 bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Unordnung im ganzen Lande zur Ordnung machte oder doch die Gemüther in unerquicklicher Spannung hielt; — endlich der Ausbruch der französischen Revolution, die nicht bloß die Aufmerksamkeit der römischen Kirche von ihrer fernen Missionsthätigkeit ablenkte, sondern auch ihre heimathlichen Missionsmittel um ein Bedeutendes schmälerte. Abbé Dübois, römischer Missionar in Südindien, ein Mann von der seltensten Offenheit, der um Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die römischen Christen in Marava auf 30,000, in Madura auf

mehr denn 100,000, und im Carnatic auf 80,000 sich belaufen läßt, jammerte im Jahre 1815, daß sich damals kaum noch ein Drittel dieser Summe in den betreffenden Districten vorfände, und daß mit Ausnahme von Verapoly, wo äußere Beweggründe eine größere Anzahl alljährlich zum Uebertritt bestimmten, neue Bekehrungen in ganz Südindien gar so selten wären.

Bald nach der Einnahme von Tuticorin (S. 34) und Nagapatnam (Bd. IV, S. 52.), — im Jahre 1658 — seitens der Niederländer, machte auch die reformirte Kirche Hollands von Nord-Ceylon und von der Westküste des indischen Festlandes aus ihren ersten Missionsversuch unter den Tamulen. Der berühmte Baldäus reiste im Jahre 1661 nach Tuticorin, um „alle Kirchen längs des Seestrandes zu besichtigen, und da es möglich wäre zu reformiren",[102] nachdem er schon ein Jahr vorher in Nagapatnam gewesen, „um die Kirchen allda von dem Sauerteig des Papstthums zu säubern."[103] Allein die Paraver, die „nur den Glauben, das Vaterunser und das Ave Maria wie die Papageien herzuplappern wußten" widerstanden den allzuplumpen Bekehrungsversuchen der Holländer auf das entschiedenste, und auch die evangelischen Bestrebungen der letztern unter den Heiden selbst machten so wenig Glück, daß die gesammte holländische Missions-Wirksamkeit auf der Coromandel-Küste mit der holländischen Herrschaft ein fast spurloses Ende nahm.

Im Jahre 1621 bereits hatten die Dänen festen Fuß in Trankebar gefaßt. Obschon sie daselbst eine katholische Kirche vorfanden und späterhin auch von dem benachbarten Ceylon her durch die Missionsversuche der reformirten Holländer, denen man wenigstens den Eifer und einen gewissen Erfolg nicht absprechen kann, an ihre Missionspflicht gemahnt wurden, so kam doch erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine lutherische Mission für die dänischen Besitzungen auf der Coromandel-Küste in Ostindien zu Stande.[104] Am

9. Juli 1706 landeten die zwei ersten dänisch-halleschen Missionare in Trankebar, Ziegenbalg und Plütschow, begannen schon im November desselben Jahres portugiesisch und im Januar des folgenden Jahres tamulisch zu predigen, und hatten im Mai die Freude die ersten fünf Taufen zu vollziehen. Im Juni legten sie den Grundstein zur ersten Kirche (der Jerusalemskirche) und im August weiheten sie dieselbe ein. Nach Verlauf von anderthalb Jahren bestand die gesammelte Gemeinde aus 100 Seelen. Gegen Ende des Jahres 1708 begann Ziegenbalg die Uebersetzung des Neuen Testaments ins Tamulische, die 1715 fertig gedruckt vorlag, während die Uebersetzung des A. Test. bis zum Buche Ruth gediehen war, als Ziegenbalg zu Anfang des Jahres 1719 plötzlich das Zeitliche segnete. Nach dem Ableben Ziegenbalgs, den der König von Dänemark bei seinem Besuche in Europa einige Jahre vorher zum Propst der trankebarschen Mission ernannt hatte, und dem nicht lange nach seiner Rückkehr die Freude zu Theil geworden war, die nach größerem Maßstab erbaute „Neue Jerusalemskirche" einzuweihen, sah sich der seit 1709 in Trankebar angelangte Missionar Gründler ganz allein an der Spitze der Mission und wartete im Vorgefühl des eigenen nahen Todes mit Angst und Schmerzen auf Verstärkung aus der Heimath. Noch gegen Ende des Jahres 1719 langten drei neue Sendboten an, die Francke in Halle — wahrscheinlich aus Eifersucht auf das im Jahre 1712 entstandene Missionscollegium in Copenhagen, in welchem Männer der „orthodoxen" Richtung saßen — ohne die in Dänemark einzuholende Ordination hinausgeschickt hatte, was denn wohl die Ursache wurde, daß nach Gründlers Ableben keiner dieser Drei von Copenhagen zum Propst ernannt wurde. Der bedeutendste derselben, Benjamin Schulze, wurde noch kurz vor Gründlers Tode im Jahre 1720 von demselben ordinirt. Um diesen Mann, der die kleine und dazu nicht gar gelungene Sammlung tamulischer Kirchenlieder von Ziegenbalg durch

einige, zum Theil treffliche Uebersetzungen vermehrte und im Jahre 1725 die tamulische Bibel vollendete, schaarte sich von nun an die trankebarsche Mission, bis derselbe bald nach Ankunft drei neuer schon in Dänemark ordinirter Missionare, zu denen er sich, wie es scheint, nicht recht zu stellen wußte, Trankebar verließ und in Madras auf Kosten „der Engl. Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß“ die sogenannte „britische Mission zu Fort St. George“ gründete (1726).

In dem folgenden Zeitraume bis 1740, wo fast stets vier bis sechs Missionare in Trankebar zusammen arbeiteten, traten, ohne gerade Missionare erster Größe zu sein, Pressier und Walther besonders hervor. Im Jahre 1733 that die trankebarsche Mission den ersten Schritt zu einer innern Entwickelung, indem man da den ersten Eingebornen, Aaron, zum Landgeistlichen ordinirte, und 1740 war sie in ihrer äußeren Entwickelung so weit gediehen, daß sich die Zahl der seit Anfang der Mission in die Gemeinde aufgenommenen Seelen auf 5600 belief.

Auch in der nun folgenden Periode, die außer dem Missionar John kaum einen andern hervorstechenden Namen aufzuweisen hat, kamen noch 5 Ordinationen eingeborner Geistlicher vor, und im Jahre 1788 fanden sich nicht weniger als 17,716 Seelen in den Büchern der trankebarschen Mission seit deren Gründung. Dennoch schritt die Mission, die durch das Eindringen der Jesuiten eine kurze und durch die Niederlassung der Herrnhuter in Trankebar (Bd. IV, S. 24—25) eine längere Störung erlitt, hauptsächlich in Folge des in Europa immer mehr erkaltenden Glaubens ihrem innern und äußern Verfall entgegen, und im Jahre 1793 schreibt John, der sich besonders auf die Schulmeisterei gelegt hatte und späterhin mit bedeutenden Opfern von seinem eignen Vermögen Freischulen weit und breit errichtete: „Ein neuer redlicher Missionar würde uns zu großem Trost und gro-

ßer Hülfe gereichen; findet man aber keinen zuverlässigen Mann, so lasse man uns lieber aussterben."

Die Einnahme Trankebars seitens der Engländer (1808), so wie die darauf folgenden Kriegsjahre vollendeten den Ruin, und im Mai 1820 sah sich Missionar Kämmerer veranlaßt, 1300 der trankebarschen Mission zugehörige Christen zwischen Combaconum und Trankebar sammt 11 Katecheten, 11 Kirchlein und den dazu gehörigen liegenden Gründen der obenerwähnten englischen Gesellschaft zu überlassen. Die trankebarsche Regierung ging im Jahre 1824 sogar damit um, die Mission als Heiden-Bekehrungs-Anstalt völlig abzuthun, und das Missions-Collegium in Copenhagen, das wenigstens kein Geld mehr für die Ausbreitung des Christenthums verwendet wissen wollte, vermochte fast nur die einmal ehrwürdig gewordenen Namen „Mission" und „Missionar" zu retten. Man begnügte sich eben, einen dänischen Caplan für die dänische Zions-Kirche in Trankebar zu unterhalten. Der letzte derselben war Knudsen, der 1837 von Dänemark aus in Trankebar anlangte und dasselbe schon nach wenigen Jahren wieder verließ.

Die trankebarsche Mission entsandte im Laufe der Zeit zwei Hauptzweige, den einen nach Norden (Madras), den andern nach Westen (Tritschinopoli und Tanjore). Die Pflanzung des Nordzweigs, der im Laufe der Zeit später meist wieder so gut wie abgestorbene Schößlinge an die Küste hinab (Pulicat, Sadras, Cudelur u. s. w.) und bis Vellore ins Land hinein schickte, geschah durch Schulze im Jahre 1726, wie wir bereits oben gesehen haben. Seiner Wirksamkeit, die er durch Erlernung des Telugu und des Hindostani zu dem Tamul, wie es scheint, auf Kosten der Tiefe zu erweitern suchte, stellten die Katholiken anfangs das größte Hinderniß entgegen; dennoch war die neugesammelte Gemeinde um 1730 bereits auf 200 herangewachsen. Ihm verdankt die christliche Tamul-Literatur außer Liedern auch

die theilweise Uebersetzung von Arndt's wahrem Christenthum u. s. w., die aber keineswegs gelungen zu nennen ist. Sein Nachfolger Fabricius (seit 1742), den man mit Rücksicht auf sein stilles, etwas eingezogenes Wesen den Sanyasi Ayir („Mönchs-Priester") nennt, während man Schwarz, wohl im Hinblick auf sein freies, imponirendes Wesen, den Rasa Ayir („Königs-Priester") heißt, gab dem tamulischen Gesangbuche sowohl, als der Bibel diejenige Vollendung, die trotz mancher immer noch anklebenden Mängel eine durchaus neue Uebersetzung schwerlich je aufkommen läßt, indem sie nur einer leise nachbessernden Hand bedarf. Der französische Krieg, der um die Mitte des Jahrhunderts Alles in Verwirrung setzte, und wobei Madras mehr als einmal geplündert wurde, so wie die traurigen Folgen seiner Unvorsichtigkeit in Bezug auf anvertraute Gelder, legten seiner Wirksamkeit, die eine Zeit lang vom Missionar Breithaupt unterstützt wurde, bedeutende Hindernisse in den Weg. Dennoch wird schon im Berichte von 1773 die Gesammtsumme der vom Anfang an in die Gemeinde aufgenommenen Seelen zu 2201 angegeben, und das Eroberungs-Glück der Engländer brachte der Mission eine Druckerei, die zugleich den Vortheil bot, eingeborene Christen zu beschäftigen. Im Jahre 1749 wurde Vepery, eine Vorstadt von Madras, der Hauptsitz der Mission, ohne daß man jedoch die sogenannte „Schwarze Stadt" aufgab. Nach Breithaupt's Tode trat Guerike dem in Mühseligkeiten aller Art schnell ergrauten Fabricius zur Seite, und von 1788 an übernahm derselbe mit geschickter Hand die Leitung der Mission selbst und fügte dazu die Aufsicht über das von Lady Campbell gestiftete „female asylum". Mit Guerike starb 1803 der letzte bedeutende Madras-Missionar. Sein Nachfolger Rottler, der in seinem etwa 54. Lebensjahre von Trankebar nach Madras kam, widmete seine Hauptaufmerksamkeit der Abfassung seines tamulisch-englischen Wörterbuchs, so wie der Uebersetzung des

anglikanischen Common Prayer Book und suchte sich daneben durch botanische Sammlungen um die Wissenschaft verdient zu machen; er scheint sich weder als Pastor noch als Missionar um die Eingebornen sehr gekümmert zu haben. Leider konnte der etwas unordentliche Päzold, den er von 1804 bis 1817 zum Mitarbeiter hatte, und auf dem die Sorge für die Mission hauptsächlich ruhte, den greisen Rottler in diesem Stücke nicht ergänzen. Haubroe aber, der ihm nachher als Gehülfe beigegeben wurde, und der durchaus nicht zu ihm paßte, ließ sich unter fremdem Einfluß zu unreifen Maßregeln wider die Kasten-Einrichtung verleiten und zerrüttete so die Gemeinde, statt sie von innen heraus zu erbauen, äußerlich und innerlich noch vollends (1820).

In dem Tanjoreschen hatten sich von Trankebar aus und in unmittelbarer Verbindung mit Trankebar schon sehr frühzeitig einige Gemeindlein gebildet, die von eingebornen Katecheten besorgt wurden. Aber erst im Jahre 1762 ließ sich der nachher so berühmt gewordene und von den Eingeborenen noch stets „Vater" genannte Schwarz in der Stadt Tritschinopoli nieder (über die damals ein dem Könige von Tanjore zinspflichtiger muselmännischer Nabob herrschte) — so jedoch daß er sich sehr bald unter das Patronat der englischen Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß stellte. (Bd. IV, S. 81.) Im J. 1778 machte er die Stadt Tanjore (Bd. IV, S. 10, 226.) zu seinem Hauptaufenthalt und arbeitete, von sechs selbstgebildeten eingeborenen Katecheten unterstützt, in solcher Einfalt und mit solchem Segen, daß muselmännische, heidnische und christliche Gewalthaber den Mann in dem schlichten abgetragenen Rocke als ihren Freund und Rathgeber ehrten. Sein Hauptgehülfe war der von ihm selbst zum Missionsdienst erzogene Sohn des trankebarschen Missionar Kohlhoff, der nach Schwarz's Tode (1798) noch bis ziemlich an die Mitte des laufenden Jahrhunderts heran mit solchem Erfolge fortwirkte, daß im

Jahre 1825 die dort gesammelten Gemeinden mehr als 2000 Seelen zählten.

Von da aus senkte sich schon im Jahre 1778 ein Nebenzweig nach Tinnevelly im Süden ab, der in der neuern Zeit in mancher Beziehung zur Krone der tamulischen Missionen geworden ist, und zwar zunächst durch Schwarz, der die dort gesammelten Gemeinden durch den später zum Landprediger ordinirten Sattianaden bedienen ließ, während Missionar Jänicke, der 1788 nach Indien kam und 1800 starb, von Tanjore aus jene Gemeinden mehr als einmal bereiste. Ein paar Jahre nach dem Tode des Letzteren fand auch Guerike von Madras seinen Weg dorthin und taufte in ziemlicher Eile mehr als 1000 Seelen, und obschon in der bald nach Guerikes Weggang ausbrechenden Verfolgung viele der rasch Gesammelten eben so rasch wieder in's Heidenthum zurückfielen, so ging doch das einmal begonnene Werk durch die Hände eingeborner Arbeiter mit mehr oder minder Erfolg fort, und die dortigen mit der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß verbundenen Gemeinden zählten 1825 bereits über 4000 Seelen.

In dem eben genannten Jahre übergab die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß ihre gesammten indischen Missionen an die Schwester-Gesellschaft „zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern", und das auf Anregen des Bischofs von Calcutta auch in Madras gebildete Diöcesan-Comité übernahm forthin die unmittelbare Leitung sämmtlicher Missionen in der Madras-Präsidentschaft. Es wußte auch, auf allerlei Bei- und Umwegen, wobei die Schwachheit des alten Rottler trefflich zu statten kam, die sehr bedeutenden Privatvermächtnisse, die Schwarz und Guerike für Tanjore und Vepery hinterlassen hatten, unter seine Verfügung zu bringen. Wie im Schlafe wurden die alten lutherischen Gemeinden im Tamulenlande der anglikanischen Kirche einverleibt.

Die römische Mission.

Der siebente August des Jahres 1814 rief die Jesuiten auf den verödeten Schauplatz ihrer erfolgreichen Thätigkeit zurück, und der 3. Mai des Jahres 1822 sah die Missionsanstalt von Lyons entstehen, die — um mit den Römern zu reden, „als ein von Gott zubereitetes Werkzeug, in diesen letzten Zeiten die katholischen Missionen über die ganze Welt hin zu unterstützen" — so reißende Fortschritte machte, daß sie in ihren Einnahmen die schon seit 1799 bestehende „Kirchliche Missionsgesellschaft" der Anglikaner nach 17 Jahren durch eine Mehreinnahme von fast 9000 Pfund überflügelte. Von den morgenländischen Schismatikern, die man römischerseits zuerst in's Auge faßte, wandte man sehr bald den Blick nach Ostasien, als auf denjenigen Punkt, von dem aus man den asiatischen Coloß am leichtesten und sichersten zu bewältigen hoffte. Kein Wunder daher, wenn man nun namentlich auch die Missionen im Tamulenlande, wo bereits so viel erreicht — und wieder verloren war, neu aufzurichten und nach Kräften zu verstärken suchte. Pondichery ist seitdem der Haupt-Ausgangspunkt für die römischen Missionen unter dem Volke der Tamulen geworden, und französische Priester, theils von der Gesellschaft Jesu (wie in Madura), theils von dem auswärtigen Missions-Seminar, stehen an der Spitze derselben. Neben ihnen arbeiten jedoch auch irische Priester, wenigstens, so viel ich weiß, in Madras. Sämmtliche Missionen der römischen Kirche unter den Tamulen sind den Vicariaten von Madras und Pondichery unterworfen.

Folgendes ist die zum Theil freilich auch andre Gebiete mit in sich fassende Statistik über die tamulischen Missionen, welche die Jahrbücher der Glaubens-Verbreitung in ihrer Juni-Nummer für 1839

geben: 1) Apostolisches Vicariat von Madras: 1 Bischof, 1 Coadjutor, 11 Priester, 11 Kirchen oder Capellen, ein kleines Seminar, ein Waisenhaus, 100,000 Katholiken. 2) Apostolisches Vicariat von Pondichery: 22 Priester des auswärtigen Missionsseminars mit 3 eingeborenen Geistlichen, 13 Väter von der Gesellschaft Jesu, 230,000 Katholiken.

Die tamulische Druckerei der römischen Mission zu Pondichery zeigt sich in der neuesten Zeit außerordentlich thätig, und die dortigen Missionare vom auswärtigen Missionsseminar leiten seit 1846 ein „Collége", mit einem „vollständigen Unterrichts-Cursus nach denselben Grundsätzen und in demselben Umfange wie die Universität von Frankreich." So ist denn Pondichery nicht bloß der Haupt-Ausgangspunkt, sondern auch der eigentliche Heerd der römischen Missionen im Tamulenlande.

Die römischen Missionare im Tamulenlande entwickeln eine äußerst rührige Thätigkeit; sie scheuen keine Mühe, wo es etwas in ihre Scheunen zu sammeln giebt, und keine Kosten, wo sie durch den Bau von Kirchen und Capellen Neues anzuziehen und Altes zusammenzuhalten hoffen dürfen. Ein großer Dämpfer aber liegt auf ihren gesammten Missionsbestrebungen, denn die Uneinigkeit zwischen dem römischen Stuhle und dem Erzbisthum von Goa, die schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts den Gang der südindischen Missionen und darunter auch der tamulischen bedeutend aufgehalten hatte, wurde im Jahre 1838, wo der Papst die portugiesischen Bisthümer von Cranganore, Cochin und St. Thomé aufhob und die betreffenden Gebiete der Gerichtsbarkeit seiner apostolischen Vicare unterstellte, zu einem offenbaren, weit verheerenden Schisma. Der kirchliche Schwerpunkt der Goa-Schismatiker im Tamulenlande liegt seitdem in St. Thomé (S. 113); sie sollen allein im Distrikte von Madras nahe an 200,000, neben 100,000 Römern, zählen. Tief geht die Feindschaft zwischen

beiden Partheien, und obschon in der Regel die Goa-Priester, meist Eingeborne oder landesgeborne Mischlinge, den römischen an Charakter und Bildung weit nachstehen, so thun sie doch diesen immerhin einen nicht unbedeutenden Abbruch, schon dadurch daß sie wider die vielgerühmte Einheit der sogenannten katholischen Kirche durch ihre bloße Existenz Zeugniß ablegen.

Es ist vielleicht zu hoch gegriffen, wenn man die katholische Gesammtbevölkerung im Tamulenlande, mit Einschluß der Indoportugiesen und der sämmtlichen Schismatiker, auf eine halbe Million anschlägt. Aber selbst wenn diese Summe einen bedeutenden Abzug zu erleiden hätte, — die Erfolge der römischen Mission in Rücksicht auf die Zahl lassen sich in keinem Falle als ganz gering bezeichnen. Brahminenbekehrungen blieben selbst in der besten Zeit sporadisch; gegenwärtig beschränken sich die Erfolge fast ausschließlich auf die Pariahs (Bd. IV, S. 83); die katholischen Sudra-Gemeinden stammen meist aus der älteren Zeit. Keine andre Mission unter den Tamulen aber dürfte sogenannte „respectable" Christen, selbst in hohen Aemtern und Ehren, in gleicher Anzahl aufzuweisen haben, als die römische.

Trotzdem ist den Römern die Heranbildung eines einheimischen Priesterstandes, an den doch am Ende verhältnißmäßig geringe Anforderungen gestellt werden, noch nicht gelungen. Ihr gesammtes Schulwesen liegt tief im Argen; an tüchtigen Elementarschulen fehlt es fast in allen Gemeinden. Natürlich ist unter so bewandten Umständen die Unwissenheit eben so allgemein als groß. Man hält das christliche Volk durch pomphafte Processionen in guter Laune (S. 114—115), wo aber bleibt bei so loser Erbauung die christliche Charakterbildung — dort in der ansteckenden Atmosphäre des indischen Heidenthums? Es giebt nur sehr, sehr Wenige unter den römischen Christen aus den Eingebornen, denen man bei näherer Berührung den veredelnden Einfluß des Christenthums anmerkt.

Abbé Dübois lernte während seiner 25jährigen Wirksamkeit in Südindien unter seinen Bekehrten „auch nicht einen aufrichtigen und ungeheuchelten Christen kennen“; P. Bouchet dagegen läßt seine Christen zu Madura „nach Empfang der Taufgnade wie Engel“ leben. Die Wahrheit liegt wohl bei weitem mehr nach des Ersteren, als nach des Letzteren Seite zu.

Die Mission der anglikanischen Propaganda.

Ein Jahr nachdem die Gesellschaft zur „Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern“ die bisher von der Schwestergesellschaft gepflegten Missionen (S. 217) im Tamulenlande übernommen hatte, 1826 nämlich, betrug die Zahl der Gemeindeglieder auf 5 Stationen (Vepery, Cudelur, Tanjore, Tinnevelly, Tritschinopoli) 8352 Seelen; die darauf verwendeten Arbeitskräfte aber bestanden in sechs Missionaren und in 141 Katecheten und Lehrern aus den Eingebornen. Nach Verlauf von zehn Jahren finden wir auf 7 Stationen 11,743 Gemeindeglieder, 13 Missionare und 187 andre Arbeiter aus den Eingebornen mit 8 „ostindischen“ Katecheten.

Daß die Mission zur Zeit, wo die Gesellschaft sie übernahm, nicht im besten Stande sein konnte, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß die 12 Hauptstationen derselben nur mit 5 Missionaren bedacht und diese noch dazu auf bloß 3 Posten vertheilt waren. Fünf andere Missionare wurden zwar bis zum Jahre 1831 der Reihe nach ausgesandt, allein eben so viele starben während derselben Zeit dahin oder mußten ihren Posten verlassen, so daß am Ende des Jahres 1832 der

Stand der Dinge in dieser Beziehung genau derselbe war, wie im Jahre 1825. Erst von 1836 an, wo in Folge neuer kirchlicher Anordnungen die Madras-Präsidentschaft in eine besondere Diöcese umgestaltet und der bekannte Freund und Förderer der Missionen Corrie zum Bischof ernannt wurde, nahmen die Missionsbestrebungen der Gesellschaft, die als „incorporated Society" mit der anglikanischen Kirche als solcher in der engsten Verbindung steht, einen kräftigern Gang. Die größeren Missionsgebiete wurden in kleinere Bezirke zerlegt und mit einer größeren Anzahl von Missionaren versehen.

1842 nahm man eine Revision des von Rottler übersetzten Common Prayer Book vor und 1844 errichtete man zwei Seminare, das eine zu Vediarpuram bei Tanjore, das andere zu Sawyerpuram in Tinnevelly, zur Heranbildung von Lehrern, Katecheten und Pastoren. In demselben Jahre wurde der letzte lutherisch ordinirte Missionar zu Tanjore, der jüngere Kohlhoff, durch den Tod hinweggenommen. Eine mittelst Privat-Sammlung errichtete Kirche zu Erungalore bei Tritschinopoli, wo der Sohn desselben den Missionsberuf im dritten Gliede fortsetzt, ehrt das Andenken dieses in vieler Hinsicht verdienten Mannes.

Die Anstrengungen der Gesellschaft zum äußern und innern Ausbau der Missionen in der darauf folgenden Periode sind von der Art, daß jede andere Gesellschaft von minder kirchlichem Charakter und von geringeren Mitteln wohl dahinten bleiben muß. Sie errichtete innerhalb der Madras-Präsidentschaft von Anfang 1845 bis Ende 1850 nicht minder als 15 Kirchen und 50 Kapellen, 2 Seminare und 30 Schulgebäude, 10 Missionshäuser und 30 Häuser für Schullehrer und Katecheten und verausgabte dafür die bedeutende Summe von 93,186 Rupies. Während desselben Zeitraums kosteten ihr die dortigen 36 Missionare 323,692 Rup., die 200 Katecheten 134,636 R. und eben so viele Schullehrer 255,350 Rup.

Mit Einschluß der soeben genannten Summen und verschiedener anderer Missionsausgaben wandte demnach die Gesellschaft in den sechs Jahren von 1845 bis 1850 die ungeheure Summe von 996,979 — also fast eine Million — Rupies an den äußern und innern Ausbau ihrer Mission in der Madras-Präsidentschaft. Ungefähr zwei Drittel dieser Summe wurden von heimathlichen Beiträgen gedeckt, während das andere Drittel aus „appropriated Funds“, Ländereien und Sammlungen in Indien selbst beschafft wurde.

Innerhalb desselben Zeitraums wurden 649 Proselyten aus der römischen Kirche aufgenommen und außer 2583 Kindern 675 Erwachsene aus den Heiden getauft.

Im Jahre 1854 besaß die Gesellschaft 155 Kirchen, 25 Pfarrwohnungen, 171 Katechetenhäuser, und 109 Schulzimmer.

Ich führe nun meine Leser auf die einzelnen Missionsgebiete. Die dabei zu gebende Statistik ist dem „Missionary Register“ von 1855 entnommen.

Tinnevelly, Ramnad und Puducottah. Die Tinnevelly-Mission, die nach Jänicke's Tode (1800) lange nur von eingebornen Arbeitern bedient wurde, ist gegenwärtig in fünf Bezirke: Nazareth (S. 44), Mutelur (S. 46), Sawyerpuram (S. 40), Ideyengudi, und Christianagaram, abgetheilt; jeder derselben hat seinen Kreis von Dorfgemeinden, seine Kost- und Tagsschulen, seine Katecheten, Leser und Schullehrer und darüber seinen Missionar, während das Ganze mit einem Central-Seminar versehen ist.

Die dortige Mission hat es meist mit sogenannten Schanar's (Bd. IV, S. 183) zu thun. Auf keinem Gebiet in Südindien ist der Andrang zum Christenthume so stark als grade hier. Schon hat fast ein Drittel der gesammten Schanar-Bevölkerung das Christenthum angenommen. Da die Hindu's in der Regel nur innerhalb der eigenen Kaste heirathen, so kann es kaum fehlen, daß in demselben Maaße, als die christliche Partei an Zahl und Bedeutung gewinnt, die Heirath selbst zu einem Mittel wird, diesen und jenen in die christliche Gemeinschaft hineinzuziehen.

Miss. Caldwell, der, wie der Herausgeber des Madras Quarterly Miss. Journal bemerkt, in seinem Urtheil über Missions-Erfolge eher auf Seite unterschätzender Strenge als überschätzender Parteilichkeit irrt, bringt unter andern folgende Thatsache bei, um den innern Fortschritt des Missionswerks auf seiner eignen Station Idеyengudi zu bezeichnen. Erstens: Im Jahre 1844 waren bloß ungefähr 50 erwachsene Christen (Katecheten und Schullehrer eingerechnet) im ganzen Districte, die lesen konnten, und darunter nur drei Frauenzimmer. Zu Anfang 1851 konnten mehr denn 200 lesen, und darunter befand sich eine ziemliche Anzahl von Frauen und Mädchen. Jeder Leser besaß eine Bibel oder doch ein Neues Testament, ein Gebetbuch und ein Liederbuch, und die Hälfte des lesenden Theils der Gemeinde gab einen monatlichen Beitrag zur Anschaffung einer Lesebibliothek. Zweitens: Im Jahre 1844 belief sich die Zahl christlicher Schulkinder auf 277, zu Anfang 1851 auf mehr als 400, und zwar gingen dabei Knaben und Mädchen zu gleichen Theilen. Drittens: Von 1844—1849 wurden jedes Jahr im Durchschnitt nur 20 Erwachsene getauft; im Jahre 1850 empfingen 70 Erwachsene die heil. Taufe an Einem Tage. — Kommt nun zu diesen Thatsachen noch die Bemerkung, daß im Jahre 1844 der religiöse Stand der betreffenden Gemeinden so niedrig war, daß Missionar Caldwell damals eine beträchtliche Zeit lang nur Einen regelmäßigen Communicanten hatte, der nicht zu dem von der Mission versorgten Theile der Gemeinde gehörte, so liegt es klar genug am Tage, einerseits daß die sogenannte allgemeine Erweckung in Tinnevelly wahrlich keine pfingstliche Ausgießung des heil. Geistes zu nennen ist, andrerseits aber auch, daß eine treue seelsorgerliche Pflege selbst in solchen Gemeinden einen großen Segen stiften kann, die dem größten Theile nach aus äußeren Gründen zum Christenthume herübergekommen sind.

Es ist hier bei dieser übersichtlichen Darstellung der tamulischen Mission nicht möglich, jeden einzelnen Missions-District in Tinnevelly näher zu charakterisiren, thut auch am Ende nicht so noth, indem die Missions-Arbeit daselbst, weil fast ausschließlich auf eine und dieselbe Volksklasse gerichtet, im Ganzen dasselbe Gepräge zeigt. Ein ganz eigenthümlicher Zug dieser Mission aber ist es, daß man hier auf einzelne, fast durchgängig christliche Dörfer stößt, dafern man die Katechumenen als christliche Bevölkerung im weitern Sinne gelten läßt. Dieß ist besonders im

Districte Nazareth der Fall. Die N. Mission umfaßt 17 Dörfer, fast sämmtlich innerhalb 2 engl. Meilen von Nazareth gelegen, und nicht minder als 6 davon sind in dem vorhin erwähnten Sinne als christlich zu bezeichnen. Ein anderer wohlthuender Zug dieser Mission besteht darin, daß die Gemeinden im Ganzen willig sind, für Kirchenbau, Armenkassen und sonstige Liebeszwecke nach Kräften beizusteuern, und es ist nur zu wünschen, daß in dieser Beziehung nirgends Etwas forcirt werde. Soll ich noch eine dritte ansprechende Eigenthümlichkeit dieser Mission namhaft machen, so weise ich auf den großen Eifer hin, womit die Gesellschaft darauf hinarbeitet, allenthalben, wo irgend nöthig, anständige und freundliche Kirchen und Kirchlein aufzubauen und so die Gemeinden auch äußerlich fest zu gründen.

Die Missionare des Tinnevelly- sowohl als des Tanjore-Kreises bilden eine Art Local-Comité, das von Zeit zu Zeit zusammentritt, um die eingebornen Arbeiter zu prüfen und an diejenigen, welche die beste Preisaufgabe geliefert haben, der Ermuthigung halber kleine Preise auszutheilen.

Ueber die Mission zu Ramnad und Pudukottah s. B. IV. S. 255—256.

Tanjore mit Canangudy, Vediarpuram, Budalur und Aneikadu. 5 Stationen, 6 Miss., 26 einh. und 3 landesg. Katech., 11 Lehrer, 783 (?) Comm., 1416 Get., 33 Schulen mit 761 Knaben und 141 Mädchen. Die Mission in der Stadt Tanjore, die sich bis ziemlich an die Mitte des laufenden Jahrhunderts heran der Wirksamkeit eines lutherischen Missionars erfreute, bietet ein ganz anderes Bild als die soeben besprochene Tinnevelly-Mission, einmal mit Rücksicht auf ihr Alter und sodann mit Rücksicht auf die Volksklassen, aus welchen die dortige Gemeinde zusammengesetzt ist. Sie wurde nämlich ursprünglich aus höheren und niederen Kasten zugleich gesammelt, so daß neben Paller, Pariah und Schanar auch Kaller, Achampadier und Vellaler vorkommen. „Hier", so sagt ein Berichterstatter in dem M. Q. Miss. Journal (Oct. 1851), „war man von Anfang an, wenn auch vielleicht nur schweigend, darüber einverstanden, daß die verschiedenen Kasten in verschiedenen Straßen leben und in der Kirche ihrem Range gemäß sitzen und zum Tische des Herrn treten sollten, — daß außerhalb der Kirche die höheren Kasten von einem ebenbürtigen Katecheten zu bedienen und Hochzeit und Begräbniß in Anbequemung an den Brauch der betreffenden Kaste zu feiern wären, so jedoch daß alle abgöttischen Cere-

monien dabei gemieden würden. Dieß ungefähr ist die Gestalt, in welcher die Kaste sich hier sowohl als anderwärts in den alten luther. Missionen zeigte. Wir behaupten jedoch nicht, daß diese Kastenübel auch jetzt noch in demselben Umfange vorhanden sind; im Gegentheil, es ist mit der Zeit eine große und merkliche Verbesserung eingetreten. Wir behaupten nur, daß jede Mission, die in demselben Geiste geführt wird, wie jene begonnen wurde, allenthalben dieselben Phasen zeigen wird. Kurz, die früheren Missionen warfen den Convertiten so wenig als möglich Hindernisse in den Weg und gaben sich die äußerste Mühe, die eingebornen Gemeinden in jeder gesetzmäßigen Weise zu heben, und da einige derselben Leute von Einfluß waren, so gelang es ihnen, mehreren ihrer Convertiten eine achtbare Stellung zu verschaffen, was nicht wohl angegangen wäre, hätte man die Kaste vollständig aufgegeben." So weit der Berichterstatter, der, nach dem Uebrigen zu schließen, zu den radicalen Bekämpfern der Kaste zu gehören scheint und hier wohl halb wider Wissen und Willen im Ganzen den Lobredner der alten lutherischen Missionare macht. Ich überlasse es meinen Lesern selbst, sich ihre Bemerkungen zu diesen eigenthümlichen Angaben zu bilden und füge nur noch hinzu, daß die versuchte Durchführung der neuen Maßregeln auch im Tanjoregebiete zu mancherlei Spaltung und in Folge davon zu einer äußern Schwächung der Gemeinde geführt hat.

Da es sich, wie gesagt, im Tanjoreschen um sehr alte und aus den verschiedensten Volksklassen gesammelte Gemeinden handelt, so stellt sich hier die Kastenfrage natürlicher Weise ganz anders, als in den Tinnevelly-Gemeinden, wo fast alle Glieder, die nicht im Solde der Mission stehen, „einer und derselben Kaste zugehören und zwar einer so niedrigen, daß sie selbst als Heiden wenig Schwierigkeit fanden mit einer noch niedrigern Kaste zu essen und zu trinken." Hören wir, wie sich der obenerwähnte Caldwell, der zu den gemäßigten Bestreitern der Kaste zu gehören scheint, über seine deßfallsigen Bestrebungen ausspricht:

„Im Jahre 1844 fing mein Kampf mit der Kaste an und ich hatte zu dem Ausgang desselben kein besonderes Vertrauen. Seitdem ist der Kastenunterschied aus allen Kostschulen gewichen, und alle eingebornen Lehrer, die einer niederern Kaste angehören als die Vellaler, haben sich allmählig überreden lassen, sie öffentlich aufzugeben. Im letzten Jahre sind

auch meine Vellaler Katecheten dem moralischen Einflusse gewichen; man hat auch bei mehrern Hochzeiten Leute der niedrigsten Kasten eingeladen und sie mit derselben Achtung, wie andere, behandelt, und in der allerneuesten Zeit sind selbst die Communicanten zu Ideyengudi auf eignen Antrieb, und zunächst selbst ohne mein Wissen, unter sich eins geworden, sich ohne Rücksicht auf Kaste zu gegenseitiger Erbauung in ihren Häusern zu versammeln."

Aus dem Gesagten erhellt jedenfalls, daß M. Caldwell mehr den Weg allmähliger Ueberzeugung als schroffer Gewalt geht, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Weg innerer Ueberzeugung auch in Tanjore, wo die höhere Stellung einzelner Gemeindeglieder im bürgerlichen Leben die Kastenaufgabe um ein Bedeutendes erschwert und der religiös und sittlich versunkene Zustand der Gemeinde im Allgemeinen auf ein nur innerlich zu beseitigendes, viel tiefer gehendes Uebel hinweist, bessere Frucht zu bringen geeignet ist, als der Weg äußerer Maßregeln, die im besten Falle doch nur „neue Lappen auf alte Kleider" flicken. So viel von der Kaste, die ich hier, wo sie die Lebensfrage der Mission bildet, nicht unberührt lassen konnte. (S. 101—106.) Die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Katechumenen auf den Stationen im Tanjore-District sowohl, als in den übrigen Missionen der Gesellschaft (mit Ausnahme derer in Tinnevelly) scheint, zum Theil wenigstens, in Verbindung zu stehen mit der Art und Weise, wie man dort die Kastensache behandelt.

Von den Nebenposten ist besonders Vediarpuram wichtig, insofern damit ein Seminar verbunden ist. (B. IV. S. 224.) Die übrigen Stationen im Tanjore-District bieten nichts Besonderes. Ich erwähne nur noch, daß auch die Mission zu Canangudi, jetzt eine der blühendern Missionen im Tanjore-Gebiet, auf den ehrwürdigen Namen Schwarz zurückweist. Der König von Tanjore nämlich legte unmittelbar den Grund dazu, als er in dankbarer Erinnerung an seinen geliebten Jugendlehrer daselbst eine Schule für die Erziehung von 50 christlichen Kindern gründete.

Tritschinopoli, Erungalore, Madura und Dindigal. 4 Stationen, 5 Miss., 35 einh. Geh., 16 einh. u. 2 landesg. Katech., 2 Lehrer, 687 Comm., 2194 Get., 24 Schulen mit 524 Knaben und 123 Mädchen. — Auch die Mission zu Tritschinopoli hat so ziemlich dasselbe Ge-

sicht wie die Mission in der Stadt Tanjore. Dagegen ist die viel jüngere Mission zu Erungalore, die durch den Nordarm des Cavery (den Coleroon) von den Missions-Districten in Tanjore und Tritschinopoli abgegrenzt wird, in ihrem Ursprung eigenthümlich. Missionar Schwarz machte auch hier die ersten Versuche; die römischen Priester aber, die auf den damaligen Nabob einen bedeutenden Einfluß übten, hinderten ihn an der Fortsetzung dieser Versuche. Erst im Jahre 1830 sammelte sich daselbst eine Gemeinde aus römisch-kathol. Proselyten. Sie gehörten ursprünglich einer Gebirgsjäger-Kaste zu und wurden wegen ihrer Geschicklichkeit im Zielen und Treffen von dem ehemaligen Hindu-Polygar von Turiur zum Kriegsdienst gebraucht und nachher für geleistete gute Dienste mit Land belehnt. Daher findet sich auch noch heut zu Tage der Titel Serveikaren, d. i. Hauptmann, hie und da unter ihnen vor. Die Jesuiten-Missionare von Madura her bekehrten dieselben vor etwa 150 Jahren zur röm. Kirche. Sie wurden aber später von europäischen römisch-kathol. Missionaren gänzlich vernachlässigt und schlossen sich daher in dem obengenannten Jahre der anglik. Kirche an, die sie durch ihre Nachbarschaft mit Tritschinopoli kennen gelernt hatten. Sie wohnen von den westlichen Grenzen der Provinz Tanjore bis zu den Hügelreihen jenseit Tritschinopoli (etwa 20 engl. M.) Ihr Hauptquartier ist Porthagudi, wo früher ein vom Bischof von Cranganore ernannter Priester wohnte. Im Jahre 1850 hielten sich 4 französische Priester in dem Districte auf. Die Missionsanstalt zu Halle steuerte eine Zeit lang jährlich 1000 Rupies zum Unterhalt der dortigen Mission bei, die gleich von Anfang an 850 Seelen zählte und erst 1843 einen an Ort und Stelle wohnenden Missionar erhielt. Diese Mission, die jetzt unter dem Namen „die Mission von Erungalore" bekannt ist, bietet zu vielen ein anderes Beispiel, wie die Arbeiten der römischen Mission in diesem Lande zuletzt theilweise doch den protestantischen Missionen zugut kommen. Es giebt in der That keine protestantische Mission weder in der ältern, noch in der neuern Zeit, die nicht einen großen Theil ihrer Bekehrten der römischen Kirche entnommen hätte.

Die Mission von Dindigal hat ihren interessantesten Zweig zu „Mount Zion" in den Pylney-Bergen (B. IV. S. 118), westlich von Dindigal, obschon dieselbe, als eine noch ganz junge Pflanzung, keineswegs die blü-

hendste ist. Hier wohnen auf den grasigen Pumbarihöhen bis zu den waldigen Thälern der Pulaturhügel hinab über mehr als 50 engl. Meilen hin nicht weniger als 12000 Seelen verschiedenen Stammes, darunter die in Hörigkeit versunkenen Poliers (B. IV. S. 150.) diejenigen sind, auf welche die Mission ihr Hauptaugenmerk richtet, wahrscheinlich auch weil diese, als Hörige, ein besonderes Interesse haben, sich durch Annahme des Christenthums europäischer Fürsorge und europäischen Schutzes theilhaftig zu machen. Solche hörige Hindus sind in der Regel ziemlich geneigt, zum Christenthum überzutreten, aber eben so leicht auch wieder abwendig gemacht, wenn nun der erbitterte heidnische Herr, der namentlich die Sonntagsarbeit nicht gern einbüßt, ihnen das Leben sauer zu machen anfängt. So ging es auch hier. Als „der große Häuptling", ein kleiner Berg-Despot, alle seine Macht aufbot und es sich selbst ein gut Stück Geldes kosten ließ, um das Christenthum aus seinem Bereiche hinauszutreiben, so fiel ein Drittel der Bekehrten wieder ab. Neben den Poliers tiefer in den Wäldern leben die Paleyer oder Puleyer (B. IV. S. 150.), die nicht bloß selbst sich für die Urbewohner dieser Gebirge halten, sondern auch allgemein dafür angesehen werden, auf Bäumen und in Höhlen, ohne auch nur eine Spur von Ackerbau. Zu meiner Zeit war es dem dortigen Katecheten noch nicht gelungen in ihre Verstecke einzudringen; sie sind so unstät und dabei so scheu, daß selbst von den Eingebornen nur Wenige je dahin gelangt sind. Nun dies sind eben von dem Brahmanismus frei gebliebene Ueberreste der Urbevölkerung.

Cudelur, Combaconum, Rangur und Nagapatam. 4 Stationen, 4 Miss., 34 einh. und 3 landesgeb. Katech., 561 Comm., 1836 Getaufte, 20 Schulen mit 285 Knaben und 52 Mädchen. Die Mission zu Cudelur, obgleich älter als ein volles Jahrhundert, wollte in alter Zeit nicht recht gedeihen, jedenfalls mit in Folge der Störung, die der englisch-französische Krieg brachte. Auch jetzt kommen von den oben angegebenen 1836 Getauften nur 222, und von den 561 Comm. nur 45 auf Cudelur.

Vepery mit Chintatripettah, St. Thomé, Punamalli mit Tripassore und Vallaveram. 3 Stationen, 3 Miss., 16 einh. u. 4 landesg. Katech., 2 Lehrer, 130 Comm., 1211 Get., 8 Schulen mit 239 Knaben und 128 Mädchen. — Ich habe schon oben angedeutet (S. 216.), daß seit 1820 der

Kastenstreit die Gemeinde zu Vepery (S. 101.) je länger je mehr zerrüttete. Da man seitens der Missionare nicht bei dem rechten Punkte anfing, da gewisse Maßregeln ihren Ursprung offenbar in persönlicher Erbitterung hatten, und da man in allen Stücken allzusehr von außen und von oben her zu Werke ging, so schlug jener unselige Streit endlich zur gänzlichen Abtrennung eines Theils der Gemeinde aus. Fast alle Sudrachristen traten zu einer unabhängigen Gemeinde zusammen (1846), und als sich diese bald darauf an die evangel.-luth. Mission zu Trankebar um Wiederaufnahme in die lutherische Kirche wandte, so wurde sie im Jahre 1848 unter der Bedingung aufgenommen, daß sie sich zur luth. Kirche nach Lehre und Brauch rückhaltslos bekenne, auf besondere Versprechen aber hinsichtlich der Kastenfrage keinen Anspruch mache und den Unterhalt ihrer eignen Schul- und Kirchendiener selbst übernehme u. s. w. So blieben denn in Vepery außer solchen Sudras, die im Solde der Mission stehen, fast nur die Pariahs, die bei der Art und Weise, wie die Anglikaner die Kastenfrage behandeln, in der Regel so wenig Opfer zu bringen haben, daß sie dabei zum Theil sogar gewinnen, bei der anglik. Kirche.

Fünf bis sechs Meilen von Vepery, einer östlichen Vorstadt von Madras, liegt südlich vom Fort dicht an der Meeresküste St. Thomé oder Mailapur (S. 113.), ein meist von alten, später mit Goa verbundenen Christen bewohnter Ort. Die dortige Missionsgemeinde, wesentlich auch eine Pariahgemeinde, die von einem anglikanischen Missionar bedient wird, dessen persönliche Ueberzeugung in Bezug auf die Kastenfrage vollkommen die der alten deutsch-lutherischen Missionare ist (S. 106.), besteht fast durchgängig aus ursprünglichen Katholiken. So auch der ältere Stock der Gemeinde zu Vallaveram bei Punamalli (S. 96.), der anfangs, wie es scheint, durch irdische Vortheile — als billige Pacht und Almosen — angelockt, dem Missionar viel Noth machte.

Bangalore, Secunderabad, Vellore mit Chittur. 3 Stationen, 3 Miss., 10 einh. und 7 landesg. Katech., 4 Lehrer, 115 Comm., 798 Get., 16 Schulen mit 360 Knaben und 42 Mädchen. — Auf der erstgenannten Station jüngsten Ursprungs, die überdieß nur insofern hierher gehört, als die dortige Bevölkerung neben dem canaresischen auch ein tamulisches Element enthält, steht ein in dem Seminar zu Vediarpuram gebildeter Eingeborner als Missionar. Es scheint, daß auch Se-

cunderabad und Vellore, ebenfalls neuere Posten, noch meist bloß von eingebornen Arbeitern bedient werden.

Die Getauften auf sämmtlichen Stationen vertheilten sich im Jahre 1854 ziemlich gleichmäßig auf Männer, Frauen und Kinder. Das weibliche Element in den Schulen verhielt sich zu dem männlichen etwa wie 1 zu 3.

Die Gesellschaft besitzt, außer einer „Grammar School" für allgemeine Bildungszwecke zu Vepery, drei Anstalten zur Heranbildung eingeborner Prediger, Katecheten und Lehrer, zu Vediarpuram bei Tanjore, (B. IV. S. 224.) zu Sawyerpuram in Tinnevelly (S. 40.) und zu Madras. Die erste, die fast ausschließlich junge Tamulen aufnimmt, zählte zu Anfang 1851 53, die zweite, gleichen Charakters, 100, die dritte bloß 11 Zöglinge, und darunter waren nur drei tamulischer Abkunft, die übrigen acht aber theils im Lande geborne Europäer und Amerikaner, theils Mischlinge.

Die „Grammar School" wurde von etwa 140 Schülern besucht. Es besteht in Bezug auf die vorgenannten Anstalten die beachtenswerthe Einrichtung, daß nachdem die Zöglinge einen Lehrgang von etwa 3 Jahren durchgemacht haben, sie ein paar Jahre Schullehrer- oder Katechetendienst verrichten müssen. Wer sich in diesem Amte auszeichnet und sonst hinlängliche Fähigkeiten zeigt, wird dann in das Seminar auf ein Jahr wieder zurückgenommen und einer theologischen Klasse zur Vorbereitung auf das Predigtamt überwiesen.

Die Gesellschaft handhabt die Leitung ihrer Missionen hier wie anderwärts durch ein in seinen Personen wechselndes Diöcesan-Comité an Ort und Stelle, das im Jahre 1851 aus drei Geistlichen und neun Nichtgeistlichen zusammengesetzt war. An der Spitze desselben steht fort und fort ex officio der Bischof von Madras, ebenso der Archidiaconus, als Vicepräsident. Ein besoldeter Secretär besorgt die Geschäfte.

Keine andere Mission kann sich an Ordnung und Festigkeit mit dieser messen. Sie hat, mit den übrigen englisch-redenden Missionen, vor der deutschen den Vortheil, daß ihre Missionare ein englisches Publikum zur Seite haben, das, sofern es der Missionssache nicht entschieden feindlich gegenüber steht, schon von Seiten der Sprache ein natürliches Interesse an ihrem Werke nimmt. Sie hat, mit der Church-Miss.-Society, der London-Miss.-Soc. und der schottischen Presbyterial-Mission, selbst vor der amerikanischen Mission den Vortheil, daß ihre Missionare von landsmännischen Sympathien getragen werden. Sie hat, mit der Church-Miss.-Soc., vor allen übrigen Missionen den Vortheil, daß ihre Missionen sich an das heimathliche Kirchenelement anlehnen können. Sie hat endlich selbst vor der Church-Miss.-Soc. den Vortheil, daß sie als „incorporated Society" an und für sich auf das allerengste mit dem anglikanischen Kirchenorganismus verbunden ist und daß mithin ihre Missionen unter der unmittelbarsten Aufsicht des Colonialbischofs stehen. Kirchlicher Ordnung und Festigkeit wird freilich meist auch eine gewisse Geschäftlichkeit und eine etwas starre Form zur Seite gehen. Dies ist der Nachtheil, den die Gesellschaft bei den letzterwähnten Vortheilen mit in den Kauf zu nehmen hat.

Die Gesellschaft ist vermöge ihres auch äußerlich kirchlichen Charakters und der ihr zu Gebote stehenden reichen Mittel eifrigst darauf bedacht, ihre Missionen äußerlich und innerlich auszubauen. Sie errichtet allenthalben Kirchen, Kapellen und Schulen und arbeitet daneben auf Erzielung eines eingebornen Lehrstandes mit allen Kräften hin.

Sie theilt ihre Missionare in zwei Klassen, — in eigentliche Missionare und in Hülfsmissionare. Zur ersten Klasse gehören bloß diejenigen, welche die „Priest-orders" empfangen haben, zur zweiten auch diejenigen Theologen, die bloß erst als „Deacon" ordinirt sind. Demjenigen, der sich für den Missionsdienst meldet und angenommen

wird, gestattet man ein Jahr zur Erlernung der Sprache. Wird er dann nach bestandenem Examen als tüchtig befunden, so gesellt man ihn einem Missionar als Gehülfen zu, prüft ihn nach Verlauf von zwei Jahren aufs Neue und erhebt ihn dann, falls er bereits die „Priest-orders“ empfangen hat, zum Rang eines ordentlichen Missionars.

Von dem Hülfsmissionar verlangt man bei dem Examen, daß er die Sprache des Landes zu lesen, zu schreiben und zu sprechen verstehe, von dem Missionar dagegen, daß er sich die Sprache gründlich grammatisch zu eigen gemacht habe, fließend darin predigen und katechisiren und mit einer gewissen Leichtigkeit das Tamul ins Englische sowohl als das Englische ins Tamul zu übersetzen im Stande sei. Das Examen selbst wird von Leuten, die der Bischof im Verein mit dem Diöc.-Comité bestimmt, geleitet, so jedoch daß wenigstens Ein Missionar der Gesellschaft unter den Examinirenden ist. Jedem, wer das eigentliche Missionarexamen besteht, wird rückwärts für den Zeitraum, während welches er sich darauf vorbereitete, $10^1/_2$ Rupis monatl. Gehalts für den Sprachlehrer bewilligt.

Das Diöc.-Comité legt die Anstellung sowohl als die Versetzung der Missionare zur Genehmigung dem Bischof vor, in dessen Hand es auch liegt Urlaub zu ertheilen. Die Anstellung, Versetzung und Beurlaubung von Katecheten und Schullehrern, die sich gleichfalls einer Prüfung zu unterziehen haben, steht dem Diöc.-Comité zu, so jedoch, daß der Bischof seine Bestätigung dazu ertheilt.

Es ist Grundsatz der Gesellschaft, den Gehalt so zu stellen, daß er auf der einen Seite nicht zu einem Lockmittel für weltliche Gemüther werde, auf der andern Seite aber auch die Missionsarbeiter von allen Geldsorgen fern halte. Die Gesellschaft macht daher einen Unterschied zwischen verheiratheten und unverheiratheten Missionaren, mit und ohne Familie, — zwischen Missionaren, die in Eu-

ropa und solchen, die hier im Lande geboren und erzogen wurden u. s. w.

Die Gehalte sind ziemlich hoch und müssen demjenigen, der die überspannten angloindischen Verhältnisse nicht aus eigner Erfahrung kennt, über die Maßen hoch vorkommen. Man könnte sie auch getrost halbiren, ohne die Missionsarbeiter nothwendigerweise finanziellen Sorgen Preis zu geben, besonders da die Gesellschaft in ihrem Berichte von 1850 über zunehmenden Mangel an Mitteln zur Ausführung ihrer Missionspläne zu klagen sich veranlaßt sieht. Es ist freilich gar sehr die Frage, ob sich dann nur so viel Missionsarbeiter finden würden, als die Kasse der Gesellschaft zu tragen im Stande ist, da namentlich auch die Zahl derjenigen sich verringern würde, die trotz des Vorwurfs äußern Kirchenthums, der zum Theil auf der Gesellschaft lastet, es angemessen finden, sich aus dem Dienst der minder hand- und standfesten Dissenter-Missionen in den Dienst der „Incorporated Society“ zu begeben.

Keine Missionsgesellschaft hat so viele im Lande geborne Europäer und halbblütige Ostindier im Dienst, als diese. Der Vortheil, den solche Arbeiter mit Rücksicht auf Kenntniß der Sprache, des Landes und des Volkes in der Regel bieten, wird mehr als aufgewogen durch den Mangel an gediegener Bildung, an festem Charakter und an moralischer Autorität, der dieser Klasse eigen zu sein pflegt. Es giebt freilich auch hier Ausnahmen von der Regel.

Der Grund, warum die Gesellschaft sich größtentheils mit hier im Lande gebornen Europäern und sogen. Ostindiern behelfen muß, liegt in dem verhältnißmäßigen Ueberschwang ihrer Fonds. Sie geht jedoch ernstlich damit um, die Zahl ihrer europäischen Arbeiter zu vermehren.

„Das Comité“, so heißt es in dem Berichte von 1850, „bemerkt mit Bedauern die große Schwierigkeit, tüchtige Arbeiter von Eng-

land zu erhalten. Sie hofft jedoch, diese Schwierigkeit werde sich mindern, seitdem sie sich bereit erklärt hat, auch Unordinirte, sofern sie nur die sonst nöthigen Fähigkeiten besitzen, als Laienarbeiter anzunehmen, die zuerst eine Weile auf Probe zu dienen haben, und dann, falls sie sich als brauchbar erweisen, die Ordination empfangen mögen."

„Das Missionsfeld ist für diejenigen, die von England herauskommen, ein noch ganz unversuchtes Gebiet; sie kennen weder die Schwierigkeiten desselben, noch ihre eigene Befähigung dafür. So hat es sich denn oft getroffen, daß Leute für den Missionsdienst herausgekommen sind, die bald nachher die Erfahrung machten, daß das Missionswerk weder für sie, noch sie für das Missionswerk taugten. .... Nun ist es doch für Laien verhältnißmäßig leicht, den Missionsberuf wieder aufzugeben, sobald man finden sollte, daß man nicht dazu paßt; für den ordinirten Missionar aber ist es ziemlich schwer. Ferner: Da die ersten 2 oder 3 Jahre mit Erlernung der Sprache hingehen, und der neu eintretende Arbeiter während der Zeit nun doch einmal nur eine untergeordnete Stellung einnehmen kann, so ist es gewiß wünschenswerth, daß er zuvörderst ohne Ordination sei. Endlich: Dieses System ist auch in ökonomischer Beziehung vortheilhaft. Denn da der neu eintretende Arbeiter doch noch nichts Rechtes ausrichten kann, so ist es nur recht und billig, daß er sich zuvörderst mit dem geringern Gehalte eines unordinirten Arbeiters begnüge." Man denkt daran auch die nicht ordinirten Missionsarbeiter, seien sie nun Europäer, Ostindier oder Tamulen, noch vollkommener zu classificiren. Grade des Ranges und Gehaltes sollen mit Rücksicht auf persönliche Tüchtigkeit eingeführt werden.

Die Gesellschaft giebt sich besondere Mühe die eingebornen Arbeiter durch vollkommenere Systematisirung des Unterrichts, durch periodische Prüfungen und durch Vertheilung von Preisen zu heben.

Es werden auch jährlich zwei Preise für die beste tamulische und die beste englische Bearbeitung eines gegebenen Gegenstandes gestellt. Den erstern, der den drei Seminaren offen steht, erhielt zu meiner Zeit ein Zögling des Vediarpuram-Seminars, das bisher 6 Katecheten und Schullehrer geliefert hatte, ein junger Tamule, der nun ordinirt und als Missionar angestellt ist. Den zweiten, der allen nicht ordinirten Arbeitern offen steht, gewann ein im Lande geborner Katechet.

Die Gesellschaft hatte, als ich in Madras war, einen ihrer Arbeiter ausschließlich mit der Abfassung nützlicher Volksschriften beauftragt, und der Vorsteher des Madras-Seminars (zugleich Secretär des Diöcesen-Comité's) gab für die Gesellschaft das „Madras Quarterly Missionary Journal" heraus.

Zu Anfang 1851 feierte man das dritte Jubiläum. Bei dieser Gelegenheit kamen in der Madras-Präsidentschaft zwischen 8 bis 9000 Rupis für die Zwecke der Gesellschaft zusammen.

Die Mission der Londoner Independenten.

Die Londoner Missionsgesellschaft (seit 1795), anfangs hauptsächlich aus denjenigen Klassen der „Independenten", die an der Kindertaufe festhalten, zusammengesetzt, und seit 1801, wo sich bei immer mehr erwachendem confessionellem Bewußtsein die kirchliche Missionsgesellschaft bildete, immer mehr darauf beschränkt, sandte im Jahre 1805 ihre ersten Missionare nach Madras. Um diese Zeit begann der von der „Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern" zur Londoner Gesellschaft übergetretene Missionar R i n g e l t a u b e eine

Missionsthätigkeit im südlichen Travancore, die sich eines so raschen und stetigen Erfolgs erfreute, daß die Travancore-Mission gegenwärtig als die eigentliche Blüthe der tamulischen Missionen dieser Gesellschaft betrachtet werden muß. Die je und je nur von geringem Erfolg begleitete Mission in Madras war zunächst auf die sogenannte Schwarze Stadt gerichtet; später errichtete man auch in Vepery eine Schule für die ostindische Jugend und noch später eine tamulische Kapelle in dem benachbarten Pursevaukum. Im Jahre 1827 nahm die bisher ebenfalls nur wenig vorangeschrittene Mission zu Salem ihren Anfang, und drei Jahre später wurde das nicht minder unfruchtbare Coimbatore besetzt.

Schule, besonders Kostschule, und Presse sind die beiden Hauptmittel der sogenannten Londoner Mission, deren einzelne Theile, ihrem „independentischen" Charakter gemäß, allzulose ineinander greifen.

Die allgemeine Statistik nach dem „Missionary-Register" von 1855 lautet: 19 Miss., 2 Gehülfen, 1 eingeborner Pastor, 237 eingeborne Gehülfen und Lehrerinnen, 1059 Communicanten und 9259 (?) Schulkinder. — Die Fülle von Arbeitskräften fällt von selbst in die Augen; daß die Erfolge verhältnißmäßig mager sind, kommt wohl zum Theil auf Rechnung einer Missionspraxis, die sich ähnliche Worte des Herrn, wie Matth. 13, 30, nicht recht zu Herzen nimmt.

Madras und Tripassore. Der letztgenannte Posten (30 engl. M. nordw. von Madras) hat sich erst in neuerer Zeit von dem ersten losgelöst. Er zählte im Jahre 1854 nur 35 Communicanten, während Madras, mit mehrern Außenstationen (Punamalli, Pulicat, Thomas-Berg), 169 aufzuweisen hatte. — Drei europ. Missionare, deren Einer seine ganze Thätigkeit ausschließlich den Engländern in pastoraler Beziehung widmet, arbeiten in Madras mit einem Hülfsmissionar und 8 Helfern aus den Eingebornen. Ihre Hauptthätigkeit ist auf die Unterhaltung von Schulen gerichtet, deren sie 14 besitzen mit 699 Knaben und 250 Mädchen. Dazu kommt eine von der Frau des Miss. Porter geleitete weibliche Kostschule. Die Zahl der

Schulkinder hat je länger je mehr zugenommen, zumal der Schulbesuch auch mit unmittelbaren irdischen Vortheilen für die Armen verknüpft ist. Mit Ausnahme der Schule im Missionsgehöft, der weiblichen Kostschule, einer Schule für ostindische Knaben und einer englischen Schule für junge Tamulen waren im Jahre 1851 alle übrigen tamulische Elementarschulen, in denen das Englische keinen Gegenstand des Unterrichts bildete. Den sich äußerst langsam mehrenden Gemeinden wachsen auch auf dem Wege des Unterrichts und der Erziehung einige Glieder zu, besonders durch die Kostschule, wie das in der Natur der Sache liegt. Frühere Missionare schon stifteten hier in Madras eine Hülfsgesellschaft für die Londoner Mission. Die Einnahmen an Ort und Stelle beliefen sich im Jahre 1851 auf etwa 4000 Rupis, außerdem aber wurden ziemlich 3000 Rupis für den Baufonds gesammelt. Schlägt man dazu die aus der Heimath eingegangenen speciellen Beiträge von 2 bis 3000 Rupis, so liegt es am Tage, daß die Londoner Mission in Madras mit Geldmitteln mehr als reichlich versehen ist, denn die gesammten, meist durch die Schulen veranlaßten Stationsausgaben (mit Ausschluß des Gehalts der Missionare selbst, der von der heimathlichen Gesellschaft aus allgemeinen Beiträgen bestritten wird) beliefen sich auf nur 2800 Rupis. Darunter war auch ein Posten von 122 Rupis zur Bestreitung der Hochzeitskosten für vier mit der Londoner Mission in Verbindung stehende Christenpaare. Solche und ähnliche Ausgabeposten sind natürlich mit dem Schulsystem häufig verbunden.

Eine im Jahre 1849 nach Pondichery unternommene Reise des Missionar Drew schien der Gesellschaft eine Thür auch in der für protestantische Missionen bisher verschlossenen französischen Pflanzstadt öffnen zu wollen. Obschon sich diese unmittelbar hernach wieder zugethan hat, wird es meinen Lesern doch nicht uninteressant sein, eine verkürzte Beschreibung jener Reise zu lesen, indem sie die in mancher Beziehung eigenthümliche Anschauungsweise der Independenten-Missionare in ein ziemlich helles Licht stellt: „Ich betrachte es als eine besondere Vergünstigung, daß ich einige Umstände, die sich in Verbindung mit meinem neulichen Besuche in P. zutrugen und von großem Interesse für die Förderung der Kirche Christi sind, genauer darlegen darf. Ich weiß nicht, daß ich je auf meinen Reisen eine auffallendere göttliche Führung erfahren hätte. Gleich nach

meiner Ankunft in P. fand ich, daß ich zu einer merkwürdigen Zeit dahin geführt worden. Es war ungefähr erst 14 Tage her, seitdem man die neue Constitution der französischen Republik öffentlich bekannt gemacht. Die Worte „Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit" waren an den Thoren des Regierungshauses angebracht, und die Einwohner waren eben erst aufgefordert worden, einen Repräsentanten für das Haus der Deputirten zu wählen. Alles das hatte in den Gemüthern der unterdrückten Pariahs die Hoffnung rege gemacht, von der Regierung eine gleiche Behandlung wie die höhern Kasten zu erlangen. Sie klagten sehr über den Mangel an Liebe in ihren Mitchristen von höherer Kaste und über die Partheilichkeit der Priester. Sie wollten sich auch im Worte Gottes völliger unterrichten lassen und verlangten Schulen, wo ihre Kinder in allen nützlichen Zweigen des Wissens unterwiesen werden möchten. Sie wünschten ferner eine solche Stellung einzunehmen, in der sie alle christlichen Vorrechte ohne Standes- oder Kastenunterschied genießen dürften, indem sie sich beschwerten, daß sie in der großen römischen Kirche durch eine fußhohe Barriere von den Uebrigen abgeschlossen sitzen müßten, und daß die Priester nie in ihre Häuser kämen oder zu ihren Begräbnissen mitgingen." — Missionar Drew beorderte sogleich eine Manneslast tamul. Bibeln von Madras her. Mittlerweile ließ er sich in wiederholte Gespräche mit ihnen ein und empfing eine, von etwa 40 Familienvätern unterzeichnete Bittschrift um Errichtung einer Schule. Am darauf folgenden Sonntage hielt er mit ihnen einen protest. Gottesdienst, wobei sie, statt in tamulischer Weise sich auf den Boden mit untergeschlagenen Beinen niederzulassen, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, in europäischer Weise auf herbeigeschafften Stühlen sitzen durften (!). Die römischen Priester aber, die unterdeß Kunde von den Vorgängen erhalten hatten, schleuderten alsbald ihre Bannflüche über Alle, die jene Bittschrift unterzeichnet hatten; Keiner derselben sollte hinfort auf ein Begräbniß oder auf eine Einsegnung der Ehe in Verbindung mit der römischen Kirche Anspruch haben. — Unterdeß kamen die tamul. Bibeln an, deren Eingang die Polizeisoldaten — alles Christen höherer Kaste — vergebens beanstandeten. Missionar Drew hielt abermals tamul. Gottesdienst mit etwa 40 römisch-katholischen Pariahs und vertheilte nach Beendigung desselben die Bibeln. ‚Herr', sagte der Diener desselben, als er mit ihm allein war, ‚das Wort des Herrn ist heute wie

ein Nagel in ihre Seelen gedrungen.' — Die Kunde von dem gehaltenen Gottesdienst und den vertheilten Bibeln lief wie ein Feuer durch die ganze Stadt. Daß die Pariahs dem Gottesdienst auf Stühlen sitzend beigewohnt hatten, war selbst den Franzosen ein Aergerniß.... Als die Leute bei meiner ersten Ankunft über den Kastenpunkt mit mir sprachen, las ich ihnen die Stelle in dem Briefe Jacobi vor, wo von dem Manne mit dem goldnen Ringe die Rede ist. Wie schön war es, da das freudige Erstaunen wahrzunehmen über die himmlische Entscheidung der großen Frage. Sie ruhten nicht eher, als bis sie die ganze Stelle zu einer Waffe für künftigen Gebrauch sich herausgeschrieben hatten."

Obschon einer der Pariahchristen, der an jener Bewegung besondern Antheil nahm, zu Missionar Drew vor dessen Weggange unter anderm sagte: „Diese Leute sind wie Fische in einem von grünem Unkraut überwucherten Teiche (er meinte damit die von Menschensatzungen überwachsene Schriftlehre); säubere das Unkraut hinweg und streue Reis auf das Wasser, so werden sie in Schaaren kommen"; so ist die ganze Bewegung, die wohl vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, in dem beleidigten Selbstgefühl der Pariahs ihren letzten Grund hatte, bald wieder spurlos verschollen. Es wäre in der That erfreulicher gewesen, wenn sie statt jener Stelle im Jacobibriefe sich Stellen wie Römer 3, 23. 24. aus der Schrift herausgeschrieben hätten.

Salem. Wie die Madrasgemeinde, so besteht auch die Gemeinde in Salem (40 Communicanten) meist aus sogenannten kastenlosen Christen. Elf eingeborne Helfer arbeiten hier unter dem aus den Rhenius'schen Streitigkeiten bekannten deutschen Missionar Lechler, der früher der kirchlichen Missionsgesellschaft zugehörte, und besorgen den Schul- und Gemeindedienst in Salem und den damit verbundenen 7 Außenplätzen. Auch hier nimmt das Schulsystem eine hervorragende Stelle ein; man legt aber das Hauptgewicht auf die Waisen- und Kostschulen. Die älteren Mädchen werden aus diesen Schulen als Mägde in das Haus genommen oder als Monitoren in der Schule behalten, während die ältern und hoffnungsvollern Knaben in die Industrieschule, die ein deutscher Handwerker leitet, versetzt werden. Die so erzogenen Knaben und Mädchen verheirathen sich oft miteinander, wie das bei derlei Schulen gewöhnlich der Fall ist. Eine tamulische Elementarschule, eine Sonntagsschule und eine englische

Schule schlossen sich im Jahre 1850 an die Walsen- und Kostschule. Die gesammte Schülerzahl belief sich 1854 auf 213.

„Der Zweck der Industrieschule (die einen eigenthümlichen Zug dieser Mission bildet), ist nicht bloß die Knaben noch länger in christlicher Unterweisung und unter christlicher Leitung zu behalten, sondern sie auch ehrliche und nützliche Gewerbe zu lehren, damit sie, ohne Jemandem zur Last zu fallen, ihren Landsleuten in geistlicher und weltlicher Beziehung nützlich werden und, wenn wahrhaft fromm, der Mission als Gehülfen dienen mögen."

Die in dieser Schule gelehrten Gewerbe sind: Schreinerei, Zimmerei, Maurerei, Drechsler-, Wagner-, Schlosser- und Schmiedearbeit. Die Schlosser- und Schmiedearbeit war zu meiner Zeit noch nicht hinlänglich erprobt, obschon es an Kohlen in der Nähe nicht fehlt und das Land selbst auch das Eisen liefert. Am besten schien es mit der Holzarbeit zu gehen; schon waren drei bis vier selbstständige Meister in diesem Fache aus der Industrieschule hervorgegangen. Sie zählte 1854 29 Jünglinge.

Das Streben des Missionars Lechler, die eingeborenen Christen auch in bürgerlicher Beziehung zu heben, ist jedenfalls ehrenwerth und um so unerläßlicher, als die dortige Gemeinde zum großen Theil aus den Hülfslosesten und Verachtetsten des Volkes — und zwar hauptsächlich mittelst der Waisen- und Kostschule — gesammelt wird.

Coimbatore. Coimbatore mit 8 Außenposten, wo neben einem europäischen Missionar ein europäischer Hülfsmissionar und 9 eingeborne Helfer stehen, hat nur erst 49 Communicanten aufzuweisen. Die 10 Tagesschulen wurden im Jahre 1854 von 806 Schülern besucht; in der Kostschule waren 23 Mädchen. Es hat den Anschein, daß auch hier der Zuwachs der Gemeinde zum großen Theil den Weg durch die Kostschule nimmt. Den Schulen fehlt es überhaupt nicht an Schülern aus den Heiden; sie halten nur leider nicht lange aus. Sobald sie ein wenig lesen, schreiben und rechnen können, gehen sie meist wieder weg, um dann so, auf Kosten der Mission mit den allernöthigsten Kenntnissen ausgerüstet, ihr Glück im Leben zu versuchen.

Die heidnischen Feste werden, wie unlängst berichtet wurde, zahlreicher besucht als je. Die Missionare trösten sich damit, daß die Festbesucher nicht mehr so „götzentoll" seien, sondern mehr bloß zum Vergnügen, aus

Gewohnheit, ihrer Verwandten wegen, Geschäfte halber u. s. w. kommen. Ob wohl dieser Trost ganz sichern Grund hat?

Weit und breit finden sich jetzt auch Leute, welche die heil. Schrift lesen können und sich der groben Abgötterei enthalten. Das sind die Leute, denen „die Römischen nachstellen": ihre Erkenntniß ist zu schwach, als daß sie „denselben zu widerstehen vermöchten." Coimbatore nämlich ist der Hauptsitz des römischen Bischofs, dessen „zwölf Missionsgeistliche sich über das ganze Land ausbreiten."

Die Independenten in Coimbatore scheinen durch ihre allzu wenig kirchliche Missionsweise den klugen und emsigen Römern in die Hände zu arbeiten.

Süd-Travancore (Trevandrun, Quilon, Nagerkoil, Neyur). Die Mission in Süd-Travancore, die den Naturgrenzen zufolge außerhalb des eigentlichen Tamulenlandes liegt, der Sprache nach aber zum großen Theil noch mit in den Bereich der tamulischen Mission gehört, trägt so ziemlich das Gepräge der benachbarten Tinnevelly-Missionen, indem hier wie dort eine starke Schanar-Bevölkerung sich vorfindet. Die hohen Zahlangaben dieser Mission contrastiren stark mit den niedrigen Zahlen der so eben behandelten Missionen, namentlich der Coimbatore-Mission. Sie lauten vom Jahre 1851 so: 8 Missionare, 160 eingeborene Arbeiter, 7711 Schüler und 13000 Christen. Das Erstaunen über die ungewöhnlichen Erfolge dieser Mission wird aber ziemlich herabgestimmt, wenn man erfährt, daß unter den 13000 „Christen" nur etwa 600 Glieder der Kirche d. i. Communicanten sind. Die sonderbare Terminologie jener Mission, die mit ihrer theologischen Richtung aufs Innigste zusammenhängt und den unbefangenen Leser in Deutschland über den wahren Thatbestand zu täuschen geeignet ist, erhellt aus einer speciellen Angabe über die Station Neyur, wo es heißt: „Dieser Zweig der Mission umfaßt 42 Außenstationen und 953 christl. Familien oder 3150 Seelen in christlichem Unterricht, worunter 185 Getaufte und 93 Glieder der Kirche sich befinden." Sie nennen nämlich auch die schon Christen, die sich den christlichen Unterricht gefallen lassen, und die Unterweisung derselben ist das hauptsächlichste Geschäft der eingeborenen Arbeiter. Wenn man voraussetzen darf, daß die 160 eingeborenen Arbeiter in der Regel Glieder der Kirche sind; wenn man ferner voraussetzen darf, daß Viele,

wenn nicht die Meisten derselben, verheirathet sind und Familie haben, darunter es wohl auch einzelne Kirchenglieder geben wird; und wenn man endlich voraussetzen darf, daß gewiß auch Kirchenglieder bei den verschiedenen, mit jenen Stationen in Verbindung stehenden Anstalten und in den Häusern der Missionare beschäftigt sein werden, — so scheint die Annahme nicht fern zu liegen, daß auch hier ein großer, wenn nicht der größere Theil der Kirchenglieder, irgendwie im Solde der Mission oder der Missionare steht, und man wundert sich weniger, daß in der östlichen Abtheilung der Nagerkoil-Station, die in 70 Dörfern nicht minder als 3333 sogen. Christen und 1669 Schüler zählt und den zweitgrößten Arbeitskreis umspannt, „trotz Dürre und Krankheit" ziemlich 50 Pfund St. als Beisteuer für Bibel-, Missions- und Almosenzwecke innerhalb eines einzigen Jahres zusammenkommen konnten.

Das Seminar zu Nagerkoil, das bald nach Beginn der Mission gestiftet wurde und wo, früheren Berichten zufolge, selbst der Homer gelesen wurde, hat im Jahre 1850 allein sechs Missionsarbeiter geliefert. Dennoch findet sich auch in dem Jahresberichte der Gesellschaft von 1851 noch nicht ein einziger eingeborener Pastor erwähnt. Das Seminar hat gegenwärtig nahe an 100 Zöglinge.

Die Missions-Buchdruckerei förderte im Jahre 1850 nicht weniger als 71,600 Exemplare christlicher Schriftchen zu Tage.

Nach der Statistik des Miss.-Register von 1855 ist die Zahl der eingebornen Arbeiter auf 190, die der Communicanten aber auf 754 gestiegen.

„Je näher das Christenthum der Hauptstadt, Trevandrum, rückt, desto entschiedener werden die Häupter der eingebornen Behörden, die Bekenner desselben zu verfolgen." Von dorther meldet dasselbe Miss.-Register nur 32 Communicanten. Dieß um so auffallender, als der europäisch gebildete Rajah von Travancore dem Christenthume ganz besonders gewogen ist.

Bangalore. Dieß gehört gleichfalls nur halb hierher, indem dort eben so viel canaresisch als tamulisch geredet wird. Das Miss.-Register vom Jahre 1855 weiß von 4 Missionaren, 1 eingebornen Pastor und 20 eingebornen Helfern, von 81 Schulen mit 344 Knaben und 121 Mädchen, — aber nur von 8 Communicanten! Das theologische Seminar zu Bangalore wollte anfangs trotz des guten Gehaltes, der den Zöglingen zum Behuf ihrer Beköstigung u. s. w. zu Theil wurde, gar nicht voranschreiten,

vielleicht mit in Folge des Umstandes, daß es gegen oder ohne den Willen der meisten Missionare im Lande eingerichtet wurde, sowie vielleicht in Folge des andern Umstandes, daß die Mehrzahl der selbst im Ganzen minder durchgebildeten Londoner Missionare für jetzt nicht für eine gründlichere Ausbildung des eingebornen Lehrstandes stimmt. Es zählt auch gegenwärtig noch nicht mehr als sechs Zöglinge, die in der heil. Schrift, in systematischer Theologie und in Kirchengeschichte, daneben aber in Geographie, Geschichte, Englisch und in den einheimischen Sprachen unterrichtet werden.

Es giebt in Bangalore an „tausend junge Leute, die sich mit der englischen Sprache und Literatur beschäftigen", und manche derselben bedienen sich „deutscher Speculationen als Waffen gegen das Evangelium". So klagen nun schon die englischen Missionare selber, die doch sonst die abendländische Kultur allenthalben ohne Weiteres als die offene Pforte zum Christenthume zu betrachten geneigt sind.

Wenn man das geographische Verhältniß der Londoner Missions-Stationen im Tamulenlande zu einander ins Auge faßt, so könnte man fast auf den Gedanken kommen, als verfolge man hier gerade das Widerspiel des Concentrations-Princips; hunderte von Meilen trennen die eine Station von der andern ab. Bewußt oder unbewußt, dieses Verfahren entspricht jedenfalls dem Charakter der Gesellschaft, die ihren Missionaren kein bestimmtes Bekenntniß mitgiebt und auch die Einrichtung der Gemeinden dem Ermessen des betreffenden Missionars überläßt. Je weiter von einander, desto weniger Zusammenstoß der verschiedenen Subjectivitäten. Doch hat die Gesellschaft in der allerneuesten Zeit Etwas gethan, was der Concentrirung ähnlich sieht. Sie hat die Mission zu Combaconum (in der Nähe der luther. Missionsstation Mayaveram) mit einer Gemeinde von etwa 207 Seelen auffallender Weise ganz aufgehoben, und den dortigen Missionar Nimmo, einen Ostindier der bessern Art, nach Tripassore, einer Nebenstation von Madras, versetzt. Was immer auch der letzte Grund dieses Verfahrens sein möge, die Gesellschaft hat

nun ferner keine Missionsstation mehr mit sogenannten Kastenchristen aus der alten lutherischen Zeit, die, bei den vorhandenen Grundsätzen der Gesellschaft in Bezug auf die geselligen Verhältnisse in Indien ihr leicht Noth zu machen geeignet sind. Die dortigen Missionsgebäude und Grundstücke sind an die anglik. Propaganda verkauft worden. Obschon die indischen Missionsgemeinden dem Kaufcontract in Bezug auf das Missionseigenthum leider ohne große Bedenklichkeit zu folgen pflegen, so geschah das doch in diesem Falle zum großen Theile nicht, meist wohl freilich aus keinem andern Grunde, als weil der Hauptstamm dieser Gemeinde aus Sudras besteht, und die anglikanische Kirche sich in der neuesten Zeit den Dissenter-Grundsätzen in Bezug auf die Kastenfrage bedeutend genähert hat, der frühere Londoner Missionar aber die Kastensache in ähnlicher Weise, wie die alten deutsch-lutherischen Missionare, aufgefaßt und behandelt hatte.

Die Mission der kirchlichen Gesellschaft.

In Folge der Neuen Charte von 1813—1814, die den Missionen und den Missionaren in Ostindien volle Freiheit und Sicherheit zusagte, richtete die kirchliche Missionsgesellschaft ihr Augenmerk auf Indien und sandte um jene Zeit die in ihren Dienst getretenen deutschen Missionare Rhenius und Schnarre nach Madras. Sie ließen sich da, wo Schulze zuerst gewirkt hatte, nieder, eröffneten Schulen und richteten einen tamulischen Gottesdienst ein, so recht im Mittelpunkte der Parochie des Missionars Rottler, den der anglikan. Geistliche Thompson durch Ernennung zu einem Mitgliede des correspon-

direnden Comités für die Sache der kirchlichen Missionsgesellschaft günstig gestimmt zu haben scheint. Missionar Rhenius, der vom Anfang an sogar aus seinen heidnischen Schulen den Kastenunterschied zu verbannen suchte, begab sich im Jahre 1820 nach der alten Missionsstation Palamkottah und errichtete bald eine neue zu Dohnavur. Große Schaaren von Heiden drängten sich zur Kirche, in Folge nicht bloß seiner tüchtigen Rednergabe, sondern auch seiner großen Freigebigkeit. Mittlerweile erhielt er noch mehrere deutsche Mitarbeiter im Dienste der kirchlichen Missionsgesellschaft (Schmid, Müller, Lechler, Schaffter), und seine Hauptsorge wandte sich bald dem von ihm zur Heranbildung eingeborner Lehrer errichteten Seminare zu, dessen Plan und Einrichtung nicht alle seine europäischen Mitarbeiter billigten. Seine vorwiegend independentische Richtung brachte ihn (und seine Mitarbeiter vorübergehend) in eine solche Stellung zur heimathlichen Gesellschaft, daß sie ihn im Jahre 1835 zu entlassen sich veranlaßt sah. Er selbst, der sich gleich nach seiner Ankunft im Lande nebenbei um Verbesserung der tamul. Bibel in seiner Weise verdient zu machen gesucht und die alte treusinnige Kernsprache des eben so theologisch-gründlichen als philologisch-umsichtigen Fabricius in ein glatteres, aber auch flacheres, logisch-paraphrasirendes Tamul umgesetzt hatte, starb etwa 3 Jahre nach seiner Trennung von der kirchlichen Missionsgesellschaft. Bald nach seinem Tode lenkte, mit Ausnahme des Missionars Lechler, der noch jetzt der Londoner Mission zugehört, Alles wieder in die gewohnte Bahn, und die Arbeiten der Gesellschaft im Tamulenlande sind seitdem still und stetig fortgeschritten. 1836 hatten ihre sämmtlichen Missionen im Süden Indiens nur 285 Communicanten, 1845 dagegen war die Zahl derselben bereits verachtfacht.

Madras. Hier arbeiten nach dem Missionsregister von 1855 gegenwärtig an 7—8 Missionare und Hülfsmissionare (?) mit 20 eingebor-

nen Helfern, 2 eingebornen Katecheten, 1 Lehrer und 3 ostindischen Lehrerinnen. Trotz dieser Fülle von Arbeitskräften macht die Mission in Madras nur geringe Fortschritte. Dasselbe Missionsregister meldet nur 209 Communicanten, wohl aber 12 Schulen mit 264 Knaben und 276 Mädchen. Ueber das eigenthümliche Licht, in welchem einer der dortigen Missionare die Fortschritte der Pariahs in der Peripherie europäischer Bildung sieht, hab' ich anderwärts gesprochen.

In Verbindung mit dieser Mission steht Bischof Corrie's „Grammar School" mit dem Zwecke „eine solche gesunde allgemeine Erziehung auf religiöser Grundlage zu geben, die den jungen Mann zu seiner Zeit befähigen möchte, sich für den geistlichen Stand weiter auszubilden zu lassen, oder in ein anderes Fach einzutreten" (Schulgeld monatlich 4 Rupies); ferner eine erst unlängst entstandene Anstalt, in welcher Schulmeister gebildet werden. Darin soll die Religion den Hauptgegenstand des Unterrichts ausmachen, daneben aber auch Geschichte, Geographie, Mathematik, Grammatik, polit. Oekonomie, Naturgeschichte u. s. w. gelehrt werden. Zur praktischen Uebung der Zöglinge in der Schulmeisterei beabsichtigte man, als ich in Madras war, eine große „Model-School" und eine Elementarschule nach dem Plane der Kleinkinderschule damit zu verbinden, und wo möglich auch eine Tamulschule daneben zu eröffnen. Die Anstalt soll der Mission insofern in die Hände arbeiten, als in den verschiedenen Missionsstationsschulen bereits angestellte Lehrer zu weiterer Ausbildung, je nach Befinden auf ein Jahr, ein Halbjahr oder auch nur ein Vierteljahr, Aufnahme in dieselbe finden können.

Tinnevelly. Diese Mission zerfällt in 12 Districte: Tinnevelly, Palamkottah, Sattankulam, Kadatschapuram, Meignanapuram, Asirvathapuram, Suviseschapuram, Dohnavur, Nullur, Pavur, Surrandei und Paneivadali, Panneivilei. Die Statistik nach dem Missionsregister von 1855 ist wie folgt: 14 europäische und 7 einheimische Miss., 1 europ. und 321 einh. Helfer, 1 europ. und 75 einh. Katecheten, 1 europ. Normallehrerin, 4 landesgeb. Seminarlehrer, 1 europ. Drucker und Agent, 97 Leser: zusammen 522 Arbeiter. — 3357 Communicanten und 298 Schulen mit 5203 Knaben und 2758 Mädchen. — Das einheimische Missionspersonal ist ungewöhnlich stark. Das Mißverhältniß mildert sich jedoch, wenn man erfährt, daß neben den Communicanten eine noch viel größere Menge

von Getauften und Katechumenen — das Missionsregister von 1853 nennt 14,832 der erstern und 10,448 der letztern Klasse — die Pflege der Mission in Anspruch nimmt.

Das Seminar zu Palamkottah, dem eine englische Schule zur Seite geht, (S. 51) ist vorzüglich auf die Heranbildung von Katecheten berechnet, aus denen man einen einheimischen Pastorenstand zu bilden gedenkt. Daß unter den oben aufgeführten sieben „einheimischen Missionaren" Einer mindestens die „Priester=" und Einige wenigstens die „Diaconen=" Ordination empfangen haben, ist mir wohl bekannt. Es kann auffallen, daß sie allesammt als eingeborne „Missionare" bezeichnet werden, und zwar um so auffallender, als die Sendboten der „kirchlichen Missionsgesellschaft" in der Regel des ächt kirchlichen Gedankens nicht entbehren. Es möchte scheinen, daß auch sie der Aufrichtung eines einheimischen Pastorats in aller Form nur mit zögernden Schritten nahen. 75 eingeborne Katecheten, 97 Leser und 321 Helfer, und noch immer kaum nur erst eine Spur von einem einheimischen Pastorenstand.

Missionar Hobbs zu Sattankulam, einer der tüchtigern Missionare der Gesellschaft in Tinnevelly, klagt unverhohlen über die Noth, welche die neugesammelten Gemeinden dem Missionar bereiten, und erinnert mit Recht, daß man es kaum anders erwarten könne „in einem Lande, wo Satan sein Reich Jahrtausende lang befestigt hat, wo die Greuel des Götzenthums „unter jedem grünen Baume" noch immer frisch im Schwange gehen, wo der sittliche Pesthauch in jedes Haus gedrungen ist, wo heidnische Grundsätze, dem jungen Herzen eingeimpft, jede Gewohnheit ausgebildet, jede Pflicht vorgeschrieben, und jeden Winkel der Seele mit abergläubischer Furcht und mit verführerischer Hoffnung erfüllt haben."

Wie die Tinnevelly=Mission „der Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern" mit Schanars und Solchen, die auf der Stufenleiter des bürgerlichen Lebens ein wenig höher oder niedriger stehen, zu thun hat, so auch die Tinnevelly=Mission der kirchlichen Gesellschaft. Es ist der dortigen Mission noch wenig gelungen, auch die mittleren und höheren Kasten an= und heranzuziehen. Fast alle Vellaler in Verbindung mit der Tinnevelly=Mission stehen als Katecheten und Schullehrer im Solde der Mission, und es scheint, ihre Zahl hat nur in eben demselben Maße

zugenommen, in welchem sich die Gelegenheiten für Missionsarbeit und Missionsgehalt mehrten.

Missionar Petitt, den der zuvor erwähnte Bruch zwischen Rhenius und der kirchlichen Missionsgesellschaft im Jahre 1835 als Missionar an Rhenius Stelle nach Tinnevelly führte, und der vor einigen Jahren als Secretär des Central-Comité für Ceylon nach Colombo versetzt wurde, hat im Jahre 1851 eine Schrift herausgegeben, worin er sich über die Tinnevelly-Missionen der kirchlichen Gesellschaft auf Grund seiner vieljährigen Erfahrungen und Beobachtungen ausspricht. Da die Tinnevelly-Mission gegenwärtig als die blühendste aller tamulischen Missionen gilt und manchem Freunde in der Heimath vielleicht die Frage auf der Lippe schwebt, was denn wohl, neben dem Willen des Herrn als der letzten Ursache, die zweiten Ursachen jener besondern Erfolge sein mögen, womit die Missionsarbeit unter den Schanars bisher gekrönt worden, so halte ich es für angemessen, aus einer Anzeige dieses Schriftchens im M. Q. Miss. Journal diejenigen Stellen, die auf diese Frage eingehen, in freier Uebersetzung etwas verkürzt meinen Lesern anheimzugeben. Es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß wir der ziemlich nüchternen Betrachtungsweise, die uns in diesen Zeilen entgegentritt, in den Missionsberichten öfters, als es bis jetzt leider der Fall ist, begegnen möchten.

Die große Masse der christlichen Gemeinden in Tinnevelly, so etwa läßt sich der Berichterstatter auf Grund jener Schrift sowohl als anderer Quellen vernehmen, besteht aus Schanars. Alle Berichte stimmen darin überein, daß sie ein besonders zugänglicher Schlag Menschen sind, scharf abgeschieden von den anderen Kasten, und frei von einer Menge von Hindu-Vorurtheilen, weder zu reich, noch zu arm, von schlichten Sitten und einfältigen Ideen, träge und furchtsam, preisgegeben dem Druck ihrer habsüchtigen Nachbarn oder Gutsherren von höherer Kaste, und demgemäß ganz besonders geeignet, die Vortheile christlicher Sympathie, Rathes und Schutzes zu schätzen. Ihre Religion, die nichts anderes als Dämonendienst ist, bietet wenig Reize, empfiehlt sich durch eine nur geringe Anzahl altväterlicher Ueberlieferungen, und bindet so das Gemüth mit minder starken Fesseln, als die viel eingänglichere Theorie des brahmanischen Hinduthums anderwärts.

So weit die providentiellen Ursachen, die nach des Verfassers und des

Berichterstatters Ansicht dem Evangelium unter den Schanars Vorschub leisteten.

Niemand jedoch kann Miss. Petitt's ausführlichen Bericht über den Fortschritt der dortigen Missionen lesen, ohne zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß ein großer Theil des Erfolgs auf Rechnung der dort befolgten Missionspraxis zu setzen ist.

Die Missionare in Tinnevelly, unzufrieden mit den Erfolgen ihrer Arbeit in den großen Städten und auf den gelegentlichen Reisen in das Land hinein, beschlossen in den kleinen Dörfern und Weilern zu leben und zu wirken. Wenn die Bewohner des Landes sich leicht von Verstandes-Beweisen bestimmen ließen, so würden die großen Städte dem Missionar sicherlich eine bessere Gelegenheit bieten; aber es giebt kaum Leute in der Welt, die gegen abstracte Wahrheit so gleichgültig, der Beweisführung so unzugänglich und in ihrer Ueberzeugung so hartnäckig sind, wie sie, — während auf der andern Seite kaum Menschen gefunden werden, die dem Verlangen ihrer Vorgesetzten, dem Befehl derer, denen zu folgen sie gewohnt sind, so wie dem Einfluß ihrer Freunde so leicht nachgeben. Das ist sicherlich eine schwache Stelle in ihrem Charakter, aber sie eben zeigt, wie wichtig für denjenigen, der ihnen wohlzuthun im Sinne hat, es ist, daß er, unter ihnen wohnend, ihr Vertrauen zu gewinnen suche. Jedermann innerhalb eines Bereichs von mehrern Meilen kennt den Missionar und seine Familie. Sie werden vertraut mit seinen Zwecken und Plänen, sie haben sein ganzes Leben und Treiben vor Augen, und kommen allmählig zu der Ueberzeugung, daß die Religion dessen, der ihnen (besonders auch in zeitlichen Dingen) alles Gute zu erweisen bereit ist, eine gute und wohlthätige Religion sein müsse. So lernen sie seinen Rath schätzen und befolgen und unterwerfen sich zuletzt, von mehr als Einem Beweggrund (!) geleitet, seiner Unterweisung.

In Verbindung hiemit können wir nicht umhin auf die wohlthätigen Wirkungen des in Tinnevelly befolgten Planes, jedem Missionar einen gewissen District von leicht zu übersehendem Umfang zuzuweisen, aufmerksam zu machen. So ist Sorge, Arbeit und Verantwortlichkeit des einzelnen Missionars durch gewisse örtliche Grenzen genau bestimmt, und er braucht sich durch den Anblick eines Arbeitsfeldes von ungemessener Weite nicht entmuthigen zu lassen; sein persönlicher Einfluß

kann jedes Dorf, jeden Weiler, ja fast jedes Haus erreichen, — und jeder Zusammenstoß rivalisirender Thätigkeit ist vermieden.

Ferner. Die Missionare fordern die Bewohner ihres Districtes insgesammt auf, sich unter ihre seelsorgerliche Pflege zu stellen just in dem Zustande, in welchem sie sich befinden, organisiren sie, sobald die Leute selbst dazu stimmen, zu Gemeinden im weitern Sinne und unterwerfen sie einer solchen Zucht und Unterweisung, wie sie für Katechumenen paßt. Viele, die auf diese Weise den christlichen Namen annehmen, werden natürlich dem Missionar viel Noth und Kummer und der christlichen Sache mancherlei Schimpf und Schande bereiten. Das kann jedoch den Missionar nicht berechtigen, gegen den Befehl des Herrn: „Gehet hin und machet alle Völker zu Jüngern“ irgend Einem, der um Unterricht zu ihm kommt, hinauszustoßen. Nur dadurch, daß sie das Wort Gottes hören, lernen und daran glauben, können sie ja bekehrt werden. Nur durch die Mischung mit dem Sauerteig wird die Masse zubereitet und der „Sauerteig“ in dem Gleichnisse des Herrn ist nicht die Wahrheit in abstracto, sondern das Himmelreich, — die in den evangelischen Kirchen verkörperte Wahrheit —, und dieser Sauerteig sollte nicht neben das Mehl hingestellt werden, wie Einige heut zu Tage es haben möchten, sondern darunter gemengt, bis daß es gar durchsäuert wird.

Einige Missionare (der Berichterstatter meint die Mehrzahl der Dissenters), selten aber — wenn je — solche die mit den Missionen der englischen Kirche verbunden sind, beschränken sich zu sehr auf bloße abstracte Ermahnung, Buße zu thun und an die Wahrheit des Evangeliums zu glauben, ohne die Leute je zum Anschluß an die kirchliche Gemeinschaft zu bringen; ja sie scheuen sich sogar, aus Furcht, den Ruf der Missionssache bloßzustellen, die Leute auch nur als Katechumenen unter ihre seelsorgerliche Pflege zu nehmen, bis ihre Beweggründe hinlänglich durchsucht und die Elemente des christlichen Charakters in ihnen bereits entwickelt sind. Das kommt mir so vor, als wenn ein Arzt, um den Credit seiner Arzeneien aufrecht zu erhalten, unter den seiner Pflege anvertrauten Kranken eine Auswahl treffen und nur diejenigen behandeln wollte, die entweder bereits auf dem Wege der Besserung sich befinden oder deren endliche Genesung sich mit einer gewissen Sicherheit vorhersehen läßt. Wo

immer ein solches eklektisches System, das weiser und geistlicher sein will als das vom Herrn selbst angegebene, angewendet wurde, sind die Erfolge hinter der Erwartung zurückgeblieben.

Weiter: Nirgends in der Welt, sei es unter heidnischen Völkern, sei es in christlichen Landen, in Verbindung mit der Kirche oder einer andern religiösen Körperschaft finden wir vielleicht ein vollständigeres und umfassenderes System des Unterrichts und der Aufsicht im Gange, als in der Tinnevelly-Mission. Hier hat Jeder, Alt oder Jung, seine täglichen oder wöchentlichen Aufgaben zu lernen und wird von Zeit zu Zeit geprüft; jedes Kind christlicher Aeltern — Knabe oder Mädchen — geht zur Schule; jeder Verstoß gegen Sitte und Religion, sei es bei einem Katechumenen oder bereits Getauften, wird förmlich untersucht und der christlichen lex loci zufolge geahndet.

Ferner: Der Hauptumstand aber, der die bedeutenden Erfolge in Tinnevelly von jeher bedingte, ist vielleicht darin zu suchen, daß Schutz vor Bedrückung und manche andere zeitliche Wohlthat der Annahme des Christenthums in der Regel auf dem Fuße gefolgt sind.

Es hat nicht den Anschein, daß die Missionare bei ihren Bemühungen, die zeitliche Wohlfahrt ihrer Bekehrten zu fördern, darauf ausgingen, die Heiden in die Gemeinschaft der christlichen Kirche hineinzulocken. Sie thaten einfach, was sie als ihre Pflicht gegen diejenigen, zu denen sie in seelsorgerlicher und freundschaftlicher Beziehung standen, klar erkannten. Sie konnten ja nicht umhin, denen, die in Noth waren, zu rathen, und den Bedrängten ihr Mitleiden zu schenken. Das Christenthum hat ja die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens, und diejenigen, deren Amt es ist, das Christenthum unter einem fremden Volke zu pflanzen, können ja nicht getadelt werden, wenn sie sich bemühen, den Heiden diese beiden Verheißungen klar zu zeigen und so den Beweis zu führen, daß die Religion, die sie lehren, der Menschen beste Freundin ist.

Diese zeitlichen Vortheile erschienen natürlich denen, die noch im Heidenthume standen, und nach rein weltlichen Grundsätzen zu handeln gewohnt waren, in einem anziehenderen Lichte, als die im Evangelio dargebotenen geistlichen Schätze, — und so ist es keine Frage, daß Viele auch aus vorwiegend oder gar ausschließlich äußeren Beweggründen sich unter die

seelsorgerliche Pflege der Missionare stellten. Mit äußeren Beweggründen meinen wir hier jedoch nicht die schmutzige Begierde nach finanziellem Vortheil. Es liegt klar genug zu Tage, daß die Tinnevelly-Bekehrten weder Geldunterstützung fordern noch empfangen, in der Regel wenigstens, sondern daß sie eher zu geben als zu nehmen haben. Die sichere Erwartung, daß man von dem Missionar des Districts in schwierigen Fällen Rath, im Unglück Theilnahme, bei Unterdrückung Schutz, in Krankheit Beistand und zu aller Zeit gütige Nachfrage und freundliche Zusprache erfahren werde; — ferner das natürliche Verlangen, sich einer im Aufschwunge begriffenen, von europäischer Einsicht geleiteten und nach Grundsätzen christlicher Gerechtigkeit regierten Körperschaft anzuschließen; — weiter, die stachelnde Thatsache, daß eingeborne Christen einige Jahre nach ihrem Uebertritt offenbar eine höhere Stellung im bürgerlichen Leben einnehmen und ein größeres Maaß inneren Friedens und äußeren Wohlstandes genießen, denn da sie Heiden waren; — das und Aehnliches ist es hauptsächlich, was die Leute dem Christenthume entgegentreibt, und obschon es offenbar weltlicher Natur ist, so kann man es doch nicht schmutzig nennen. Solche und ähnliche weltliche Vortheile fließen ganz natürlicher und nothwendiger Weise aus dem Christenthume selber her. Und wirken denn nicht derlei Umstände mehr oder minder in jeder andern Mission? Man bietet z. B. der eingebornen Jugend eine englische und wissenschaftliche Erziehung an, die zur Uebernahme von Regierungsstellen befähigen soll. Nun das zieht natürlich die Söhne der angesehenen Bürger großer Städte in die Sphäre christlichen Unterrichts hinein. Man verabreicht ferner den Kranken unentgeltlich Arzenei und erbietet sich sie zu pflegen. Das bringt natürlich eine andere Klasse von Leuten in den Bereich der Mission. In einem Stücke jedoch ist die Weise, in welcher dieser Grundsatz in Tinnevelly durchgeführt wird, noch weniger bedenklich, insofern nämlich als, wie schon erwähnt, die irdischen Vortheile, die den Christen in Tinnevelly zu Theil werden, natürlich und nothwendig aus der Annahme des Christenthums herfließen und eine Erfüllung der Verheißung sind, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist. — So weit der Berichterstatter.

Unter den Missionaren selbst ist man zum Theil der Meinung, daß man in der Tinnevelly-Mission einen nicht unbedeutenden Fehler

damit begangen habe, eigene christliche Dörfer zu bilden. Es läßt sich Jemand folgendermaßen darüber vernehmen: „Das Gemälde christlicher Dörfer mit der christlichen Bevölkerung, der Kirche und dem Pastor, der Schule und dem Schullehrer ist in der That nett. Allein, meine Brüder, wenn der Sauerteig von dem Mehl genommen wird, wie soll das Mehl durchsäuert werden? Dieß, meine ich, ist ein Fehler in Tinnevelly, wo die Christen von den Heiden meist getrennt leben. Denn so leben natürlich auch die Heiden von den Christen getrennt, und die ersteren haben keine Gelegenheit, die guten Werke der Christen zu sehen und so ihren Vater im Himmel zu preisen."

Es wird auch wohl darüber geklagt, daß die Missionare in Tinnevelly dem Kirchenbaue zu viel Zeit und Aufmerksamkeit schenken, und zwar im Busen der Gesellschaft selbst. Ich weiß nicht, wie viel bei dieser Klage auf Rechnung eines falschen Spiritualismus zu setzen ist, der nur immer das Netz gezogen wissen will, für die gefangenen Fische aber kein Gefäß in Bereitschaft zu halten Lust hat.

„Der Fortschritt der Erziehungssache in Tinnevelly hat die Leiter der Mission zu Maßregeln veranlaßt, die einen angemessenen Vorrath von tamulischen Schriften zur allgemeinen Belehrung nach christlichen Grundsätzen sichern sollen. Eine solche Elementarliteratur ist durch den Eifer verschiedener Männer und Gesellschaften, die sich die geistige Hebung der Eingebornen zur Aufgabe gemacht haben, in den Sprachen des nördlichen und westlichen Indiens bereits beschafft worden; in der tamulischen Sprache dagegen hat man in dieser Beziehung bisher gar wenig geleistet. Das Comité hat daher den Herrn Seymer, der früher mit der Gesellschaft verbunden war und der für diese Art Arbeit hoch befähigt ist, nach Madras zurückgeschickt, damit er dort in diesem Fache arbeite." (Miss.-Reg. von 1853.)

Ein correspondirendes Comité, das seinen Sitz in Madras hat, vermittelt die Leitung der südindischen Missionen mit der heimath-

lichen Gesellschaft. Der Bischof präsidirt zwar nicht (wie bei der Schwestergesellschaft) an der Spitze dieses Comités; dennoch stehen die Missionare der Gesellschaft in einer bestimmten Beziehung zu ihm. Er betrachtet auch die Missionare der kirchlichen Gesellschaft als sein „Missionary Clergy"; die heimathliche Gesellschaft aber übt wesentlich Patronatsrechte.

Die Missionen der kirchlichen Gesellschaft haben in Vergleich zu den Missionen der bischöflichen Schwestergesellschaft zwar etwas weniger äußere Festigkeit, dafür aber im Ganzen doch wohl mehr inneres Leben. Es ist eben eine fast ganz auf freiwillige Beiträge gegründete Gesellschaft. Sie besitzt auch tüchtigere Kräfte insofern, als ihre Missionare mit wenigen Ausnahmen reine Europäer sind.

Die Mission der Nordamerikaner.

Der „American Board" — wie man die große nordamerikanische Mission kurzweg zu nennen pflegt —, der, ähnlich wie die Londoner Gesellschaft, seinen Missionaren kein besonderes kirchliches Bekenntniß mitgiebt, sondern dieselben aus den congregat. und presbyterianischen Kirchen ohne Unterschied auswählt, begann seine Thätigkeit unter den Tamulen bereits im Jahre 1816, und zwar in Jaffna, dem nördlichen Theile Ceylons, der, obgleich als Insel von dem tamulischen Festlande geschieden, nach Sprache, Religion und Gesittung doch zu dem Tamulenlande zu rechnen ist. Von dort aus senkte sich im Jahre 1834 eine Zweig-Mission nach dem gegenüberliegenden Madura, und im Jahre 1836 eine andere nach Madras ab.

Wir folgen dem geschichtlichen Gange und besichtigen demgemäß

zuerst die Mission in Nord-Ceylon, die einen so eigenthümlichen und dabei so entschiedenen Charakter zeigt, daß eine verhältnißmäßig ausführlichere Besprechung ohne Zweifel am Platze sein wird.

Nord-Ceylon. Das Missions-Register von 1855 bringt folgende Statistik: 8 Hauptposten (Tillipally, Batticotta, Uduville, Panditeripo, Manepy, Varany, Chavagacherry, Udupitty), 9 Missionare und eben so viele Missionsgehülfinnen, 1 Arzt mit 5 Gehülfen, 1 Drucker, 2 eingeborne Prediger, 30 eingeborne Helfer, 66 christliche Schullehrer. — 395 Communicanten, 83 tamulische und englische Freischulen mit 2825 Knaben und 1203 Mädchen, 279 in Kost- und Seminarschulen. Die Presse lieferte nicht minder als 1,595,400 Seiten, und die Zahl der Krankheitsfälle, die der Missionsarzt mit einem seiner Gehülfen und drei Studiosen der Arzneikunde in einem halben Jahre behandelte, belief sich auf 1173. — Schon aus diesen bloßen Zahlenangaben erhellt der allgemeine Charakter fast aller Missionen der nordamerikanischen Gesellschaft mit den drei wesentlichen Zügen: Schule, Presse und Hospital.

Der Zweck der gewöhnlichen Tamulschulen ist, der Jugend nicht blos nützliche Kenntnisse, insbesondere biblische, mitzutheilen, sondern auch den Erwachsenen die christlichen Wahrheiten näher zu bringen. Nur Wenigen ist die Schule bisher zum Mittel der Bekehrung geworden; das Ergebniß derselben besteht fast ausschließlich in Hinwegräumung heidnischer Vorurtheile und in einem allgemeinen Verständniß biblischer Thatsachen und Gedanken.

Mit den englischen Schulen, zu deren Unterhaltung die Regierung jährlich 200 Pf. bewilligt hat, will man denjenigen, die Englisch zu lernen wünschen, entgegenkommen und daneben eine Anzahl Knaben zur Aufnahme in das Seminar vorbereiten. Ueber die hohe Bedeutung, welche die Missionare dem Englischen beilegen, läßt sich ein Bericht vom Jahre 1847 so aus: „Das Studium des Englischen ist das beste Mittel geistiger und sittlicher Bildung; man darf diese Sprache wohl als die eigentliche klassische (?) Sprache des Hindus betrachten. Das Englische eröffnet ihnen außerdem ein wahres Magazin voll unvergleichlichen Materials in geistiger, sittlicher, bürgerlicher und religiöser Beziehung. Ferner ist die englische Bibel, wenn sie wohl gelehrt wird, ein vortrefflicher Commentar für die tamulische Bibel. Die Sprache der englischen Bibel tritt dem

Hindu in vollkommener Reinheit entgegen, sie läßt keine heidnischen Ideen-Verbindungen aufkommen. Endlich aber ist das Studium des Englischen ein unschätzbarer Sporn für jeden Zweig des Wissens."

Das Seminar zu Batticotta nahm erst im Jahre 1823 seinen Anfang und zwar auf Grund der Wahrnehmung, daß einige Zöglinge der damaligen Kostschulen in den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen solche Fortschritte gemacht hatten, daß eine höhere Bildungsanstalt am Platze schien. „Das Seminar", so sagt der vorher erwähnte Bericht, (obschon meist aus heidnischen Zöglingen zusammengesetzt) „war von Anfang an eine christliche Schule. Die Zöglinge derselben sind stets regelmäßig in der heiligen Schrift unterrichtet worden und haben je und je den Morgen- und Abendandachten, sowie den sonntäglichen und andern Gottesdiensten beiwohnen müssen. Die Ausübung abgöttischer Ceremonien ist verboten, auch dürfen weder Lehrer noch Schüler irgend ein abgöttisches Zeichen tragen, oder sich zur Verrichtung heidnischer Gebräuche entfernen. Dieses Verfahren dürfte vielleicht Dieser oder Jener als unangemessene Einmischung in die religiöse Freiheit derer, die das Seminar besuchen, zu mißbilligen geneigt sein. Allein die Aeltern wissen ja im Voraus, was für Beschränkungen ihren Kindern beim Eintritt in das Seminar auferlegt werden, so wie auch, daß es sich nicht mit dem Gewissen der Missionare verträgt, Abgötterei und Teufelsdienst in einem christlichen (?) Seminare zu dulden."

Läßt man dieses Seminar als ein in der That christliches im vollen Sinne des Wortes gelten, so haben die Missionare ohne allen Zweifel recht. Wenn man aber bedenkt, daß noch im Jahre 1850 unter den 105 Zöglingen nur 19 Glieder der Gemeinde waren, so drängt sich jedenfalls die Frage auf, ob die christliche Weisheit zu einer Praxis Ja und Amen sagen kann, die, ohne daß sie vorher die christliche Wahrheit innerlich einpflanzt, auf eine thatsächliche Verleugnung des Heidenthums im Aeußern dringt, das doch auch in seiner vollkommensten Gestalt immerhin eine entstellte Offenbarung ist und mithin Elemente der Wahrheit in sich birgt. Daß die Missionare juristischer Weise vollkommen befugt sind, eine solche Verleugnung als Bedingung für die Aufnahme ins Seminar zu stellen, wird kein vernünftiger Mensch in Frage ziehen.

Einer im Jahre 1845 getroffenen Einrichtung zu Folge umfaßt nun

das Seminar eine Art Akademie und eine Normal-Schule, jede mit 2 Klassen und mit einem Lehrgange von 4 Jahren. Die Zöglinge sind fast sämmtlich Kostgänger, und die Zahl derer, die, nachdem sie die Normal-Schule durchgemacht haben, die Anstalt verlassen, verhält sich zu denen, die den auf 8 Jahre berechneten Gesammt-Lehrgang ganz vollenden, etwa wie 1 zu 4. Unterricht und Leitung des Seminars liegt — oder lag wenigstens noch vor einigen Jahren — in der Hand zweier, von sieben eingebornen Lehrern unterstützter Missionare. In dem Studienplan, der in mancher Beziehung den Eindruck der Ueberfülle zu machen geeignet ist, nehmen die Naturwissenschaften eine hervorragende Stelle ein. Ein Bericht der Missionare von 1849 sucht ihn in folgender Weise zu rechtfertigen: „Da das letzte Ziel der Anstalt die Fortpflanzung des Christenthums ist, so wird die Bibel als das eigentliche Textbuch in Moral und Religion betrachtet. Die Wissenschaft gilt lediglich als Gehülfin dazu. Aber eben deshalb ist ein umfassenderer wissenschaftlicher Lehrgang nöthig; denn wie könnte man sonst den Systemen des Landes und dem Geiste des Volkes genügend begegnen? Das Heidenthum rühmt sich seiner Mathematik, seiner gemeinen, seiner mystischen und seiner magischen Zahlen; es rühmt sich seines gottgeoffenbarten Systems der Astronomie, womit eine alle Fasern des häuslichen und öffentlichen Lebens durchdringende Astrologie verbunden ist; es rühmt sich seiner, hie und da auf übel angewandte Gesetze der natürlichen Magie gebauten, Hoffnung und Furcht beherrschenden Zaubereien; es rühmt sich seiner Physik und Alchymie mit ihren thörichten Ansprüchen, so wie einer mystischen Philosophie, die in das innerste Wesen und Werden der Dinge einzuführen vorgiebt."

Bis zum Jahre 1849 hatten nicht weniger als 400 Zöglinge das Seminar zu Batticotta regelrecht durchgemacht. 70 etwa davon standen im Jahre 1851 im Dienste der nordamerikanischen Mission, 20—30 im Dienste anderer Missionen in Ceylon und auf dem Festlande, und ziemlich 50 im Dienste der Regierung. 50—60 etwa mochten gestorben sein. Was die Uebrigen anlangt, so hatten sich Einige als Pächter in ihrer Heimath niedergelassen, Andere waren ihrem Glücke in die Fremde nachgegangen. Mehr als 200 hatten sich zum Christenthum bekannt, und die Missionare glaubten, „daß die bei weitem größere Mehrzahl derer, welche die Anstalt verlassen hatten, eine entschiedene Ueberzeugung zu Gunsten des Chri-

stenthums mit hinweggenommen." — Die Kosten des Seminars haben sich in den letzten Jahren bedeutend vermindert, und zwar theilweise dadurch, daß man die Anzahl der Zöglinge und der eingebornen Gehülfen verringerte, zum Theil aber auch dadurch, daß sich die Zahl derer, die Kostgeld geben, vermehrte. „Die Mission," so drückt sich der Jahresbericht der Gesellschaft vom Jahre 1851 aus, „wird die Gesammtausgaben für das Seminar sowohl, als für die englischen Schulen sobald als möglich auf die Leute selbst werfen." Wie bald das aber wird möglich werden??

Die Kostschule für Mädchen zu Uduville ist auch insofern von Bedeutung, als sie den jungen Leuten, die in den Anstalten der Mission erzogen werden, wohlunterrichtete und zu Fleiß und Reinlichkeit erzogene Ehefrauen liefert. Im Jahre 1849 hatten sich bereits mehr als 120 Mädchen aus der Kostschule an christliche Männer verheirathet. So waren denn über 100 „achtbare" Familien, die ihre Erziehung der Missionsanstalt verdankten, in den heidnischen Dörfern umher verstreut, und „konnten durch gutes Beispiel einen gewissen Einfluß auf ihre heidnischen Umgebungen üben."

Die Gesammtzahl der Eingebornen, die auf ihr Bekenntniß hin in die kirchliche Gemeinschaft der Nordamerikaner aufgenommen worden, belief sich im Jahre 1849 auf 680, und darunter gehörten 200 dem weiblichen und 480 dem männlichen Geschlechte zu. Mehr als 300 der letztern waren im Batticotta-Seminar erzogen worden, und etwa 180 der erstern in der weiblichen Kostschule zu Uduville. Ungefähr 100 wurden wegen Ausübung heidnischer Bräuche und sonstigen unsittlichen Betragens späterhin ausgeschlossen; mehr als 100 starben, und Viele zerstreuten sich hier- und dorthin.

Aus dem Gesagten ergiebt sich zur Genüge die Thatsache, daß der nordamerikanischen Mission in Jaffna fast alle ihre Bekehrten durch das Seminar und die Kostschule aus den Hindu zugeführt wurden; und damit in engster Verbindung steht die andere Thatsache, daß, mit nur ein paar Ausnahmen, sämmtliche Glieder der Kirche von der Missionskasse irgendwie abhängen (vergl. S. 66): sie sind nämlich entweder Zöglinge des Seminars und der weiblichen Kostschule, oder Katecheten mit ihren Familien, oder endlich Arbeiter in der Druckerei u. s. w. Wenn daher „die eingeborne Missionsgesellschaft" im Jahre 1849 ziemlich 75 Pfd. zur Unterhaltung

eines Katecheten und Schullehrers zusammenlegte, und die Glieder der Kirche auf einer einzigen Station eine außerordentliche Sammlung von 10 Pfd. für die Kasse des nordamerikanischen Board zuwege brachten, so ist das allerdings recht schön, daß „der Eine ein Zwanzigstel, der Andere ein Funfzigstel, der Dritte ein Zwölftel und der Vierte ein Zehntel" von dem, was ihm als Gehalt aus der Missionskasse zufließt, zurückfließen läßt; aber als ein wesentlicher Schritt zur Anbahnung des Selbstunterhalts der Gemeinden kann es kaum betrachtet werden.

Madura. Das Missionsregister von 1855 giebt folgende Statistik. 10 Missionsposten: Madura-Ost, Madura-West, Dindigal-Ost, Dindigal-West, Periakulam (S. 59), Sivaganga (S. 59), Teropuvanam, Tirumangalam (S. 58), Pasumalei (S. 61), Mandabasalie; 10 Missionare, 1 Arzt, 1 eingeborner Prediger, 75 eingeborne Helfer. 443 Communicanten, 33 Seminarschulen, 50 gewöhnliche Tagesschulen mit 1064 Kindern, 128 englische Schüler. — Diese Mission ist vor allen andern im Tamulenlande bisher mit Krankheit und Sterblichkeit heimgesucht worden. Von 14 Personen, die im Herbst 1836 von Amerika nach Madura gingen, war im Jahre 1850 nur noch Einer auf dem Platze. Die ersten Missionare gingen, wie bereits oben erwähnt (S. 59), in dem Gedanken, das ganze Land umher als ihr Missionsfeld alsbald mit einem Netze von Missionsposten der Länge und Breite nach überspannen zu müssen, damit allzu rasch zu Werke und ließen sich bei der Vertheilung der Stationen über das Land hin allzu sehr von Meilenzahl und Bevölkerungsmasse bestimmen. So liegen nun wohl die einzelnen Posten in wohlgemessenen Entfernungen von einander, und zwar in der Regel an ziemlich volkreichen Orten; allein der Geist, der da wehet, wo er will, hat sich an diesen menschlich verständigen Plan der ersten Missionare nicht gebunden, sondern meist mehr oder minder abseits von den vorweg errichteten Stationen kleine Gemeindlein entstehen lassen, so daß nun die mit großen Kosten errichteten Missionsgebäude, die man doch nicht gern unbenutzt möchte verfallen lassen, hie und da fast zu einem Hinderniß für eine angemessene Thätigkeit werden.

Die nordamerikanische Mission zu Madura hat keine eigene Presse, und bedarf ihrer auch um so weniger, als sie in dieser Beziehung von Jaffna und Madras her versorgt wird. Sonst aber halten die Missionare

zu Madura von diesem Zweige der Missionsthätigkeit kaum minder viel, als die nordamerikanischen Missionare im Allgemeinen. Sie sagen in ihrem Berichte vom Jahre 1850: „Wir haben auch die Hülfe der Presse möglichst in Anspruch genommen, da wir der Meinung sind, daß diese Art der Missionsthätigkeit ihren Vortheil hat. 45 Exemplare der ganzen Bibel, 226 Exemplare des Neuen Testaments und mehr denn 6000 kleinere Theile der Schrift, sowie fast 40000 Tractate (!) sind im vergangenen Jahre vertheilt worden."

Der Bericht für 1850 redet von 2471 Seelen, die ihre frühere Religion verlassen haben (d. i. den äußern Götzendienst vorläufig aufgebend, den „Sabbath feiern", zum Gottesdienst sich einstellen u. s. w.) und nun in der christlichen Religion unterrichtet werden; und daneben nur von 235 wirklichen Gliedern der Gemeinde „in gutem Stande", d. i. solchen, die nicht der Kirchenzucht irgendwie anheimgefallen sind.

Das Seminar zu Pasumalei (S. 61) ist noch in den ersten Anfängen begriffen. Es zählte im Jahre 1850 28, im Jahre 1852 aber 37 Zöglinge, wovon nur 20 der Gemeinde gliedlich angehörten. Früher entstammten fast alle Zöglinge in Seminar und Kostschule Einer Kaste; das ist im Laufe der Zeit anders geworden. Die Missionare haben die Zahl der Heidenschulen je länger je mehr beschränkt, denn obschon sie gestehen, daß auch dort immerhin etwas geschehen könne, so glauben sie doch mit Recht ihre geringen Kräfte vor allen Dingen den Kindern zuwenden zu müssen, deren Aeltern entweder bereits Christen sind, oder doch irgendwie unter christlichem Einfluß stehen. Der Bericht von 1852 klagt, daß man von 1588 Kindern der Art nur erst 647 in den Freischulen unterzubringen im Stande sei, und daß die amerikanische Mission zu Madura für wirkliche Erziehung weniger thue, als irgend eine andere Mission in Südindien.

Mehr als 3500 Heiden standen dem Missions-Register von 1854 zufolge in Unterricht. „Hätte man nun genügende Arbeitskräfte, so könnte man von diesem Arbeitszweig die glücklichsten Erfolge erwarten." Bisher freilich hat es sich trotz aller Rührigkeit noch nicht recht dazu angelassen. — Der alles in Zahl und Maß fassende Bericht von 1850 sagt uns, daß auf sämmtlichen Stationen im Jahre 1850 wöchentlich 44 Gottesdienste gehalten wurden und daß sämmtliche Missionare während des genannten Jahres zusammengenommen 6458 engl. Meilen umhergereist sind.

Sehr charakteristisch ist auch die geschichtliche Skizze, die jenem Berichte angehängt ist. Ich habe sie ihrem wesentlichen Inhalte nach bereits oben (S. 62—63) mitgetheilt.

Madras und Arcot. Das Missions-Register von 1855 bringt folgende Statistik für Madras. 3 Missionsposten: Rayapuram (siehe hinten Anmerk. 90), Chinatripettah, Schwarze Stadt; 4 Missionare, 2 eingeborne Gehülfen. 45 Communicanten, 200 Zöglinge in der „englischen Hochschule", 12 Freischulen mit 320 Knaben und 145 Mädchen. Die Presse lieferte 27,813,246 Seiten. — Wir sehen also auch hier eine verhältnißmäßig bedeutende Thätigkeit in der Schule und auf der Presse. Einer der Missionare jedoch, der seitdem gestorben ist, widmete sich zu meiner Zeit vorzugsweise der Heidenpredigt und zwar innerhalb seines eigenen Gehöftes in einer der großen Verkehrsstraßen. Das Missions-Register von 1855 spricht von „vier Predigtplätzen". Der erwähnte Missionar besuchte im Jahre 1851 auch Conjeveram, wo zur Ehre Vischnu's ein jährliches Fest gehalten wird (S. 188), und wo daher Tausende aus allen Ecken und Enden zusammenkommen und dem Missionar, der auf Vertheilung christlicher Schriftchen und auf vorübergehende Ansprachen ein Gewicht legt, eine gute Gelegenheit darbieten, seine Waare an den Mann zu bringen. Eigenthümlich ist die Art, wie sie dabei zu Werke gingen.

„Ein eingeborner Christ mit Billets wurde auf der Straße gerade vor dem Bungalow, mitten unter den Leuten, die zur Entgegennahme von Schriften einzutreten wünschten, aufgestellt. Er hatte ein aufgeschlagenes Tamulbuch in der Hand und es Jedem, der um Einlaß bat, vor die Augen haltend, veranlaßte er ihn, versuchsweise ein wenig daraus vorzulesen. Wenn eine kleine Anzahl die Prüfung bestanden hatte, so bekamen sie Billets und damit Zutritt in den Bungalow. Sie mußten auf Matten niedersitzen und wir hielten dann eine Ansprache an sie." — „In dieser Weise", so fährt der allgemeine Bericht der Gesellschaft vom Jahre 1851 fort, arbeiteten sie 8 Tage, mehr als 150 solcher Häuflein (im Ganzen 2,037 Seelen) beansprachend und 4756 Schrifttheile und Tractate austheilend."

Wohl die meisten der eingebornen Christen, die mit der amerikanischen Mission in Verbindung stehen, finden in derselben irgendwie Beschäftigung. Bei so bewandten Umständen freilich lassen sich die strengen Maßregeln in

Bezug auf das Abthun aller Kastenunterschiede (S. 102 fgg.) allenfalls durchführen. Auch die Heiden unter den Arbeitern in der Druckerei ꝛc. hatten zu meiner Zeit dem sonntäglichen Gottesdienste pflichtmäßig beizuwohnen.

Die amerikanische Mission zu Madras hat in der neueren Zeit auch einen Zweig nach Arcot (Arni und Chittur) (70 engl. Meilen von Madras; S. 89) abgesenkt. Dort arbeiten drei in Indien geborne Söhne des Missionars Scudder in Madras, bisher noch ohne namhaften Erfolg. Sie haben beschlossen, sich mit Heidenschulen in keiner Weise zu befassen.

Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß die nordamerikanischen Missionare, obgleich von Hause aus bekenntnißlos, sich mit Rücksicht auf das Gemeindebedürfniß am Ende dennoch veranlaßt fühlten, ein Bekenntniß für ihre Missionsgemeinden aufzusetzen — eine matte, farblose Umschreibung des in seiner Orginalgestalt als katholische Tradition mit großer Scheu ferngehaltenen apostolischen Glaubensbekenntnisses, verbunden mit einer zum Theil sehr freien Paraphrase der 10 Gebote. Das zweite Gebot z. B. beginnt eben so frei als eigenthümlich: „Ihr sollt keinen Kastenunterschied halten, sondern als Glieder Einer Familie leben!!“ Die Rechtfertigungslehre ist in jener Umschreibung des apostolischen Glaubensbekenntnisses nur im Vorbeigehen angedeutet, die calvinistische Prädestinationslehre in ihrer mildesten Form vorgetragen, und von den Sacramenten wenigstens so viel gelehrt, daß es die Pflicht aller Gläubigen sei, sich selbst und ihre Kinder taufen zu lassen und an dem Nachtmahl des Herrn Theil zu nehmen.

Die heimathliche Gesellschaft hat ihre Missionare, namentlich in Jaffna, je länger je dringlicher von dem Weg der Schule abgemahnt und ihnen den Weg der eigentlichen Predigt als zweckdienlicher anempfohlen. Sie gab ihren ersten Sendboten nach Ostindien die wahrhaft evangelische Weisung mit: „Bei dem Unterricht der Heiden wird es Ihre Pflicht sein, gegen den Aberglauben derselben nicht heftig loszustürmen, sondern sie in der Milde und Sanftmuth Christi der

Wahrheit allmählich näher zu führen. Die Wahrheit, die in Christo Jesu ist, ist mächtig zu verstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebt wider das Erkenntniß Gottes, und gefangen zu nehmen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi." — Bei diesem schriftmäßigen, von innen nach außen gehenden Standpunkte sind nicht alle Missionare des American Board in Ostindien unverrückt verblieben; die Gesellschaft aber schien es zu meiner Zeit noch immer mit der mildern Parthei derselben zu halten; ich weiß wenigstens so viel, daß der Secretär derselben das allzu äußerliche Verfahren der strengern Parthei in Bezug auf die Kastensache als ein „sonderbares" bezeichnen zu müssen glaubte.

Man darf von vornherein erwarten, daß die nordamerikanischen Missionare auch im Tamulenlande neben ihrer evangelischen Thätigkeit die „Enthaltsamkeitssache" als eine besondere Angelegenheit stark betonen und eifrig betreiben werden.

Ihre Stellung dazu spricht sich in folgenden Worten sattsam aus, die ich einer, in einer hiesigen Zeitung auszugsweise abgedruckten Rede entnehme, welche der Missionar Scudder bei der halbjährlichen Versammlung der Madras Teetotal Temperance Society (1850) gehalten hat. Dr. Scudder sagte dabei, dem Berichterstatter zufolge, unter anderm: „Der Trunkenbold sei zu bemitleiden, der mäßige Trinker aber zu verachten u. s. w.; für den mäßigen Trinker sei hier sowohl, als sonst wo gar wenig Hoffnung; er rathe Allen, die gelegentlich ein Glas trinken, über ihre vergangenen Sünden Buße zu thun, und sich der Teetotal Temperance Society flugs anzuschließen; das sei der einzige Weg, sehr schrecklichen Folgen zu entrinnen."

Die von methodistischem Wesen mehr oder minder gefärbte amerikanische Anschauungsweise giebt sich auch in den Berichten der betreffenden Missionare im Tamulenlande hier und da zu erkennen. Von sogenannten „Revivals", die sich unter den stillen, nur in geringem

Grade erregbaren Tamulen allerdings viel anders, als unter den regen und erregungsseligen Nordamerikanern gestalten werden, wird auch hier zu viel geredet. So berichtet Missionar Meigs in Tilipally: „Während der letzten sechs Monate habe ich Vieles erfahren, was mich ermuthigt. Die erste Anzeige von der Gegenwart des Geistes geschah an dem Fest- und Bettage im December vor unsrer Versammlung zu Manepi. Von jener Zeit an schien es, daß das Werk (des heiligen Geistes) in den Gemüthern von mehreren Gemeindegliedern, besonders unter meinen eingebornen Gehülfen, sich vertiefte. Sie zeigten eine größere Anfassung in ihrer Gebets- und Predigtweise.“

Missionar Winslow in Madras, der damals bereits 34 Jahre auf indischem Boden stand, deutete vor einiger Zeit in ziemlich bündiger Weise die Gründe an, warum er und seine Collegen sich in Indien fein ruhig zu verhalten für gut befänden. Das indische Klima will jene „fieberhafte Aufregung, die das Gehirn wüste und junge Leute vor der Zeit alt macht“ durchaus nicht gestatten; denn in Indien „lernt man bald, daß die Nerven ruhen müssen.“

Ein schöner Zug in fast allen nordamerikanischen Missionen ist die verhältnißmäßige Theilnahme der Missionsfrau an dem Missionswerke, daher denn auch die Frauen als Missionsgehülfinnen stets mitgezählt werden. Es hat den Anschein, daß in diesem Sinne die Verheirathung der Missionare von der Gesellschaft selbst gewünscht und gefördert wird; wenigstens finden wir auf den so eben beleuchteten Stationen zu Jaffna, Madura und Madras wohl kaum Einen Missionar, der nicht verheirathet wäre, oder gewesen. Die weibliche Mithülfe ist aber bei der nordamerikanischen Mission in Jaffna deshalb von besonderer Bedeutung, als hier das System der Kostschule eine wichtige Stellung einnimmt. Ohne die weiblichen Kostschulen nämlich würde man dort für die jungen Christen, die auf dem Wege des

Seminars meist einzeln zum Christenthum herüberkommen, in der Regel keine christlichen Frauen finden und so keine Familien bilden können. Aber auch auf dem indischen Festlande ist die Kostschule im Systeme der amerikanischen Mission von mehr als gewöhnlicher Bedeutung. — Einzelne Frauen der nordamerikanischen Missionare suchen sich wohl auch noch unmittelbarer an der Mission zu betheiligen. So geht Frau Scudder in Arcot mit ihrem Manne, der sich zugleich mit der Heilkunst befaßt, zu dem Orte, wo die Arzneien verabreicht werden und läßt sich mit den dahin kommenden Frauen in eine Unterredung ein.

Der American Board, der jährlich 600,000 Rupis einnimmt, bewilligte im Jahre 1847 die ungeheuere Summe von 125,000 Rupien für ihre drei tamulischen Missionen (in Jaffna, Madura und Madras), sah sich aber im folgenden Jahre genöthigt, die Unterhaltungssumme auf 103,000 Rupis herabzusetzen.

Die Mission der Weslejaner.

Die Weslejaner landeten schon im Jahre 1814 auf Ceylon, gründeten aber erst seit dem Jahre 1821 Stationen in dem tamulisch redenden Theile der Insel. Im Jahre 1820 kamen sie von Ceylon herüber nach Nagapatnam, nachdem sie 1817 Madras besetzt hatten.

Nord-Ceylon. Die Statistik lautet nach dem Missions-Register von 1855 so: 4 Hauptstationen: Batticaloa, Trincomalli, Point Pedro und Catarvelli, Jaffna (Wannarponne und Puttur), 4 europäische und 3 eingeborne Missionare; 205 Communicanten, 27 Schulen mit 1173 Kna-

ben und 244 Mädchen. — Es ist nicht klar wie viele der eingebornen Communicanten aus den Heiden gesammelt wurden, da die weslej. Missionare einen Hauptheil, oft den Hauptheil ihrer Thätigkeit allenthalben der englisch redenden Bevölkerung widmen. Der Bericht der Gesellschaft vom Jahre 1850 meldet, daß eine Anzahl unterrichteter heidnischer Tamulen den englischen Abendgottesdienst in der Hauptkapelle zu Jaffna regelmäßig besucht — ein Umstand, der vielleicht „die Fortschritte der Erziehung, die zunehmende Kenntniß der englischen Sprache und den allmählichen Verfall heidnischen Aberglaubens bekundet," —oder aber das große Interesse der Hindus an der englischen Sprache, als dem goldnen Thor zu einträglichen Aemtern, bezeugt.

Die Missionare unterhalten außer mehrern englischen und tamulischen Freischulen für beide Geschlechter eine englische Centralschule, wo, außer Religion, Natur= und andere Wissenschaften gelehrt werden, und eine Art Seminar, wo im Jahre 1849 25 Jünglinge in Kost und Unterricht waren. „In Batticaloa sind, dem Bericht von 1850 zufolge, die Schulen zum großen Theile durch freiwillige Beiträge erhalten worden, und man hat sich allenthalben bemüht, für die allgemeinen Zwecke der Mission örtliche Beihülfe zu erlangen, um so die Anstalten möglichst unabhängig von der Unterstützung der heimathlichen Gesellschaft zu machen." Da die wesleyanischen Missionare, wie oben bemerkt, einen großen Theil ihrer Zeit der europäischen und halbeuropäischen Bevölkerung widmen, so werden ihnen derlei Bemühungen natürlich viel leichter, als den Missionaren anderer Gesellschaften, gelingen. — Missionar Walton in Trincomali bekennt: „Seitdem ich mit dem Volke in engern Verkehr gekommen bin, hat mich die geringe Summe biblischer Kenntnisse unter demselben in Erstaunen gesetzt. Selbst die Knaben, die in unserer Schule erzogen wurden, scheinen sehr bald alles je Gelesene zu vergessen. So muß ich denn in meinen öffentlichen Ansprachen Alle als Kinder behandeln." (Missions=Register für 1854.)

Sämmtliche weslejanische Missionen in Nordceylon stehen unter der Oberleitung des Missionars Griffith zu Jaffna. Diese Stellung nahm vor einigen Jahren der seitdem zur anglikanischen Propaganda übergegangene Percival ein, der auf Ansuchen der Hülfsbibelgesellschaft von Nordceylon sich eine Reihe von Jahren mit der Revision der tamulischen

Bibel beschäftigte. Die „britische und auswärtige Bibelgesellschaft" trat dem Vorschlag ihrer Hülfsgesellschaft in Jaffna bei und bewilligte eine jährliche Summe von 200 Pfd. zum Unterhalt eines Missionars, der ihn, bis zur Vollendung der Revision, vertreten sollte. Schon zu meiner Zeit verließ die Arbeit Percival's, die aus einer Revision eine neue Uebersetzung geworden war, die amerikanische Presse zu Madras. „Sie war," so sagt der weslejanische Bericht, „drei Jahre unter den Händen Percival's gewesen, und zwei Jahre lang hatten die Missionare Percival und Spaulding von Jaffna, der englische Missionar Brotherton, und der weslejanische Missionar Winslow in Madras ihre vereinten Kräfte täglich (Sonntags ausgenommen) der Durchsicht derselben gewidmet. An Genauigkeit, Kürze, Eleganz und ächt tamulischem Styl übertrifft sie, wie man glaubt, alle früheren Versuche bei weitem." Die beiden letztern nach einer Seite hin freilich etwas bedenklichen Prädicate kann man der neuen Uebersetzung theilweise zugestehen; das erstere aber, — und das ist doch das allernächste Erforderniß, — fehlt ihr in so hohem Grade, daß nicht blos die lutherischen, sondern auch die bedeutendsten unter den anglikanischen Missionaren sich dagegen erklären zu müssen glaubten. (Vgl. S. 129.)

Madras. Die Statistik lautet nach dem Missions-Register von 1855 so: 3 Missionare, 1 Hülfsmissionar, 12 unbezahlte Helfer; 166 Communicanten, 200 Schüler, 99 Schülerinnen. — Auch die weslejanischen Missionare in Madras, deren einer, Hodson, die Oberaufsicht über alle weslejanischen Missionen in der Madras-Präsidentschaft führt, widmen der englisch-redenden Bevölkerung einen Theil ihrer Thätigkeit, und suchen besonders auf dem Wege der Schule ihre Gemeindlein aus den Heiden zu sammeln.

An der gewöhnlichen Tagesschule für Heidenkinder, deren sittliche Wirkung meist in der immer wieder verpestenden Atmosphäre des heidnischen Hauses untergeht, ist man schon vor vier bis fünf Jahren irre geworden, und glaubte dagegen seine Aufmerksamkeit der Kostschule zuwenden zu müssen; später drängte sich den Missionaren der Gedanke auf, ob man nicht, statt auf „Elementarschulen für Kinder", seine Hauptkraft lieber auf die Bildung von höhern Schulanstalten für ein höheres Alter richten solle.

Ueber den Stand der eingebornen Gemeinde zu Rayapettah (S. 191) sprach sich ein früherer Bericht zwar mit einer gewissen Offenheit, aber

doch immer noch in zu allgemeinen Ausdrücken aus. „An Verstand und geistlicher Auffassung der Wahrheit in ihrer praktischen Anwendung auf das tägliche Leben sind unsere eingebornen Mitglieder nur Kinder, und in religiösem Genuß (!) stehen sie tief unter dem, was wir für den schriftmäßigen Standpunkt ansehen. In einzelnen Fällen ist das schöne Gold dunkel geworden; das christliche Bekenntniß ist durch den Mangel einer sorgfältigen Inachtnahme der gesunden Grundsätze christlicher Moral verderbt worden." Ich überlasse es meinen Lesern, sich aus diesem, allenfalls auf die allerbesten Gemeinden in der Welt anwendbaren Bericht sich den eigentlichen Bestand aus und zwischen den Zeilen herauszulesen, will jedoch hierbei bemerken, daß die in der Regel verstellungsgeübten Eingebornen, die sehr bald herausfinden, wie sie sich unter gegebenen Verhältnissen zu geberden und wie zu reden haben, diese ihre leidige Kunst zwar gegen alle Missionare ohne Ausnahme auszuüben versuchen, für diese ihre Versuche aber das verhältnißmäßig leichteste Spiel bei den Weslejanern finden, in deren eigenthümlichem Klassensystem 2c. Geberde und Wort mehr zu gelten pflegen, als sie wirklich werth sind. (Vergl. Bd. IV. S. 63.)

Nagapatam und Trivalur. Die Statistik lautet nach dem Missions-Register von 1855 so: 1 Missionar, 1 Gehülfe; 18 Communicanten, 118 Schüler, 12 Schülerinnen. — Während die weslejanischen Missionare in Madras die Heidenpredigt auf das Missionsgehöft, auf die Schulzimmer und auf die benachbarten Häuser beschränken, machten es sich die weslej. Missionare in Nagapatam schon seit längerer Zeit zur Pflicht, von Straße zu Straße und von Haus zu Haus zu gehen, indem sie „das größte Gewicht auf die Verkündigung des Evangeliums unter den erwachsenen Heiden legten, ohne jedoch das heranwachsende Geschlecht zu vernachlässigen." Bei alle dem scheint es mit der Bekehrung nicht recht vorwärts zu gehen.

Einer der dortigen Missionare bemerkte vor einigen Jahren: „Wenn junge Leute in Madras sich zum Christenthum entschließen, so gewähren ihnen die Missionare Schutz und sorgen für ihre Bedürfnisse. Ich will der Kirche die Unterhaltung aller ihrer Glieder nicht empfehlen, aber bei der gegenwärtigen Lage des Christenthums in diesem Theile Indiens möchte es wohl gut sein, wenn wir für diejenigen, die (mit der Kaste) für Christum Alles aufzugeben bereit sind, etwas thun könnten." Derselbe Missionar

hatte, wenn ich nicht irre, mitgestimmt, als auf einer Conferenz seiner Collegen zu Madras im Januar 1851 der Antrag gestellt wurde: „daß das Maaß des Erfolgs, welches die neulichen Bemühungen der südindischen Missionare, die Kaste aus der Kirche auszurotten (S. 101—105), von dieser Versammlung dankbar anerkannt und als einer der Triumphe betrachtet werde, die vereintes Arbeiten und Beten für die christlichen Missionen noch vollenden soll.“

Manargudi und Tritschinopoli. Die Statistik lautet nach dem Missions-Register von 1855 so: 1 Missionar, 5 bezahlte und 2 unbezahlte Gehülfen; 27 Communicanten, 60 Schüler und 80 Schülerinnen. — In Tritschinopoli bieten auch die englischen Regimenter den weslejanischen Missionaren fort und fort ein willkommenes Arbeitsfeld. Das Missions-Register von 1853 meldet von dorther 60, das von 1854 105, und das von 1855 nur 27 Communicanten. Das ist in der That ein Ebben und Fluthen! — Schon der Bericht für 1850 sprach von einer Katechumenenklasse in Manargudi, etwa mittewegs zwischen Nagapatam und Tritschinopoli. Aber noch im Jahre 1854 war der Ort „eine Wüste;“ eine englische Schule mit 20 Knaben schleppte sich mühsam fort.

Bangalore. Die Statistik lautet nach dem Missions-Register von 1855 so: 2 Missionare, 1 bezahlter und 18 unbezahlte Gehülfen; 100 Communicanten, 96 Schüler und 30 Schülerinnen. — Auch in Bangalore, wo sich den Missionaren ein ähnliches Arbeitsfeld unter den englischen Soldaten öffnet, wie zu Tritschinopoli, ein starkes Ebben und Fluthen! Nach dem Missions-Register von 1853 128, nach dem von 1854 86, und nach dem von 1855 wieder 100 Communicanten.

Die Weslejaner lieben es sich in der Nähe der anglikanischen Kirche niederzulassen, wie sie sich denn gern als einen ergänzenden „Anhang“ dazu betrachtet wissen wollen und in diesem Sinne auch zuweilen die englische Liturgie verkürzt gebrauchen. Interessant mit Rücksicht auf diesen Punkt ist die Notiz, die Taylor in seinem „Memorial of the first Century of the Earliest Prot. Missions at Madras“ (Madras 1847) in Bezug auf Nagapatam beiläufig mittheilt. „Missionar Kämmerer in Trankebar hatte im Jahre 1820 an

die Conferenz (in Veperv) geschrieben, daß ein weslej. Missionar damit umginge, sich in Nagapatam niederzulassen, und da so das Recht an die dortige Kirche auf dem Spiele stand, so schrieb Herr Clarke (damals Secretär des Madras-Districtcomité der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß) sogleich an den Collector, der ihn an einen gewissen Herrn Lynch in Madras verwies. Jener Missionar kam von Jaffna herüber, verweilte einige Tage in dem Hause des Collectors, las die Gebete und predigte ex tempore. Der Collector ließ sich sagen, daß die weslej. Gesellschaft sehr ausgedehnt sei und von der anglikanischen Kirche nur wenig abweiche — was ja stets die exoterische Sprache der Weslejaner den andern Gesellschaften gegenüber ist. Es sind Leute, die schnell durchschauen und die Oeffnungen, welche die Kirche Englands bietet, eben so schnell zu benutzen bereit stehen."

Das Ebben und Fluthen in der Zahl der weslejanischen Gemeinden, das in Tritschinopoli und Bangalore besonders hervortritt, erklärt sich schon aus dem Umstand, daß sie zum Theil aus europäischen Soldaten und ähnlichen Leuten, deren Aufenthalt häufigem Wechsel unterliegt, zusammengesetzt sind: wurden doch im Jahre 1850 nicht weniger als 45 Mitglieder von Bangalore auf ferne Militärposten versetzt, und erst neuerlich hat der birmanische Krieg den europäischen Theil der Gemeinde in Tritschinopoli hinweggeführt. Zu diesem äußern Umstand kommt aber noch als zweiter Erklärungsgrund die innere Thatsache, daß die Bande der Gesellschaft nicht so fest als die Bande der Kirche halten: bei den Weslejanern geht ja bekanntlich die Kirche völlig in die Gesellschaft auf. Befinden sich doch auf dem Missionsgebiete unter ihren Mitgliedern häufig auch Ungetaufte, die man so gut wie jedes andere Mitglied der weslejanischen Gesellschaft als „wirkliche Christen" bezeichnet.

In keiner Mission wechseln die Missionare so häufig die Statio-

nen, als bei der weslejanischen. Es scheint Grundsatz der Gesellschaft zu sein, die Missionare von Zeit zu Zeit zu versetzen, und so den Reiz der Neuheit zu erhalten, der für ihr auf menschlicher Persönlichkeit und auf subjectiver Erregung allzu sehr begründetes System von so großer Bedeutung ist und bei der einseitigen Richtung desselben sich doch so bald abnutzt. Man führt in der Regel ein sogenanntes Klassenbuch, worin der Seelenzustand aller Mitglieder verzeichnet wird. Siehe darüber, sowie über manche andere Eigenthümlichkeit, Band IV. S. 63—64.

Ein sehr löblicher Zug der weslejanischen Missionare ist ihr ziemlich allgemeiner Eifer, sich der Sprache des Volkes möglichst zu bemeistern. Ihr ganzes System, dem zufolge sie fort und fort in das innerste Innere des Einzelnen einzudringen suchen, und das daher eine Missionsthätigkeit mittelst Dollmetschung nicht wohl leidet, treibt dazu.

Die schottischen Missionen.

Die schottischen Presbyterianer haben erst seit dem Jahre 1836 einen Missionsposten im Tamulenlande errichtet, und zwar in Madras selbst. Die heimathliche Kirchenspaltung theilte auch hier die vorher einige Mission in zwei gesonderte, in die der schottischen Staats- und in die der sogenannten Freikirche.

Keine Mission widmet sich so ausschließlich dem Schulsystem als die Mission der schottischen Presbyterianer. Die Staatskirche, die gegenwärtig nur vier Arbeiter besoldet, unterhält eine englische Schule,

die dem Missions-Register von 1855 zufolge, von 317 Knaben und 392 Mädchen besucht wird. Die Freikirche, deren Arbeit in Madras durch häufiges Erkranken und Sterben ihrer Missionare in der letzten Zeit vielfach behindert wurde, erstreckt ihre Schulthätigkeit auch über die „schwarze Stadt“ von Madras hinaus nach Triplicane (S. 191), Conjeveram (S. 184 fgg.) und Chingleput. Das Missions-Register von 1855 meldet 2135 Kinder „auf der Liste“ und 1870 „in wirklichem Schulbesuch“. Dabei ist aber die Schule zu Nellore (S. 173), wo bereits Telugu gesprochen wird, mit berücksichtigt.

Die Missionare sprechen sich in ihrem Blatte, dem „Madras Native Herald“, dem man fast allgemein ein starkes Selbstgefühl zum Vorwurf macht, unter dem 20. März 1852 folgendermaßen über die Schulen aus: „Obgleich in allen unsern Schulen der Brahmine und der Pariah (in Folge unseres glücklichen Kampfes mit der Kaste im Jahre 1838) auf derselben Bank nebeneinander sitzen, so darf man doch, um die Fortschritte biblischer Erziehung und die erfolgreiche Wirksamkeit dieser Schulen überhaupt recht zu würdigen, ja nicht vergessen, daß die große Mehrheit der Zöglinge aus den sogenannten ehrenhaften Klassen der Eingebornen stammt. Es ist von Wichtigkeit zu bemerken, daß wir in Einem weg auf den eigentlichen Stapel der eingebornen Bevölkerung in den mittleren und höheren Klassen eingewirkt und uns nicht bloß ihre persönliche Achtung gesichert, sondern auch das Christenthum in solche Kreise eingeführt haben, zu welchen es bisher keinen (?) Zutritt hatte. Man erinnere sich auch, daß alle unsere Schulen an einflußreichen Orten errichtet sind.“

„Unsere Mutter-Anstalt nimmt eine Stellung ein, die ihr zu dem Herzen der eingebornen Bevölkerung in der Schwarzen Stadt mit ihren 3 bis 4000 Einwohnern Zutritt verschafft, und während der letzten 15 Jahre hat das Wort Gottes, gelehrt und gepredigt in ihren Schulräumen und in ihrer Halle, viele Tausende des heranwachsenden

männlichen Geschlechts wie einen Teig durchsäuert, und seit 1843 auch Tausende junger und hoffnungsvoller Hindumädchen von Kaste. So hat sie sich denn in Familien sonst unzugänglicher Klassen einen Weg gebahnt."

„Unsere Zweigschule zu Triplicane hat seit 1841 eine gebieterische Stellung in Bezug auf die muselmännische Bevölkerung (die in T. ihren Mittelpunkt hat) angenommen, und sie ist in der That das einzige wirksame Mittel, das zur Erreichung derselben bisher von irgend einem Missionar in Madras in Anwendung gebracht wurde. Trotz ihrer bigotten Abneigung gegen eine auf das Wort Gottes gegründete englische Erziehung sind viele Hunderte der muhamedanischen Jugend während der letzten 11 Jahre daselbst in dem wahren Heilswege unterrichtet worden, und Tausenden von Hindujünglingen und zuletzt auch einer guten Anzahl von Hindumädchen ist das Evangelium eingeprägt worden.

Unsere Zweigschule zu Conjeveram, so recht im Mittelpunkte einer der ältesten Vesten des brahmanischen Götzenthums, mit ihren vielen Tausend Einwohnern, die zum großen Theil Brahminen sind, hat Hunderte von Knaben, Mädchen und Jünglingen daselbst fühlbar beeinflußt und sie mit den Grundsätzen und Lehren des Evangeliums vertraut gemacht, das an dem Tage Seiner Macht Frucht zu Seiner Ehre bringen wird.

Unsere Schule zu Chinglepút nimmt ebenfalls eine einflußreiche Stellung auf dem Lande ein und ist ein vortrefflicher Mittelpunkt für evangelische Bestrebungen. Viel Licht ist von dort ausgegangen, und mancher Hinduknabe und manches Hindumädchen hat nicht bloß den Vortheil einer Erziehung daselbst genossen, sondern auch tief getrunken aus der Quelle des heiligen Gotteswortes, welches, wie wir hoffen, in nicht Wenigen derselben ein Brunnen lebendigen Wassers werden mag."

So weit der Bericht, auf dessen etwas vollen Ton ich den

Leser wohl kaum aufmerksam zu machen brauche. Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß solche und ähnliche Bestrebungen der Missionare unter den Eingebornen vielen Anklang finden. Die Kenntniß des Englischen ist der Schlüssel zu den hochgepriesenen Bureaustellen mit dem schönen festen Gehalt, und selbst der Krämer, der auf die Taschen der Europäer zu speculiren im Sinne hat, kann sein nicht ganz entbehren, ebenso wenig der Hauptdiener, der in einem europäischen Hause durch oft mehr als hundertprocentigen Gewinn bei den zu machenden Einkäufen und durch gewaltsame Erpressung von dem Gehalte der Unterbedienten, die ganz von ihm abhängen, schnell und leicht zu einem hübschen Vermögen zu gelangen wünscht. Man darf daher nach dem Andrange zu derlei Schulen nicht einmal die Lernbegierde im Allgemeinen, noch viel weniger aber die Lust am Worte Gottes schlechthin abschätzen wollen. Das Christenthum, das meist nur historischer Weise vorgetragen wird, nimmt man (mit sehr seltenen Ausnahmen) nur so mit in den Kauf — weil es nun einmal nicht anders sein kann und soll. Wer die dortigen Verhältnisse wirklich kennt und in gewissen Vorurtheilen nicht ganz erblindet ist, kann daher in den vollen Ton des eben mitgetheilten Berichtes unmöglich ganz einstimmen. Daß aber diese Schulen immerhin auch ihre Bedeutung für die Mission haben können, wer wollte das leugnen? Die Frage ist nur die, ob die schottischen Missionare darin Recht haben, daß die Art und Weise, wie sie die Mission betreiben, die ergiebigste sei oder nicht, oder ob die persönlichen Kräfte und Geldmittel, die für diese Art der Missionsthätigkeit in Anspruch genommen werden, nicht verhältnißmäßig vortheilhafter anderswie in Bewegung gesetzt werden. —

Die Missionare der Freikirche hatten zu meiner Zeit nicht minder als 105 eingeborne Arbeiter für die obengenannten Schulen im Dienste, und die Besoldung derselben belief sich, wenn ich nicht irre, alljährlich auf etwa 15,000 Rupis. Es muß jedoch bemerkt werden,

daß die heimathliche Gesellschaft bloß die Besoldung der europäischen Arbeiter übernimmt und daß mithin die Ausgaben für die Schulen durch besondere Beiträge, hauptsächlich hier im Lande selbst, beschafft werden.

Die lediglich auf dem Wege der Schule gesammelte Gemeinde zählte damals erst einige wenige Glieder (wie viel, habe ich nicht erfahren) und diese hingen wohl fast sämmtlich von der Missionskasse ab. Den männlichen Theil derselben suchte man für das Predigtamt auszubilden. Drei hatten bereits die Ordination empfangen, und eine noch größere Anzahl war in der Vorbereitung dazu begriffen. Die Mädchen-Kostschule liefert den jungen Leuten, die, wie alle Hindus, heirathslustig sind, einigermaßen gebildete Frauen, und der außerordentlich gute Gehalt, der ihnen zu Theil wird, befähigt sie, ein europäisch anständiges Hauswesen einzurichten — mindestens. Es muß sich nun zeigen, wie weit die vorwiegend europäische Bildung, die sie empfangen haben, sie in den Stand setzen wird, sich ordentliche Gemeinden aus den Heiden zu sammeln. Bisher gab es in der freikirchlichen Mission zu Madras wohl mehrere einheimische Pastoren, aber nur eine ganz kleine einheimische Gemeinde. (Vergl. das folg. Kap.)

Mit den Brahminen hatten die schottischen Missionare bis zum Jahre 1852 entschiedenes Unglück. Die drei, die sie gehabt, waren alle wieder gegangen, und der, den man zu noch höherer Ausbildung nach Schottland geschickt hatte, war heirathshalber gar Katholik geworden.

Die dermaligen Missionare der schottischen Freikirche enthielten sich grundsätzlich der Erlernung der Landessprache. Sie gingen darauf aus, mittelst des Englischen einen eingebornen Lehrstand hervorzurufen, der dann an ihrer Statt die Mission unter den Eingebornen führen sollte. „Die englische Bibel," so heißt es im Native Herald (Nr. 29, 1851) „muß ihnen das sein, was das hebräische und griechische Original

und die Vulgata für die Gelehrten zur Zeit der deutschen Reformation waren. Es ist vergebens nach einer vollkommenen Uebersetzung auszuschauen, bis die Eingebornen selbst ...... fähig sind, das h. Original in die Landessprache treu zu übersetzen* ...... Hauptsächlich die englische Bibel ist es, welche die Flamme, die jetzt in manchem jugendlichen Hindubusen aufschlägt, angezündet und genährt hat. In Verbindung mit dieser Sprache haben Bekehrungen stattgefunden, die ganze Gemeinschaften erschüttert und Städte umgekehrt haben. (?)"

Die Missionare der Freikirche, denen die General-Assembly das Recht der Ordination übertragen hat, verpflichten ihre eingebornen Prediger streng auf Lehre und Praxis, Verfassung und Zucht der presbyterianischen Kirche, sowie auch auf den Grundsatz, demzufolge die Lostrennung der Freikirche von der schottischen Staatskirche statt hatte. Sie zählten zu meiner Zeit in Madras nur wenige europäische Glieder. — Ein gewisses englisches Zeitungsblatt schien es sich jedoch zur Pflicht gemacht zu haben, die freikirchlichen Missionare, wo immer sich eine Gelegenheit dazu fand, zu loben oder vielmehr zu lobhudeln. Als Probe stehe hier eine fast an Gotteslästerung streifende Stelle, die zugleich als Beleg dienen kann, wie gewisse Leute am Orte selbst, wo enthusiastische Missions-Anschauungen durch die vorliegende Wirklichkeit sich verhältnißmäßig leicht auf das rechte Maß herabstimmen lassen, durch mehr als übertriebene Lobeserhebungen dem Missionar die große Tugend des „von sich selber mäßiglich Haltens" wesentlich erschweren. Sie lautet: „Ihre Thaten werden einst einen Anhang zur Apostelgeschichte bilden, und mögen dann die nicht inspirirte Apostelgeschichte der freikirchlichen Missionare in Madras genannt werden."

---

* Wenn diese Missionare ordentlich tamulisch verständen, so würden sie vielleicht zu der Ueberzeugung kommen, daß die tamulische Bibelübersetzung des Fabricius kaum minder treu als die englische ist.

So viel ist übrigens sicher: was die schottischen Missionare einmal als das Richtige erkannt zu haben glauben, das suchen sie mit großer Liebe und mit eiserner Beharrlichkeit durchzuführen. Dieses Lob, das selbstverständlich auch seine Kehrseite hat, kann ihnen selbst der entschiedenste Gegner, dafern er gerecht sein will, nicht vorenthalten.

Die lutherische Mission zu Leipzig.

In demselben Jahre, in welchem Rottler, der letzte dänisch-hallesche Missionar in Madras vom alten Stamme, aber nicht mehr vom alten Kern, mit Tode abging, 1836 nämlich, thaten sich in Dresden mehrere bisher mit Basel verbundene Missionsvereine des In- und Auslandes zu einer selbständig aussendenden Gesellschaft im Sinne der evangelisch-lutherischen Kirche zusammen, die im Jahre 1848, hauptsächlich im Hinblick auf die dortige Universität, ihren Schwerpunkt nach Leipzig verlegte. Sie richtete schon im Jahre 1840 ihr Hauptaugenmerk auf das Missionsfeld der lutherischen Kirche im Tamulenlande, indem sie, mit Billigung des Missionscollegiums in Kopenhagen, dem letzten dänischen Pastor Kundsen (S. 214) in Trankebar einen Missionar zur Seite stellte. Zwei andere folgten demselben in kurzen Zwischenräumen nach.

Leider waren die dänischen Verhältnisse in Trankebar, weil allzu hemmend und beengend, keineswegs sehr geeignet, der alten Mission, die, von Kopenhagen und Halle, fast ganz verlassen, für eine lange Reihe von Jahren so gut wie brach gelegen, zu neuer Blüthe zu ver-

helfen; einige der Missionare sahen sich daher schon nach einem günstigern Arbeitsfelde um, als im Jahre 1845 die dänische Besitzung Trankebar an die Engländer verkauft wurde und somit ein neuer Hoffnungsstern für die dortige Mission aufging. Die Gemeinden, Kirchen und Schulen waren nach dem Abgange des letzten dänischen Caplans daselbst provisorisch bereits an Missionar Cordes übergeben worden; das übrige dänische Missions-Eigenthum folgte im October 1849, auf Grund eines von der heimathlichen Gesellschaft mit dem dänischen Missionscollegium abgeschlossenen Vertrags.

Um dieselbe Zeit, als die Dänen ihr Besitzthum zu Trankebar an die Engländer verkauften, erweiterte sich das trankebarische Missionsfeld durch Uebernahme des von der englischen Kirche verlassenen Mayaveram (Bd. IV, S. 86 fg.). Englische Missionsfreunde nämlich, denen der Zustand des so gut wie aufgegebenen Mayaveram-Gemeindleins zu Herzen ging, erstanden die dortigen Missionsgrundstücke und schenkten sie der lutherischen Missionsgesellschaft mit dem Beding, daß dieselbe einen Missionar in Mayaveram unterhalte. Eine fernere Erweiterung trat bald darauf ein, als die Amerikaner, weil es ihnen an Arbeitskräften gebrach, der lutherischen Missionsgesellschaft eines ihrer bisherigen Arbeitsfelder im Gebiete des Tondiman von Puducottah (Bd. IV, S. 235 fg.) übertrugen. (1848.) In demselbem Jahre suchte der Theil der Vepery-Gemeinde zu Madras, der in Folge des Kastenstreites eine unabhängige Gemeinde für sich gebildet hatte, um Wiederanschluß an die lutherische Mutter-Kirche nach und wurde nach längeren Verhandlungen im October desselben Jahres aufgenommen. (S. 102.) Im Jahre 1850 vereinigten sich auch mehrere früher lutherische, später aber an die englische Kirche überlieferte Christen zu Tritschinopoli mit der alten Mutter-Kirche, und im folgenden Jahre folgte dem Beispiel derselben eine Anzahl von Christen in der Umgegend von Tritschinopoli, in und um Tanjore. Um die Mitte

von 1852 endlich verbanden sich an hundert Pariah-Christen zu Manikkramam bei Trankebar, denen ihr anglikanischer Missionar die Verheirathung mit lutherischen Christen auf alle Weise zu erschweren gesucht hatte, aufs Neue mit der lutherischen Mission. Ein Gleiches thaten schon kurz vorher etwa 70 Sudrachristen zu Ammenpöttei und Tiruwiselur an der Nordseite des Cavery, die durch Aufgabe von Combaconum seitens der Londoner Mission (S. 244 bis 245) hirtenlos geworden waren.

Ich gebe nun vor allen Dingen die allgemeine Statistik für das Jahr 1854: 8 Missionare, 2 einheimische Candidaten des Predigtamts, 21 Katecheten, 3 Diaconen, 16 Leser, 39 Schullehrer, 11 andere Kirchendiener, 3895 Gemeindeglieder an 129 Orten, 34 Schulen mit 915 Kindern, unter welchen nicht mehr als 401 lutherische sich befanden.

Trankebar. (Bd. IV, S. 14 fgg.) 2 Missionare, 3 Katechumenen, 10 Schullehrer, 600 Gemeindeglieder an 130 Orten, 7 Schulen mit 186 Kindern. Die Hauptplätze der über 13 Ortschaften ziemlich dünn verstreuten Gemeinde sind Velipaleiam (Bd. IV, S. 31), wo etwa die Hälfte haust, Sandirapadi (Bd. IV, S. 26) und Peria Manikapangu (Bd. IV, S. 30.) Den Hauptstock der Gemeinden bilden die Pariahs; die Sudras sitzen hauptsächlich an den als Hauptplätze so eben genannten Orten. Zu meiner Zeit besaßen nur Einige derselben ein kleines Eigenthum an Land, und darunter bloß Einer ein etwas ansehnliches und schuldenfreies. Einer der Sudrachristen war dänischer Archivar, Einer Handlungsdiener, Einer Schlächter und Einer Maurer. Etwa 16 unter den im Ganzen 42 Sudrafamilien gehörten zu den Padeiatschi's (Bd. IV, S. 30), — meist arme und verschuldete Ackerbauer. Die Pariahs, in mehr als 100 Familien, deren Hauptmasse in Velipaleiam wohnt, nährten sich, wie auch mehrere der Sudras, als Diener, Knechte, Tagelöhner — oder Bettler. Einer jedoch hatte sich zu einer Art Handlungsagent emporgeschwungen.

Das Seminar, das, 1842 gestiftet, gegen Ende 1849 von Poreiar

nach Trankebar verlegt und mit der „englischen Schule“ daselbst vereinigt wurde, verfolgt etwa den Zweck einer deutschen Bürgerschule und giebt zugleich eine Pflanzschule für Schullehrer, Leser, Katecheten — und Pastoren ab: es ist nämlich eine theologische Klasse damit verbunden. Ein Candidat des Predigtamts ist neben mehrern Schullehrern, Katecheten und Lesern aus diesem Seminar bis jetzt hervorgegangen. Die Gesellschaft beabsichtigt die Anstellung eines dazu besonders vorgebildeten Mannes, der seine Kraft ausschließlich dieser Anstalt widmen soll, indem die Hebung derselben eine bessere Zukunft der lutherischen Mission unter den Tamulen so wesentlich bedingt. Sie steht gegenwärtig unter der Leitung des Miss. Cordes. (Bd. IV, S. 22—23.)

Tirumenjanam. (Bd. IV, S. 32.) 1 Missionar, 1 einheimischer Candidat des Predigtamts, 2 Katecheten, 3 Leser, 2 Schullehrer; 400 Glieder der tamulischen und 50 Glieder der portugiesischen Gemeinde an 26 Orten, 2 Schulen mit 59 Kindern. — Die Gemeinde von Tirumenjanam ist noch dünner gesäet, als die von Trankebar, denn an und für sich schwächer, breitet sie sich über noch mehr und noch fernere Ortschaften — nordwärts bis Caverypatnam — (Bd. IV, S. 36) aus. Diese örtliche Zersplitterung nimmt natürlich ein größeres Maaß von Arbeitskräften in Anspruch, als bei größerer Verdichtung derselben nöthig sein würde. Dazu kommt der Uebelstand, daß der betreffende Missionar seinen ständigen Aufenthalt nicht in Tirumenjanam, sondern in Trankebar hat. So sind denn jene Christen allzu sehr an die seelsorgerliche Pflege der Katecheten und Leser gewiesen, die fort und fort die Runde machen. Da die Gemeinde erst seit 1848 von Poreiar aus, und zwar aus den allerärmsten und verkommensten, meist leibeigenen Pariahs gesammelt wurde (Bd. IV, S. 106), so wird es um so weniger befremden, daß die Zahl derselben, hauptsächlich in Folge von allerlei Plackereien seitens der heidnischen Herrschaften, bisher sehr geschwankt hat.

Zu meiner Zeit gab es auf diesem ganzen Gebiete nur eine einzige stehende Elementarschule, und zwar in Tirumenjanam selbst. Sie wurde vorwiegend von Heidenkindern benutzt. Zwei Lehrer aber wanderten in den Christendörfern umher und unterwiesen die Christenkinder ganz einfach auf dem Wege des Vorsagens und Nachsprechens im Allerwichtigsten — in Katechismus und in biblischer Geschichte. Leider konnten sie

der lieben Jugend oft gar nicht habhaft werden, weil diese von den sehr armen Aeltern auf Arbeit geschickt wird.

Unter Missionar Apelt, der die Leitung von Tirumenjanam hat, steht zugleich ein portugiesisches Gemeindlein zu Trankebar: meist arme pensionirte Wittwen aus der dänischen Zeit.

Poreiar (Bd. IV, S. 27—28) mit Puthenur: 1 Missionar, 3 Katecheten, 2 Leser, 12 Schullehrer; 1038 Gemeindeglieder, 10 Schulen mit 287 Kindern. — Die Gemeinde Poreiar ist die stärkste in dem ehemaligen Gebiet der Dänen. Die Sudras, zu meiner Zeit über ein Drittel, hausten hauptsächlich in dem ebengenannten Orte und in dem benachbarten Mettupaleiam (IV, 28); die Pariahs dagegen in dem Pareitscheri (=Pariahdorf) zu Itschiladi (IV, 28—29), Mottu=Pareitscheri und Kumilentidel. Die Christen in Kottupaleiam waren meist Kuraver (IV, 185—187). 22 der Sudras standen im Dienste der Mission, 3—4 im Dienste der Europäer, 3 Familien lebten von Pensionen, 12 bauten den Acker, einige davon als Grundeigenthümer. 2 Familien trieben das Färber=, 2 das Weberhandwerk; einige lebten als Knechte und Tagelöhner bei Bauern. Etwa 16 Familien aber waren ohne alle Beschäftigung. Die Zahl der meist leibeigenen Pariah=Familien, denen der Missionar eine kleine Beihülfe an Geld gewährte, war ungefähr 40, die Zahl derer aber, die gelegentlich ein Stück Zeug erhielten, noch größer. 31 Knaben empfingen für den Zweck des Schulbesuchs eine regelmäßige, wenn auch sehr kleine Unterstützung; dennoch kamen 60 schulfähige Kinder nie zur Schule, weil sie, wie die Aeltern sagten, mit Viehhüten etwas verdienen mußten.

Die Gemeinde zu Puthenur (IV, 35), die etwa um dieselbe Zeit, wie die zu Tirumenjanam, von Poreiar aus gesammelt wurde, (IV, 106) besteht fast aus lauter leibeignen Pariahs von großer Armuth. Im Jahre 1854 kamen in Poreiar nicht minder als 269, in Puthenur aber 160 Seelen aus den Heiden dazu.

Mayaveram. (IV, 86 fgg.) 2 Missionare, 1 Katechet, 5 Leser, 1 Schullehrer; 395 Gemeindeglieder an 28 Orten, 2 Schulen mit 30 Kindern. — Als Missionar Ochs im Februar 1845 die Mission zu Mayaveram übernahm, zählte die Gemeinde nur 38, im Jahre 1851 aber bereits 180 Seelen. Davon waren 110 Pariahs in 38 Familien, darunter

24 Hausbesitzer. 6 Familienväter standen im Dienste der Mission, 2 hatten ein Amt beim Magistrate, 4 waren englische Privat-Schullehrer, 3 Diener in Familien, die Uebrigen Taglöhner und Feldarbeiter. — Seitdem hat sich die Gemeinde bedeutend gemehrt. Die Christen in Ammenpöttei und Tiruwiselur (S. 280), durchgängig Sudra's, sind eine Art Unterpächter, die viel Zwiebeln bauen und verkaufen.

Die zu Mayaveram gehörigen Christen verbreiten sich gleichfalls über viele, zum Theil sehr ferne Ortschaften. Die weiteste ist Vettelur, 20 englische Meilen von Mayaveram.

Missionar Ochs unterhält auch eine Anstalt für verwaiste, verlassene und verwahrloste Heidenkinder. Darunter sind auch gekaufte. Es werden dort nämlich öfters „Säuglinge und sonst ganz junge Kinder zum Verkauf angeboten. Dieser Menschenhandel hat mehrere Ursachen; sie lassen sich aber nicht öffentlich besprechen. Aberglaube, Furcht vor Schande und — Noth: das sind jedenfalls die allgemeinen Triebfedern, die zum Verkauf der armen Geschöpfe spornen. Die Tempeldirnen machen gewöhnlich die Käuferinnen. Diese nehmen am liebsten Mädchen, weil sie die zu ihrem schändlichen Gewerbe erziehen können. Der Preis für ein solches Geschöpf ist zwei, höchstens vier Rup. Man bietet und handelt dabei wie um ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird." Das so eben vollendete Haus für diesen Zweck faßt hundert.

Tritschinopoli (S. 72; Bd. IV, 8. 76) mit Tanjore (Bd. IV, S. 11. 226) und Puducottah (Bd. IV, S. 235). 1 Missionar, 1 einheimischer Candidat des Predigtamts, 6 Katecheten, 6 Leser, 10 Schullehrer, 590 Gemeindeglieder an 32 Orten, 10 Schulen mit 288 Kindern. — Der betreffende Missionar, Schwarz, hat seinen ständigen Aufenthalt in Tritschinopoli, das mit den beiden andern Hauptorten dieser Mission (Tanjore und Puducottah) ein ziemlich gleichseitiges Dreieck bildet, indem von Tanjore nach Tritschinopoli, über Vellam (Bd. IV, S. 229) 37 englische Meilen, ebenso viele von Tritschinopoli nach Puducottah, und von da nach Tanjore 38 sind. Die beiden äußersten Punkte dieses Arbeitskreises waren zu meiner Zeit Nedunkudi im Süden und Mottupatti im Norden, zwei Orte, die in ziemlich gerader Richtung 70 engl. Meilen von einander liegen. Die Christen in und um Puducottah gehörten damals, mit Ausnahme einer Pariah-Familie, sämmtlich

den Sudras zu, und zwar den Kallern (Bd. IV, S. 178); sie nährten sich von Arbeit um Tagelohn. Auch die zu Tanjore und Tritschinopoli rühmten sich, und zwar ohne Ausnahme, der Sudra-Abkunft. — Unter den zu Tanjore gehörigen Christen, die alle des Grundbesitzes entbehrten, hatte Einer eine Anstellung am königlichen Hofe, ein Anderer war Gerichtsschreiber, Drei Gerichtsdiener. Die mit Tritschinopoli verbundenen Christen hatten 4 Grundbesitzer, einen Goldschmid und einen Buchdrucker unter sich; viele derselben nährten sich als Unterbauern und Tagelöhner.

Madras (S. 101 fgg.) und Sadras (S. 194 fgg.). 2 Missionare, 6 Katecheten, 4 Schullehrer; 780 Gemeindeglieder an 11 Orten, 3 Schulen mit 65 Kindern. — Diese Mission hat von allen die weiteste Ausdehnung: sie erstreckt sich von Madras über Sadras und Pondichery an der Küste bis Cudelur hinab. Missionar Kremmer, unter dessen Leitung sie steht, hat daher von Madras aus, wo sich der Hauptstock der dazu gehörigen Christen befindet, viel zu reisen. Die Gemeinde zu Vepery (richtiger Pursevaukum), die weitaus zahlreichste in der ganzen dortigen Mission, hatte zu meiner Zeit 9—11 Buchbinder, 7 in Druckereien Angestellte und 12 Schreiber in Privat- und öffentlichen Büreaus aufzuweisen. Die Meisten waren, von andern Orten der Nahrung halber eingewandert, irgendwie von europäischem Solde abhängig. Mit Ausnahme mehrerer Wittwen, die sich meist mit dem Backen von Reiskuchen durchbrachten, gab es fast gar keine Einzelstehende unter ihnen. Die ganze Gemeinde war wesentlich eine Sudra-Gemeinde, doch hatten sich in der neuern Zeit etwa 25 Pariahs dazu gefunden. — Die Christen zu Chintatripettei, einer andern Vorstadt von Madras, freie Pariahs, nährten sich kümmerlich mit Lasttragen; drei Ostindier, die sich mit Pariah-Frauen verheirathet hatten, lebten unter ihnen, der eine als Pferdearzt, der andere als Schullehrer, der dritte als Schuhmacher. — Das Gemeindlein zu Tukkanampakkam (eine Tagereise westlich von Pondichery) bestand — und besteht wohl noch — aus solchen Pariahs, die bei Sudra-Grundbesitzern tagelöhnern und daneben ein Stücklein eignen Grundes und Bodens bebauen, was ihnen bei dem herrschenden System der Regierung, die Abgaben zur Zeit der Ernte in baarem Geld und zwar ohne Rücksicht auf die Art der Ernte zu erheben, gar viel Noth macht und sie auf dem Wege der Verschuldung immer mehr in die Botmäßigkeit ihrer Herrn bringt, die für

sie nöthigenfalls eintreten. — Die Christen zu Sadras, wo seit einiger Zeit Missionar Baierlein sich auf seine Wirksamkeit unter den Tamulen vorbereitet, waren damals — bis auf Einen Leibeigenen im Dienste eines Sudra — lauter arme Flußfischer (S. 196). Später ist auch ein „Bogenschütze“, Mitglied eines in den Wäldern hausenden und von Wild und Wurzeln lebenden Stammes, dazugekommen, und mit ihm ein Sudra, der erste in dieser Pariah-Gemeinde. — Das Gemeindlein in Pondichery besteht aus Pariahs und Portugiesen, die der Lebensunterhalt von Trankebar dahin gezogen hat.

In Sadras sowohl als in Madras ist neuerlichst auch eine Armenschule entstanden.

Der Zuwachs aus den Heiden hat sich je länger je mehr gesteigert, im letzten Jahresabschnitte bis auf 723, wozu freilich Hunger und Seuche im Sinne von Jes. 26, 16 mitwirkten. Er kommt jetzt meist noch aus den untersten Volksschichten; in der ältern lutherischen Mission waren die Mittelklassen verhältnißmäßig stärker vertreten.

Der Schulbesuch, den kein Polizeizwang fördert, ist noch lange nicht was er sein sollte; waren doch unter den 915 Schülern im Jahre 1854 nur 401 Gemeindekinder, bei einer Gesammtzahl von 3895 Seelen. Das weibliche Element aber steht zu dem männlichen auch in gar keinem Verhältniß. Nur die tiefe Armuth des größeren Theils der Gemeinden, die, wenn auch noch so kleine Nebenverdienste durch die Kinder nöthig oder wünschenswerth macht, kann den geringen Schulbesuch seitens der Knaben in etwas entschuldigen. Man sinnt ernstlich auf Abhülfe, zumal die Haupthoffnung der Mission auf dem heranwachsenden Geschlechte ruht. Die Heranbildung besserer Schullehrer ist ein dringendes Bedürfniß; zur Gründung eines einheimischen Pastorats sind nur eben die ersten vorbereitenden Schritte geschehen. Man ist auch in dieser Beziehung noch nicht wieder da angekommen, wo die kirchliche Entwickelung durch den zwischeneinkommenden Matt- und Unglauben abgebrochen wurde. Kleine Anfänge zum kirchlichen

Selbstunterhalt der Gemeinden liegen vor, besonders in Madras, wo die Gemeinde im vorigen Jahre an 400 Rupis, und in Mayaveram, wo sie über 150 Rupis hersteuerte. Eben geht man damit um, eine allgemeine Gemeindebeisteuer und in Verbindung damit allenthalben eine Art Diaconat einzuführen, wie es in Madras bereits besteht.

In den letzten Jahren gingen von einigen Orten Gesuche um Einführung einer bessern Ordnung in Bezug auf Ehe und Gemeindezucht an die Conferenz in Trankebar ein. Schon 1853 kam eine Wittwenstiftung für die einheimischen Missions- und Kirchendiener aus deren eignen Mitteln zu Stande, und eine Kirchen- und Visitationsordnung war im Werke. Das „Collegium der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig" sucht mit Ernst einen tüchtigen Theologen, dem sie das Amt eines Missionspropstes in Trankebar anvertrauen könnte. Einstweilen hat die Gesammt-Conferenz der Missionare, an deren Spitze seit kurzem ein ständiger Präses als primus inter pares steht, die unmittelbare Leitung der dortigen Mission in Händen.

Eine literarische Thätigkeit der lutherischen Mission für Ostindien hat begonnen; so wurde erst unlängst die Uebersetzung der Augsburgischen Confession ins Tamulische von Missionar Cordes zu Trankebar in Angriff genommen. Die unter meiner Leitung zu Leipzig neuerdings errichtete tamulische Presse ist eben mit dem Wiederabdruck der Ziegenbalgschen „Theologie", einer Art populärer Glaubenslehre, beschäftigt, nachdem sie den zweiten Band meiner „Bibliotheca Tamulica" (Bd. IV, S. 330, Anm. 86) vollendet hat. Der Zweck der letztern ist, das Studium der tamulischen Literatur dem christlichen Sendboten auf dem Wege der Uebersetzung und Erläuterung zu erleichtern. Die Bestimmungsgründe für die Setzung dieses Zweckes habe ich anderswo in den folgenden Worten angegeben: „Das Studium der Literatur eines Volkes ist die eigentliche Ringschule für eine geschickte

Handhabung des Redeschwertes; dort lernt man die treffendsten Ausdrücke, Wendungen, Redensarten, Vergleiche und Bilder kennen. Wie arm und hölzern würde selbst die Sprache des heimathlichen Pastoren auf der Kanzel sein, wenn er nie etwas Deutsches außer Bibel, Gesangbuch und Katechismus gelesen hätte! Und doch — in welcher heidnischen Sprache giebt es eine so klassische Bibel, Gesangbuch und Katechismus, als in der deutschen? Das aber ist nur die formelle Seite der Sache. Der Missionar hat an der Kenntniß der Literatur des Volkes, unter welchem er arbeitet, auch ein materielles Interesse. Dort findet sich der Geist des Volkes krystallisirt; dort lassen sich die herrschenden Gedanken und Neigungen belauschen; dort liegen die Volksirrthümer klar gesponnen an der Sonnen, — und dort zeigen sich auch am deutlichsten die „rothen Fäden“ der Wahrheit, die selbst das lügenhafteste Heidenthum durchziehen und dem Boten des Evangeliums willkommene Anknüpfungspunkte gewähren. Wie könnte sich ein Missionar alle diese Vortheile entgehen lassen, die das Studium des betreffenden Schriftenthums bietet, zumal wenn ihm etwa die besondere Aufgabe geworden ist, für die Zwecke der Mission in irgend einer Weise auch literarisch zu wirken. Und nun noch ein Punkt, der von der größten Bedeutung ist. Der Missionar, der sich mit der Literatur des Volkes, welchem er seine Kräfte widmet, vertraut macht, ist nicht bloß in den geistigen Bollwerken desselben zu Hause, kennt nicht bloß deren schwächste Punkte und weiß, wohin und wie er das Geschütz des göttlichen Wortes zu richten hat; — man ist auch im Ganzen viel williger, sich von ihm aufs Korn nehmen und treffen zu lassen, als von Jemandem, der mit den geistigen Erzeugnissen des Volks unbekannt ist. Unter den eigentlich Gebildeten vollends wird ein irgendwie bedeutendes Wirken anders kaum möglich sein. Nicht als ob es dabei auf ein eigentliches Disputiren abgesehen wäre. Der Missionar wird das eher zu meiden, als herbeizuführen haben, indem

sehr selten etwas Rechts dabei herauskommt. Das aber wird allemal von Vortheil sein, wenn der Bote des Evangeliums sich mit den Volks-Irrthümern und mit deren Scheingründen vollkommen vertraut zeigt. Einem so Gewappneten wird man eben das Disputiren am allerliebsten ersparen, und Niemand kann ihm zurufen: Studire erst unsre heiligen Bücher und komm dann wieder! Man wird ihm das Recht, sich zu einem Lehrer der Unwissenden aufzuwerfen, nicht leicht bestreiten."

Die Vortheile, welche die lutherische Mission vor allen übrigen protestantischen Missionen im Tamulenlande voraus hat, sind, wenn ich sie kurz andeuten soll: das Alter, das dem Hindu weit mehr gilt, als irgend einem andern Volke; das hohe Ansehen der alten lutherischen Missionare, deren einige fast als „Heilige" gelten; die auf das reine Wort der Schrift und auf gesunde Geschichtsanschauung gegründete Missionspraxis; die treuinnige Bibelübersetzung von den Vätern her; der kindliche Katechismus, die „herzschmelzenden" Lieder und die herzinnigen Andachtsbücher der lutherischen Kirche.

Allgemeine Würdigung der protestantischen Missionen im Tamulenlande.

Bei einer mit der Jubelfeier der Propagation-Society verbundenen Versammlung von Missionaren und Missionsfreunden in der Banquethalle zu Madras sprach Reverend A. B. Symonds, Secretär des Diöcesan-Comités, Vorsteher eines theologischen Seminars der vorerwähnten Gesellschaft in Madras und Herausgeber des Madras Quarterly Missionary Journal für die P. S., folgende beachtenswerthe

Worte: „Ich halte auf Seiten der Missionsfreunde nichts für wichtiger, als ein nüchternes Urtheil. Gefärbte und übertriebene Berichte haben der Missionssache ohne Zweifel viel Schaden gethan. Wir alle sind muthmaßlicher Weise bisher zu langsam gewesen, unsere fehlgeschlagenen Versuche eben so offen darzulegen, als unsere gelungenen. Was mich selbst anlangt, so begehre ich nichts weiter als einen heiligen Muth zu berichten, worin wir gefehlt haben und worin es uns fehlgegangen ist. Die Missionssache bedarf der Romanze und der Aufregung nicht, und wer dazu dennoch seine Zuflucht nimmt, der kann sicher darauf rechnen, der Mission zu schaden."

Merkwürdig in der That, daß diese offene Aussprache ein öffentliches Zeichen des Beifalls in jener Versammlung von Missionaren und Missionsfreunden nicht geerntet zu haben scheint, und zwar um so merkwürdiger, als eben dieselbe Versammlung, der englischen Sitte treu, ihren Beifall bei minder gediegenen Schlagstellen anderer Redner recht wohl zu äußern wußte. Nun was auch immer der Grund des Stillschweigens, womit dieses ehrliche Bekenntniß hingenommen wurde, gewesen sein mag, die ausgesprochene Wahrheit ist darum nicht minder wahr und es kann daher nur zum wohlverstandenen Besten der Missionssache dienen, wenn wir die Frage „Was ist nun im Laufe der 150 Jahre von sämmtlichen protestantischen Missionen im Tamulenlande mit Gottes Hülfe erreicht worden?" mit nüchternem Ernst zu beantworten suchen.

Es ist außerordentlich schwer, die Zahl der mit den einzelnen protestantischen Missionen verbundenen eingebornen Christen mit einiger Genauigkeit anzugeben, und zwar großen Theils in Folge der abweichenden Kunstsprache, wie sie in den verschiedenen Missionen gänge und gebe ist. Einer Wahrscheinlichkeitsberechnung zufolge dürfte jedoch die Zahl der Getauften sich auf 40,000 belaufen. Nehmen wir die runde Summe von 50,000, und veranschlagen wir die Bevölkerung

des Tamulenlandes (die Tamulen in Süd-Travancore und Nord-Ceylon mit eingerechnet) auf 11 Millionen, so steht die Zahl der protestantischen Christen zu dieser Volksmasse wie 1 zu 220.

Natürlich ist diese christliche Bevölkerung nicht gleichmäßig über das Land vertheilt. Da wo die alten lutherischen Missionare den ersten Grund gelegt haben, finden wir eine stetiger zusammenhangende christliche Bevölkerung, während die christlichen Elemente anderwärts mehr oder minder sporadisch vorkommen. Dazu tritt eine innere Zerklüftung der einzelnen Gruppen durch ihre verschiedentliche kirchliche und missionsgesellschaftliche Zugehörigkeit. Die geographisch und kirchlich zusammenhängendsten Massen christlicher Bevölkerung finden wir in den (gegenwärtig anglikanischen) Missionen in Tinnevelly und in den (lutherisch gebliebenen) Missionen zu Trankebar, und zwar stehen die beiden anglikanischen Missionen in Tinnevelly, die nur gesellschaftlich, aber nicht kirchlich von einander geschieden sind, in dieser Beziehung oben an. An sie ist, wenn nicht das beste, so doch eines der besten Stücke unseres altväterlichen Erbtheils übergegangen, und sie erfreuen sich als vollkirchliche Missionen des festesten Organismus.

Die bürgerliche Stellung der protestantischen Bevölkerung des Tamulenlandes anlangend, so haben wir schon früher gesehen, daß die Hauptmasse derselben den Kasten entstammt, die ein wenig über oder unter den letzten Sprossen der bürgerlichen Stufenleiter stehen. Fügt man noch dazu, daß — mit Ausnahme etwa der Schanars in Tinnevelly und eines Theils der Christen an den übrigen Arbeitsstätten der alten lutherischen Mission — sich nur eine geringe Anzahl von Grundbesitzern unter ihnen findet, und daß der Grundbesitz der Schanars selbst in der Regel ein sehr dürftiger, zersplitterter und verkümmerter ist, so begreift sich leicht, daß die bürgerliche Stellung der protestantischen Christen im Tamulenlande sich im Allgemeinen ziemlich niedrig hält.

Die alten lutherischen Missionare ließen es sich ganz besonders angelegen sein, ihre Bekehrten auch im bürgerlichen Leben zu heben. Man schulte nicht bloß die Jugend nach Kräften, sondern bildete auch eine gemeinschaftlich zu verwaltende Vorschußkasse für diejenigen Erwachsenen, die Lust und Trieb hatten etwas Ordentliches anzufangen und die doch die Mittel dazu nicht besaßen. So sind viele ursprünglich arme und verwahrloste Christen mit der Zeit heraufgekommen. Die anglikanischen Missionare in Tinnevelly treten in dieser Beziehung mehr oder weniger in die Fußtapfen ihrer lutherischen Vorgänger, und das muß ihnen natürlich um so leichter werden, als es ihnen an den dazu gehörigen äußeren Mitteln nicht fehlt. Dazu kommt ihnen der Umstand trefflich zu statten, daß die Schanars als Palmenbauer, wenn auch im Allgemeinen arm, doch an den Grund und Boden gebunden sind und nicht in ungewohnte und ungewisse Sphären der Beschäftigung mit Gewalt eingeschoben und darin eingeübt zu werden brauchen. Die mißlichere Art, den Bekehrten im äußern Leben fortzuhelfen, ist offenbar die, sie bei den mit der Mission verbundenen Anstalten in Dienst und Sold zu nehmen; denn abgesehen davon, daß dieses Mittel des Zwecks zum Theil verfehlt, indem so die Neubekehrten doch immer keine rechte Stellung unter ihrem Volke erlangen, so ist es in sich selbst so beschränkt, daß es nur in sehr geringem Umfang angewendet werden kann, und dazu oft von ungewisser Dauer. Die allermißlichste Weise aber, armen Neubekehrten fortzuhelfen, ist die systematische Almosenvertheilung. „Nichts," sagt der obenerwähnte Herausgeber des M. Q. M. J. mit Recht, „nichts erfordert mehr Vorsicht und Urtheil, als das Bestreben wohl zu thun. Der Mangel dieser Eigenschaft hat das Wohlwollen mancher wohlmeinender Christen in diesem Lande mehr zu einem Fluche, als zu einem Segen gemacht." Trotzdem kann Niemand läugnen, daß (allgemein geredet) das Christenthum die eingebornen Christen des Tamulenlandes auch in ihrer bürgerlichen Stel-

lung allmählig gehoben hat, und mehr oder minder noch fortwährend hebt.

Ueber den religiös-sittlichen Stand der christlichen Gemeinden spricht sich derselbe Theolog, der als Herausgeber eines öffentlichen Blattes in Madras die nüchternste Anschauungsweise vertritt, folgendermaßen aus: „Ich erkühne mich zu sagen, daß die hiesigen eingebornen Gemeinden eine eben so scharfe Prüfung, als irgend eine europäische Gemeinde auszuhalten im Stande sind. Ich bitte, irgend eine europäische Gemeinde herzunehmen und zu sagen, ob nur ein Drittel derselben wahre Christen sind. Und warum sollte denn an Hindugemeinden ein strengerer Maßstab gelegt werden, als an unsre eignen? Ich erkläre feierlich meine Ueberzeugung dahin, daß das Werk, das jetzt in unsern Hindugemeinden vor sich geht, ein ebenso wirkliches und ächtes Werk ist, als irgend eines in irgend einer Gemeinde Englands. Mir fehlte es, die Wahrheit in dieser Beziehung kennen zu lernen, nicht an Gelegenheit; ich spreche deshalb ohne Bedenken. Hatte ich doch die Pflicht und Freude, fast alle Missionsposten im südlichen Indien zu besuchen. Ich habe die Gemeinden versammelt gesehen; ich habe ihre Regelmäßigkeit wahrgenommen und erkläre nun, daß europäische Gemeinden durch die Ordnung, die in den eingebornen Gemeinden herrscht, wohl beschämt werden könnten."

Dieses Urtheil ist theilweise wohl nüchtern, stellt aber den wahren Bestand doch immer nicht treu genug vor Augen. Viele Missionsfreunde in der Heimath, auf Grund ihrer eignen Unnüchternheit sowohl als gewisser ungesunder Missionsberichte, sehen die Missionserfolge dieser „geringen Tage" in mehr als apostolischem Glanze; sie meinen, „pfingstliche Ausgießungen des heiligen Geistes" seien in der Heidenwelt nur eben an der Tagesordnung, und alle diejenigen, die in den Missionsberichten als Bekehrte aufgeführt werden, flössen von Glauben und Liebe über. Nun denen gegenüber, die von den

jungen Missionsgemeinden mehr als von den alten heimathlichen Gemeinden erwarten und verlangen, hat der Herausgeber im Ganzen wohl geredet. Allein ich behaupte ebenso kühn, daß die eingebornen Gemeinden schlechthin „eine so scharfe Prüfung“ als irgend eine europäische Gemeinde auszuhalten nicht im Stande sind. In den heimathlichen Gemeinden (dafern sie nicht etwa schon seit langer Zeit von treulosen Seelsorgern allzusehr vernachlässigt wurden) findet sich im Allgemeinen erstens eine verhältnißmäßig größere Anzahl lebendiger Christen; zweitens der christliche Stand derselben übertrifft durchschnittlich den christlichen Stand der lebendigen Glieder der eingebornen Gemeinden um sehr Vieles; und drittens, auch derjenige Theil der heimathlichen Gemeinden, die vom Christenthume nicht lebendig durchdrungen sind, zeigen in Folge des allgemeinen christlichen Einflusses, dem sie sich schwerlich ganz entziehen können, im Ganzen einen sittlichen Charakter, wie man ihn in dem todten Theile der eingebornen Gemeinden nicht so leicht findet. Kann es denn aber auch anders erwartet werden? Die Christen der Missionsgemeinden kommen ja meist aus den verkommensten Volksschichten, aus den finstersten Labyrinthen des Wahns und aus den schmutzigsten Pfuhlen der Sünde her, und ihr auch nach der Bekehrung noch fortdauernder unvermeidlicher Zusammenhang mit den heidnischen Umgebungen lockt und zerrt von allen Seiten in das altväterliche Wesen zurück, während die Anziehungskraft der neuen ach so kleinen und unbedeutenden Gemeinschaft so gar gering ist.

Ich komme nun zu der Frage, wie weit sich bereits das christliche Gemeindewesen ausgebildet habe, und bespreche, von unten anhebend, zuerst den Punkt des Selbstunterhalts.

Als ich während meines Aufenthaltes in Mayaveram mit unserm dortigen Missionare Tiruvalangkadu (3 — 4 Stunden von Mayaveram auf der Straße nach Combaconum) besuchte, ließen wir uns

mit einem der Missionsschullehrer in ein Gespräch über die Lebensverhältnisse der höhern, mittlern und niedern Volksklassen ein. Dabei machte er uns unter Anderm folgende Mittheilungen: Das (heidnische) Kloster in Tiruvalangkadu erfreut sich eines beträchtlichen Grundbesitzes. Einer der Verwandten jenes Schullehrers hat 6 Weli Acker von demselben zu Lehen. Diese geben etwa 200 Kalam Reis. Das Kalam kostete damals nur 6 gute Groschen, kann jedoch bis auf 8 steigen. Drei Viertel des Ertrags kommen aber dem Kloster zu; so bleiben nur 50 Kalam übrig, die, im günstigern Falle, zu 8 Groschen berechnet, 25 Gulden zu 16 guten Groschen abwerfen, von denen auch noch die Auslagen für Tagelohn und Handwerkszeug in Abzug zu bringen sind.

Nun dies ist ein Beispiel von der pecuniären Stellung der sogenannten Kudi oder Unterthanen, und zwar ein nicht ganz ungünstiges, da das Kloster selbst keine Abgabe an die Regierung zu entrichten hat.

Steigen wir nun eine Stufe höher, um zu sehen wie es in dieser Beziehung unter den Mirastars oder Grundbesitzern steht. Von 200 Kalam Ertrag geht für den Schmidt, Wäscher, Zimmermann, Barbier und Nachtwächter des Dorfs $2^1/_2$ Kalam ab; die Regierung aber nimmt wohl eine ganze Hälfte des Ertrags in Anspruch und zwar in baarem Gelde, jedes Kalam zu 8 Groschen berechnet. Da diese Abgabe alsbald nach der Aernte bis zu einem gewissen Termine eingeliefert werden muß, so sucht jeder Grundbesitzer den dazu erforderlichen Theil des Ertrags möglichst schnell in Geld umzusetzen; dies zieht natürlich schlechte Preise nach sich und so sind die armen Leute gezwungen, ihren Reis meist unter dem von der Regierung angesetzten Preise zu verkaufen. Wie viel wird da dem kleinen Gutsbesitzer nach Abzug der Ausgaben für Tagelohn u. s. w. übrig bleiben?

Was bekommt denn nun aber der arme Pariah-Tagelöhner? Er selbst empfängt täglich 2 Maß Hülsen-Reis (= 1 Maß ausgehülsten

Reises), an Werth 4 Pfennige; eben so viel bekommt die Frau, wenn sie zu arbeiten im Stande ist. Nimmt man dazu noch die Kleinigkeit, die etwa die Kinder mit dem Hüten des Viehs verdienen, ein paar periodische Geschenke, und drei Prozente von dem Aernte-Ertrag, so hat man den ganzen Verdienst einer tagelöhnernden Pariahfamilie. — Etwas besser stehen sich diejenigen Pariahs, die bei Europäern als Köche, Gärtner oder dergleichen angestellt sind. Sie verdienen monatlich 3—6 Gulden, und wenn sie gerade die Stelle eines Kochs versehen, so muß man außer dem, was der Landessitte gemäß bei den Einkäufen an sie abfällt, auch die Ueberbleibsel von dem Tische des Herrn in Rechnung stellen.

Die Zahl derjenigen Tamulen aber, die in europäischen Privat- oder Regierungsbureaus angestellt sind und einen verhältnißmäßig bedeutenden Gehalt ziehen, ist so gering, daß sie im Ganzen und Großen kaum in Anschlag zu bringen ist.

Sieht man nun von dieser Unterlage aus die Frage des Gemeinde-Selbstunterhaltes an, so liegt zu Tage, daß man im Allgemeinen vor der Hand nicht viel erwarten darf. Doch läßt sich immerhin etwas thun, besonders wenn die Gemeindeabgaben nicht blos auf baares Geld, sondern nach Umständen auf Naturalien gestellt werden, wie das in den lutherischen Missionen zu Madras und Mayaveram der Fall ist. Da die Hindus von Hause aus gewöhnt sind, für die Verrichtung ihrer religiösen Ceremonien gewisse Gebühren zu entrichten, so ist die Einführung von Stolgebühren schon durch den heidnischen Brauch vorbereitet, und es ist in der That Schade, daß die protestantischen Missionen im Tamulenlande im Großen und Ganzen noch allzu wenig Bedacht darauf genommen haben. Ein Correspondent in dem M. Q. M. J. macht unter anderm auch auf die sittliche Bedeutung derselben aufmerksam, indem er sagt: „Die Voraussetzung liegt gewiß nahe, daß der Mangel aller Abgaben in religiösen Ange-

legenheiten nicht ohne Einfluß auf die Gemüthsstellung der Eingebornen ist. Ich denke, es ist sehr wahrscheinlich, daß eben aus dieser Ursache die Missionsgemeinde gar manches unwürdige Glied zählt. Ist das wohl ein gesunder Zustand der Dinge? Soll ihnen denn ihre Religion gar nichts kosten und so gar kein Raum für Selbstverleugnung gelassen werden?"

Ich finde, daß auch unter denjenigen Missionaren des Tamulenlandes, die sich nicht durch falsche Meinung, falsche Scham und andere Rücksichten abhalten lassen, ihre Gemeinden an Abgaben zu gewöhnen, manche Fehlgriffe in dieser Beziehung vorkommen. Es ist gewiß unnatürlich, sie entweder zu Beiträgen für die heimathliche Missionsgesellschaft, oder gar zur Bildung eigner mildthätiger Gesellschaften aufzufordern, so lange sie nicht für ihre eignen Armen sorgen und den eingebornen Lehrstand auf ihre Kasse nehmen. Nicht minder zweckwidrig dürfte es sein, die Gemeinden zur Sammlung von Kirchenfonds für die Zukunft anzuhalten, bevor sie die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart zu bestreiten suchen.

Wenn aber die heimathlichen Missionsfreunde erwarten, daß die einzelnen Gemeinden sammt und sonders sich selbst ihre Kirchen u. s. w. bauen sollen, so heißt das die allgemeinen finanziellen Verhältnisse der tamulischen Christengemeinden ganz verkennen, obschon eine verhältnißmäßige Betheiligung derselben dabei immerhin nicht unter allen Umständen unmöglich ist. Eine Dotirung vollends der Kirchen- und Schulanstalten seitens der eingebornen Gemeinde, so wünschenswerth sie wäre, liegt zur Zeit ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Ich kenne übrigens keine andere Missionsgemeinde im Tamulenlande, die es in Bezug auf Selbstunterhalt der lutherischen Missionsgemeinde zu Madras zuvorthäte.

Da im Großen und Ganzen der Grundsatz des Selbstunterhalts noch gar zu wenig in Ausführung gebracht wird, so ist schon des-

wegen nicht zu erwarten, daß das Gemeindebewußtsein im Allgemeinen sich besonders entwickelt haben sollte. Der Missionar und der Katechet repräsentiren gewöhnlich allzusehr die Gemeinden, und dieses autokratische Verhältniß wird um so mißlicher, wenn etwa der betreffende Missionar der Landessprache nicht hinlänglich mächtig sein sollte, um zu den einzelnen Gemeindegliedern in ein recht persönlich-lebendiges Verhältniß treten zu können. In solchen Fällen liegt die Gemeinde ganz zu den Füßen und in den Händen der Katecheten, deren kirchenregimentliche Ideen in der Regel darauf hinauslaufen, daß der Missionar der König, und der Katechet der Minister sei.

Und hier kommen wir nun auf den eingebornen Lehrstand zu sprechen, dessen höchste Spitze zur Zeit mit wenigen Ausnahmen eben der Katechet ist. Wie gering im Allgemeinen das Vertrauen sei, das die Gemeinden dem Katechetenstande schenken, zeigt vielleicht das Sprüchwort*: „Und wenn der Katechet auf einer Nadelspitze Buße thäte, — er kommt doch nicht in den Himmel.“ Niemand ist wohl grausamer von seinen Katecheten betrogen worden, als der eifrige, aber nur mit geringer Menschenkenntniß begabte Rhenius. Der Privatkatechet desselben, Rhenius rechte Hand, nahm selbst von den Heiden Bestechungen an, um den Bau christlicher Kirchen in den betreffenden Ortschaften zu hindern und erwarb sich auf diese Weise ein bedeutendes Vermögen. Es sei aber fern von mir, über den ganzen Katechetenstand hiermit den Stab brechen zu wollen. Ich kenne selbst ganz achtbare Ausnahmen und hoffe überdies, daß ein so ausgemachter Schurke, wie jener, nur eine Ausnahme war. So viel aber bleibt immerhin gewiß, die Katecheten, wie sie zur Zeit in verschiedenen Missionen verbraucht werden, sind ein sehr ungenügender Ersatz für einen eingebornen Pastorenstand; es fehlt ihnen gemeiniglich nicht

* Ob der Ursprung dieses Sprüchworts römisch oder protestantisch sei, ist unklar; die Anwendung aber trifft die protestantischen Katecheten jedenfalls mit.

bloß an Charakter, sondern auch an der nöthigen Bildung, und oft genug auch an den ersten Gaben dazu, ganz besonders denen aus den untersten Klassen. Dazu kommt, daß ihr herkömmlicher Gehalt zuweilen den Gehalt eines Pferdeknechtes nicht um Vieles übersteigt, und daß sie von nicht wenigen Missionaren — ich möchte fast sagen — als eine Art Diener höhern Ranges betrachtet, angeredet und behandelt werden. Solche Umstände und Verhältnisse sind allerdings nicht geeignet, den Charakter eines Standes zu heben. Es ist aber in der That auch hier schwer, die rechte Mitte zu treffen. Ich kenne Missionare, die ihre Katecheten so hoch besolden, daß ziemlich hochgestellte eingeborne Beamte sich kaum mit ihnen messen können, und ihnen außerdem dadurch schaden, daß sie dieselben im falschen Sinne christlicher Brüderlichkeit allzusehr mit sich selber gleichstellen. Beide Abwege führen zu keinem erwünschten Ziele.

Was ist denn aber die Ursache, so fragt man vielleicht, daß es in den 150 Jahren mit dem christlichen Lehrstand noch nicht weiter gediehen ist? Manche unter den eingebornen Christen werden etwa antworten: Die Eifersucht unserer Missionare, welche die Ehre der Ordination und die Regierung der Gemeinde nicht gern theilen möchten. Das ist in der That ein hartes und zum Theil von eigner Ehrsucht eingegebenes Wort, und ich wünschte nur, mit gutem Gewissen und nach bester Ueberzeugung behaupten zu können, es hange auch nicht ein Stäubchen Wahrheit daran.

Die Hauptgründe, warum es mit dem eingebornen Lehrstande noch nicht weiter vorangeschritten ist, scheinen mir in folgenden Umständen zu liegen. Erstens: Es fehlt den Tamulen, wie allen Hindus, zwar ganz und gar nicht an Talent, wohl aber sehr an Charakter. Zweitens: Die pastorale Stationsthätigkeit an den gesammelten Gemeinden hat für den natürlichen Menschen mehr Reiz, als das eigentliche Evangelistengeschäft draußen unter den Heiden. Daher bei man-

chem der Missionare nicht der zu wünschende Ernst in der Erzielung eingeborner Pastoren. Drittens: Viele Missionare, besonders unter den Dissentern, wissen die Bedeutung eines eingebornen Lehrstandes für den Aufbau einer Kirche nicht gehörig zu würdigen. Viertens: Oft auch haben sie selbst nicht die Durchbildung, die zur Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes erforderlich ist.

Glücklicherweise hat man den Uebelstand immer allgemeiner einzusehen und auf Mittel der Abhülfe zu sinnen angefangen. Die beiden anglikanischen Gesellschaften, die von einem starken kirchlichen Bewußtsein getragen werden, und denen es außerdem an den dazu nöthigen Kräften und Mitteln minder mangelt, thun es fast allen andern darin zuvor. Es ist nur zu wünschen, daß man die jungen Leute nicht allzu sehr englisire und die Ansprüche an ihre Kenntnisse und Leistungen nicht überspanne! Es giebt nicht leicht etwas Zarteres und Schwierigeres, als die Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes der tamulischen Kirche, wie überhaupt jeder jungen Kirche.

Eine ganz eigenthümliche Stellung in Bezug auf die Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes nimmt die Mission der schottischen Freikirche ein. Worin es bei andern mangelt, da fließt es bei ihnen über, und worin es anderwärts überfließt, da mangelt es hier. Während nämlich andere Missionen meist eingeborne Gemeinden ohne eingeborne Pastoren haben, hat diese Mission eher eingeborne Pastoren ohne eingeborne Gemeinden. Das Schulsystem, das sie befolgt, hat von selbst zu diesem sonderbaren Ergebniß geführt. Es ist wohl kaum eine Frage, daß die jungen Hindu-Pastoren der schottischen Freikirche sich verhältnißmäßig der umfassendsten europäischen Bildung erfreuen. Einen derselben hörte ich in der That fast so fließend englisch predigen, wie ein Engländer; leider nur hielt sein tamulischer Vortrag mit dem englischen so wenig Schritt, daß, wer ihn sonst nicht kannte, ihn für einen Katecheten etwas besserer Art zu halten geneigt sein

konnte. Die jungen Leute schienen ihre eigne Literatur noch weniger zu studiren, als das bei der großen Masse der europäischen Missionare der Fall ist, und da sie außerdem bei fast europäischem Gehalte (die Kleidung ausgenommen) sich ganz europäisirten, so errichteten sie zwischen sich und ihren Landsleuten, die — brauchselig wie sie sind — das am allerwenigsten vertragen können, eine Schranke, wie sie für den europäischen Missionar trotz nationaler Verschiedenheit, eben weil er bei seiner nationalen Eigenthümlichkeit naturgemäß verharrt, also nach Hindu-Anschauung seine „Kaste hält“, kaum vorhanden sein dürfte.

Welche Fortschritte nun auch die Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes in Zukunft machen wird, — das ist gewiß, er wird noch lange, sehr lange der europäischen Mitwirkung bedürfen. Ein Anglikaner hat sich in seiner ächt englischen Weise irgendwo so darüber geäußert: „Der Grundsatz einheimischer Agentschaft und europäischer Oberaufsicht ist eben so richtig in Bezug auf das christliche Missionsheer als in Bezug auf das weltliche Militär in Ostindien.“

Natürlich liegt die Zeit, wo die tamulische Kirche auch in kirchenregimentlicher Beziehung auf eignen Füßen zu stehen verspricht, noch viel ferner, so fern daß sich noch gar nicht darüber sprechen läßt; man müßte denn, wie das wohl hier und da geschehen ist, die Missionare für die Pastoren und die Pastoren für die Gemeinden selbst ansehen. Die Zeit kann überhaupt nicht eher eintreten, als bis die tamulischen Kirchen innerlich und äußerlich ausgebaut sind und weder der persönlichen noch der finanziellen Kräfte der Heimath wesentlich mehr bedürfen. Bis dahin wird die Mutterkirche in Kraft ihres Patronats auch das Oberregiment führen müssen; ja und die anglikanische Kirche, deren Organismus durch geographische Klüfte nicht unterbrochen wird, nimmt die Missionskirchen allmählig in ihren Organismus auf: ein für die schwankenden, ungeordneten Verhältnisse junger Kirchen von Einer Seite her äußerst günstiger Umstand.

Die nächste Frage, die uns beschäftigt, ist die: Wie weit hat sich bereits eine christliche Literatur gebildet? Die Grundlage aller christlichen Literatur ist natürlich die heilige Schrift. Wie ernst es unsern alten Missionaren war, den neugesammelten Gemeinden eine tüchtige Bibelübersetzung in die Hand zu geben, läßt sich aus Ziegenbalgs Vorrede zu seiner tamulischen Grammatik ersehen. Ich gebe hier einen Theil derselben aus dem Lateinischen frei übersetzt wieder: „Ich habe mir für Geld und gute Worte so viel tamulische Werke angeschafft, als ich nur immer konnte. Die tamulische Nation gehört in ihrer Weise zu den wissenschaftlich gebildetsten. Sie entwickelt, wenn man die Hitze des Landes und des Temperaments in Anschlag bringt, eine gewisse Betriebsamkeit, zeigt Geist und Leben und ist den Büchern sehr ergeben. Diese ihre Bücher nun habe ich Tag und Nacht gehandhabt, gelesen, noch einmal gelesen, und in sachlicher und sprachlicher Beziehung ausgezogen. Zur Erleichterung dieses Geschäfts habe ich mir mehrere Jahre hindurch Sprachlehrer gehalten, die, wo ich stecken blieb, nachhalfen: denn die tamulische Literatur ist schwer zugänglich, sie hat fast unentwirrbare Labyrinthe."

Es ist bekannt, mit welcher gewissenhaften Sorgfalt Fabricius später bei der Revision der Ziegenbalgschen Uebersetzung zu Werke ging, indem er Vers für Vers einer aus allen möglichen Bildungsstufen zusammengesetzten Zuhörerschaft vorlas, um die Volksmäßigkeit derselben zu prüfen, und wo sich ein nicht allgemein verständlicher Ausdruck eingeschlichen hatte, denselben durch einen angemeßnern zu ersetzen. Den vereinten treuen Bemühungen unsrer alten lutherischen Missionare mit ihrer vielseitigen Bildung haben wir's daher zu verdanken, daß wir eine verhältnißmäßig gelungene tamulische Bibelübersetzung besitzen.

Was ich von der Bibelübersetzung gesagt habe, gilt auch von der Uebertragung der lutherischen Kirchenlieder. Auch hier trafen die alten Missionare im Ganzen das Richtige. Ich habe zwar hie und

da das Urtheil gehört, als sei die Weise, wie die Lieder übersetzt wurden, nicht die angemessene; man hätte, so meint man, die tamulische Kunstversification mit ihren schwierigen Versmaßen und ihren zu Anfang der Zeilen sich einstellenden Reim-Klängen nachahmen sollen. Ich gebe zu, daß man auf diese Weise solche Leute, die, dem tamulischen Geschmack zufolge, statt der prosaischen eine poetische Bibelübersetzung verlangen möchten, zufrieden gestellt haben würde. Allein volksmäßig in unserm Sinne wäre es darum nicht geworden, ja selbst nicht im tamulischen Sinne; denn das dramatische Tamul, das die edlere Volkssprache repräsentirt, hat eine ganz ungezwungene Versification und zwar auch mit einer Art von Endreimen, wie die in's Tamulische übertragenen lutherischen Lieder.

Das Lob, das ich der tamulischen Bibel- und Liederübersetzung gespendet habe, ist natürlich nicht so zu verstehen, als könne auch von gar keinem Makel die Rede sein. Das aber behaupte ich in Bezug auf die Bibel, daß die neueren Uebersetzungen von Rhenius und Percival von gewissen Lesern, welche die Klarheit logischer Verflachung der geheimnißvollen Tiefe, oder rhetorische Eleganz ungeschminkter Urkraft vorziehen, immerhin vorgezogen werden mögen, daß sie aber die alte lutherische Uebersetzung aus den Herzen und Händen der gesammten tamulischen Christen nicht für immer zu verdrängen im Stande sein werden, — besonders wenn sich zu seiner Zeit wieder ein Mann finden sollte, der im Geiste und mit den Gaben eines Fabricius eine leise nachbessernde Hand anzulegen sich innerlich berufen fühlte. Was aber die Lieder anlangt, so sind alle neueren Versuche, dieselben zu verbessern oder durch neue zu vermehren, bis auf ein paar nicht üble Lieder und Liedchen (die aber mehr den Charakter des christlichen Gedichts als des kirchlichen Liedes an sich tragen) von Rhenius, Petitt u. s. w. gar fehlgeschlagen. Man traut oft seinen Augen und Ohren kaum, wenn man z. B. die derartigen Versuche desselben Percival,

der die neue Bibelübersetzung geliefert hat, in die Hände nimmt und zu lesen anfängt. Der Rhythmus ist zuweilen nicht viel besser, als wenn man trochäische Verse jambisch oder umgekehrt lesen wollte, und ob Reime beabsichtigt sind oder nicht, darüber kann man häufig geradezu nicht in's Reine kommen. Das Ganze läuft auf eine schlecht gereimte antirhythmische Prosa hinaus, in welcher Inhalt und Form nur zu wohl stimmen. Schade, daß noch keine schlicht erklärte Bibel und noch keine Postille im Tamulischen existirt! Die erstere würde namentlich in den Händen der Schullehrer und Katecheten von großem Segen sein, und die letztere könnte nicht bloß angehenden Predigern als Muster dienen, sondern in entlegenen Dorfgemeindlein, die des Sonntags keine Predigt hören, vortrefflich aushelfen. Auch die reiche ascetische Literatur unsrer Kirche ist noch lange nicht genug für die tamulische Kirche ausgebeutet, obschon die alten Missionare ihrer ganzen Richtung gemäß schon frühzeitig daran gingen. Hier ist noch immer ein großes Feld nützlicher Beschäftigung für den Missionar, der zu solcher Arbeit Gabe und Beruf hat.

Das einzige tamulische Werk von einiger Bedeutung im Fache der systematischen Theologie ist noch immer die von Rhenius verfaßte Glaubenslehre, in welcher theologische Flachheit mit einem klaren tamulischen Stil Hand in Hand geht. Eine Art Ethik, wenn man Kleines mit großem Namen benennen darf, hat Missionar Bower in Vediarpuram, dem die christlich-tamulische Literatur manchen nicht übeln Versuch verdankt, unlängst geschrieben.

Im Fache der praktischen Theologie giebt es noch immer nichts Anderes als das von dem katholischen Missionar Beschi geschriebene Handbuch für Katecheten, das, obschon frei von noch gröbern katholischen Irrthümern, doch pelagianisch gefärbt ist.

In apologetisch-polemischer Beziehung hat die Neuzeit nichts Besseres, wohl aber viel Schlechteres hervorgebracht, als die ersten der-

artigen Versuche unsrer alten Missionare, namentlich des Schwarz und Fabricius. Eine Doppel-Apologie des Christenthums, die eine für das Volk, die andere für die Gebildeten, ist ein großes desideratum, das noch tausend Tractate und Tractätchen mehr nicht zu gewähren im Stande sind.

Es muß auch eine Aufgabe der Mission sein, eine gesunde Volksliteratur außerhalb des religiösen Bereichs allmählig zu schaffen. Die heidnische Literatur der Tamulen ist überreich an solchen Volksschriften, wie Fabeln, Mährchen, Anecdoten, Räthseln, romantischen und moralischen Erzählungen u. s. w. Leider aber sind nur wenige dieser Volksschriften, die in neuester Zeit auch gedruckt zu haben sind, von heidnischem Bodensatz und von unsittlichen Elementen frei. Es ist daher gewiß nicht ohne Wichtigkeit für die zunehmende christliche Bevölkerung des Tamulenlandes, daß dieser heidnischen Volksliteratur mit der Zeit eine christliche entgegengestellt werde; wo nicht, so liegt für den lesenden Theil der christlichen Bevölkerung, dessen Geschmack für Lectüre in demselben Maaße zunimmt, als die Schulen ihre Wirkung erweitern, die Gefahr nahe, in Ermangelung einer vom christlichen Geiste getragenen Volksliteratur zu dem heidnischen Surrogat zu greifen. Das thut's freilich nicht, daß man europäische Volksschriften hernimmt und sie einfach in's Tamulische überträgt; dazu möchten sich nur wenige eignen. Das tamulische Volk ist auf einem andern Boden gewachsen, als das deutsche oder englische, und Schriften, die auf dieses Volk berechnet sind, sollten auch den Charakter dieses Landes an sich tragen. Die heidnischen Volksschriften müßten in formeller Beziehung jedenfalls zum Muster dienen; ja sie enthalten selbst Stoffe, die nur durch einen christlichen Läuterungsprozeß zu gehen brauchten. Einer der Missionare im Tamulenlande, der das Bedürfniß einer nicht religiösen Volksliteratur neben der religiösen lebhafter zu fühlen scheint, hat bei Ermangelung derselben den Plan gefaßt, ein periodisches

Volksblättchen zu eröffnen, das, obschon nicht übel geschrieben, doch wesentlich einen europäischen Charakter trägt.

Uebrigens hat das Tamulenvolk bereits einen christlichen Schriftsteller in dem greisen Vedanaichen zu Tanjore, einem Schüler von „Vater" Schwarz. Seine sämmtlichen Werke bilden fast eine Bibliothek; am meisten geschätzt aber werden seine christlichen Lieder, worunter ein paar recht nette Sachen sind. Er hat wenigstens das Verdienst, einen beachtenswerthen Anfang gemacht zu haben, und es wäre nur zu wünschen, daß Andere in seine Fußtapfen treten möchten, und daß so mitten aus dem Volke heraus eine Volksliteratur erwüchse, was am Ende auch der allein richtige Gang der Dinge ist.

Schade, daß ein anderer tamulischer Christ in Madras sein unleugbares Schriftstellertalent zu meiner Zeit auf die Redaction einer englischen Zeitschrift verwandte und darin eine Ehre zu suchen schien, daß man seine Erzeugnisse von sonstigen englischen Erzeugnissen der Art nicht zu unterscheiden im Stande wäre. Man muß ihm in der That das Zeugniß geben, daß ihm das zuweilen gelang; aber was ist damit gewonnen? Seine Arbeit können tausend andere Engländer thun — und am Ende doch besser; sollte er die edle Gabe nicht lieber der Literatur seines Volkes lassen zu gute kommen? Aber das ist eben der Fluch jener unverständigen Richtung, wie man sie unter den Engländern nur allzu häufig findet, das Heil des tamulischen Volkes auf möglichste Englisirung zu stellen und so zwischen den besten Kräften des Volkes und der übrigen Masse eine unausfüllbare Kluft zu reißen.

Wir haben jetzt, freilich nur in aller Kürze, gesehen, wie weit bis hieher die christliche Literatur gediehen ist. Wir beantworten nun die damit in Verbindung stehende Frage: Wie weit ist die heidnische Literatur bemeistert? zuerst aber die Vorfrage: Wie weit sind die Zu-

gänge dazu gebahnt? — Schon Ziegenbalg, den wir oben über die verschlossenen Irrgänge der tamulischen Literatur seufzen hörten, suchte von Anfang eifrig nach Schlüssel und Faden. Nicht als ob es der tamulischen Sprache an Grammatik und Lexicon gefehlt hätte, — es besitzt wohl nicht leicht eine Sprache so viel in seiner Weise Classisches dieser Art — allein für denjenigen, der so stracks aus dem Kreise europäischer Anschauungen, Gedanken und Ausdrucksweisen daherkommt, sind die einheimischen Schlüssel fürs erste kaum brauchbar, und ein Solcher dürfte, wenn er sie ja in die Hand nimmt, dieselben gar bald wieder weglegen, seufzend: „Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel!“ Ziegenbalg suchte daher möglichst bald eine in europäischer Weise abgetheilte Grammatik und ein in europäischer Weise eingerichtetes Lexicon zu liefern. Beschi aber leistete in grammatischer und lexicalischer Beziehung in der That Vorzügliches; seine für den europäischen Gebrauch in lateinischer Sprache verfaßte Grammatik des Hochtamulischen hat seitdem noch nicht einmal eine Nebenbuhlerin, wohl aber einen englischen Uebersetzer gefunden. In der neuern Zeit suchte Rhenius auf Grund dieser Arbeiten das grammatische Studium des gemeinen Dialects für Europäer praktisch zu erleichtern, und das Rottler'sche Lexicon, das sein Haupt-Material der Arbeit des Beschi verdankt, ist, obschon ziemlich unphilologisch geordnet, nicht ganz unbrauchbar. Seitdem ist in Verbindung mit der amerikanischen Mission in Jaffna ein noch vollständigeres Lexicon ganz in tamulischer Sprache erschienen; es enthält 58,500 Wörter und rühmt sich demnach, viermal mehr Vocabeln zu bieten als das Werk von Beschi, nach dessen Plan es übrigens zum Theil gearbeitet ist. Es gibt nicht bloß die verschiedenen Bedeutungen des einzelnen Wortes, sondern in einem zweiten Abschnitte die verschiedenen Benennungen des einzelnen Dinges und in einem dritten eine Art Real-Lexicon.

Dennoch hat eine wahrhaft philologische Lexicographie und Grammatologie für das Tamulische kaum die ersten Schritte gethan. Schon zu meiner Zeit erschien zwar das grammatische Hauptwerk der Tamulen mit englischer Uebersetzung und reichhaltigen Erläuterungen; es wurde von einem Ostindier und einem jungen Manne aus unserer tamulischen Gemeinde zu Madras, der während meines Aufenthaltes daselbst mein Sprachlehrer war, herausgegeben. Diese Arbeit hat ihren großen Werth, allein die tamulische Grammatologie nach wahrhaft philologischen Grundsätzen unmittelbar zu fördern, ist sie nur wenig geeignet. Wer je in dem Fall gewesen ist, sich mit Ernst in das Dickicht der tamulischen Literatur hineinzuwagen und nicht blos so an den Seiten hinzustreifen, der wird den Mangel einer ebenso umfassenden als gründlichen Grammatik und noch viel mehr den Mangel eines nach richtigen Grundsätzen etymologisch-genetisch geordneten Lexicons, das die erste Bedeutung eines Wortes nicht etwa gar ans Ende stellt, schmerzlich genug empfunden haben. Auch in diesem Fache ist noch viel zu thun übrig und muß endlich doch gethan werden, wenn sich nicht Jeder immer wieder seinen eignen Weg mit großem Zeit- und Kraftverlust durch die Irrgänge der tamulischen Literatur bahnen soll, und Viele, denen es an Zeit und Kraft fehlt, über der Schwierigkeit des Weges gar Lust und Muth zur Sache selbst verlieren sollen. Natürlich nur derjenige, der, in der classischen Philologie wohl bewandert, mit dem Geist der neueren philologischen Forschungen vertraut und überdieß im Sanscrit zu Hause ist, würde eine solche allgemein nützliche Arbeit zu übernehmen der Mann sein.

Es läßt sich nun nach dem Gesagten schon erwarten, daß die Frage, wie weit die tamulische Literatur europäischer Seits bemeistert sei, sich nicht ohne ein Achselzucken werde beantworten lassen.

Die alten lutherischen Missionare sahen es von Anfang als eine unerläßliche Pflicht an, in die Länge, Breite und Tiefe der tamulischen

Literatur möglichst einzudringen, einmal um sich so mit Ideenkreis und Anschauungsweise der Tamulen genauer bekannt zu machen, einmal, um auf diese Weise sprachlich zu gewinnen — zwei Zwecke, zu deren besserer Erreichung Ziegenbalg selbst einen ausgedehnten Briefwechsel mit wissenschaftlich gebildeten Tamulen unterhielt. Hätten die alten Missionare die Sache nicht also angegriffen, so hätten wir — um nur Eines zu erwähnen — sicherlich keine so treffliche Bibel- und Lieder-Uebersetzung, denn obgleich beide mit Recht nicht im verfeinerten Buch-, sondern im allgemein verständlichen Volks-Tamul abgefaßt sind, so sind sie doch unter dem unmittelbaren Einflusse solcher Studien das geworden, was sie sind, und einzelne Formen und Ausdrücke zeigen selbst einen unmittelbar wohlthätigen Einfluß jener Studien. Dennoch scheinen die alten Missionare, die für ihr nächstes Bedürfniß zu sorgen hatten, wenig daran gedacht zu haben, die Hauptwerke der tamulischen Literatur durch Uebersetzung und Erläuterung für immer zugänglich zu machen; es würde auch damals, wo europäische Sanscrit-Studien und darauf gegründete indologische Forschungen den Weg noch nicht gebahnt hatten, sehr große Schwierigkeiten gehabt haben.

Leider ist auch in der neuern Zeit, wo diese Hauptschwierigkeiten zum Theil hinweggeräumt sind, noch gar wenig in dieser Beziehung geschehen. Da liegen die Hauptwerke der Saiva's und Vaischnava's nicht bloß, sondern auch der Vedantisten* fast noch unberührt, obschon die Tamulen selbst das Studium derselben sehr erleichtert haben dadurch daß sie mehrere derselben der Presse übergaben, und man sich nun nicht mehr blos mit schwer zu lesenden Palmblättern abzumühen hat.

Der Londoner Missionar Drew hat bis jetzt ein ganz kleines Stück

* Ich habe in den zwei ersten Bänden meiner Bibliotheca Tamulica einige derselben übersetzt und erläutert. (Siehe IV, 330, Anm. 86.)

des Kural, jenes großen nationalen Lehrgedichts, mit englischer Uebersetzung herausgegeben; aber auch dieses in der That löbliche Unternehmen erscheint nur von Einer Seite her als ein Fortschritt, wenn man bedenkt, daß schon Beschi den größten Theil des Kural ins Lateinische übersetzt hatte.* Missionar Bower in Vediarpuram beabsichtigte zu meiner Zeit, die tamulische Bhagavadgita ins Englische übersetzt herauszugeben. Das ist aber auch beinahe Alles.

Es kommt mir nicht bei, den einzelnen Missionaren die Schuld beizumessen, daß in dieser Beziehung bisher so wenig gethan wurde. Die meisten haben mit ihrem unmittelbaren Berufe alle Hände voll zu thun, abgesehen davon daß es zu solchen Arbeiten einer besondern Vorbildung bedarf. Das aber muß ich bedauern, daß die betreffenden Missionsgesellschaften selbst noch allzu wenig Bedacht darauf genommen haben, ja hier und da, von einem falsch-geistlichen Standpunkt aus, wohl gar hindernd dazwischen getreten sind. Wenn doch unter den Arbeitern jeder Gesellschaft wenigstens Ein dazu besonders gerüsteter und darauf besonders angewiesener Mann gefunden würde! Von den Engländern freilich, die, auch wenn sie sich derartigen Arbeiten widmen, nur selten auf der Höhe der philologischen und indologischen Forschungen stehen, die bekanntlich in Deutschland gipfeln, wird man in dieser Beziehung fürs erste weniger erwarten können, obschon man sagen muß, daß gerade englischer und namentlich anglikanischer Seits die Bedeutung der Sache im Allgemeinen gegenwärtig am meisten gefühlt zu werden scheint.

Fragen wir endlich, wie weit sich denn die allgemeine Wirkung

---

* Die zu Nürnberg erschienene Uebertragung der beiden ersten Bücher vom Missionar Kämmerer ist eine so ungenaue und geistlose Paraphrase desselben, daß sie hier kaum in Betracht kommen kann; und die allerdings genauere und geistvollere Bearbeitung des Kural von dem Engländer Ellis beschränkt sich auf einzelne herausgegriffene Verse. Ich bin eben damit beschäftigt, den Kural vollständig zu übersetzen und zu erklären. Herr Clarke, Secretär der Königl. Asiatischen Gesellschaft in London, hat mir die lateinische Uebersetzung von Beschi, die bisher noch ungedruckt war, freundlichst zur Verfügung gestellt. Ich gedenke sie mit abdrucken zu lassen.

der christlichen Missionen erstrecke, so sollte man gewissen Berichten zufolge, die, weil sie von besonderen Wirkungen wenig zu sagen wissen, gern in's Allgemeine hineinmalen, fast auf den Gedanken kommen, die Zeit sei schon nahe vor der Thür, wo die Pagoden in den Staub fallen und die Götzenbilder in „die Löcher der Maulwürfe" geworfen werden, und bloß die Anhänglichkeit an dem Althergebrachten und die Scheu, den Anfang zu machen, halte die Massen ab sich dem Evangelio zu ergeben. Dem ist leider nicht so und kann auch um so weniger in Bälde so werden, als eine zu große Anzahl von Missionaren ohne Sinn für geschichtliche Entwickelung und nationale Eigenthümlichkeit, überhaupt ohne Sinn für ein mittleres natürliches Gebiet zwischen dem Dämonischen und dem Göttlichen, sich mehr oder minder in einer schiefen Stellung zum indischen Volksthum befinden, und in Folge davon nicht blos von Außen her gegen tamulische Volks-Sitte und Brauch unterscheidungslos anstürmen, sondern auch hier und da das Studium der tamulischen Literatur, worin sich der Volksgeist so klar zu erkennen giebt, geradezu verschmähen.

Ich sage nicht, daß es an einer allgemeinen Wirkung ganz fehle. Derjenigen, die mit der christlichen Cultur, sei es in den Missions-, sei es in den Regierungsschulen, in nähere Berührung kommen, bemächtigt sich allerdings immer mehr die Ueberzeugung, daß die indische Volksreligion in ihrer rohen Gestalt sich überlebt habe, und die vergeistigenden Versuche einzelner Solcher werden das sinkende Heidenthum Ostindiens sicherlich eben so wenig zu halten im Stande sein, wie einst die classischen Bestrebungen der Art die stürzenden Volksaltäre der classischen Welt. Die von der englischen Regierung in Aussicht gestellten „Universitäten" u. s. w. werden den allgemeinen Auflösungsproceß jedenfalls mit beschleunigen, und insofern auch der christlichen Kirche in die Hände arbeiten: denn ein heidnisches Culturvolk kann als solches nicht ohne eine durchgreifende Zersetzung sei-

ner Bildungselemente für das Christenthum gewonnen werden, und dazu mag auch die verneinende Kraft abendländischer Wissenschaft mit helfen.

Schade, daß unter den Missionaren der Gegenwart im Ganzen nicht gar Viele sind, denen es an der Stirn geschrieben steht, deren Wort es abzumerken ist, und deren ganzes Thun und Lassen den Heiden die Ueberzeugung gleichsam aufnöthigt, daß es sich hier nicht um ein Geschäft, dafür man besoldet wird, sondern um eine innerste Herzenssache handle. Die Missionssache ist allzu sehr Carriere geworden.

Ich bin aber weit entfernt, die Schuld in dem Allen schlechthin auf die Schultern der Missionare legen zu wollen. Die ganze heimathliche Kirche trägt die Schuld, nach dem Spruche: Kann man auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln? Oder leben wir jetzt nicht in geringen Tagen? und kann man von geringen Tagen Großes fordern? Mit unsern Missionaren Geduld haben — das heißt mit uns selber Geduld haben.

Dazu kommt eine ganz besondere Schuld der heimathlichen Missions-Freunde, die, weil es doch einmal missionirt sein soll, in der Auswahl der Leute eben nicht gar wählerisch sind und selbst den wohlgewählten durch übertriebne Aufmerksamkeiten geistlich schaden. Es thut mir immer ins innerste Herz hinein wehe, wenn ich die wackersten Missionsfreunde die wackersten Werkzeuge wie systematisch verderben sehe.

Nimmt man dann noch dazu, daß manche Gesellschaft auf die Missionare der andern, ich kann kaum anders sagen, als speculirt, und was etwa die eine fallen zu lassen für gut findet, die andere unbesehens wie einen Schatz aufzuheben geneigt ist, so hat man den Schlüssel zu einem Theil des Jammers, der an dem Missionswerke zehrt.

Bei alle dem ist das Werk der protestantischen Missionen im Tamulenlande nicht ein bloßes Schattenbild an der Wand; es hat seine

bestimmten Früchte getragen, und eine bessere Zukunft ist ihm nicht abgeschnitten; es kann ohne Versündigung an dem Gebote des Herrn und an der geschichtlichen Leitung desselben nicht im Stiche gelassen werden. Möge nur die lutherische Kirche den besten Theil ihres Pfundes für die Bekehrung der Tamulen nicht im Schweißtuche behalten!

V.

Heimreise.



Vorbereitungen zur Abreise.

Thomas Mount bei Madras 19. Aug. 1852.

Anfangs August gab ich Ihnen die kurze Nachricht, daß bereits alles gepackt sei, und daß dasselbe Postschiff, das den betreffenden Brief mitnahm, uns nach Suez tragen würde. Die letztere Notiz aber schrieb ich schon mit zweifelndem Herzen. Meine arme Frau nämlich lag krank darnieder. Seit mehreren Monaten hatte sie stets gekränkelt, und ihre Krankheit hatte schon um Mitte Juli einmal eine solche Gestalt angenommen, daß, wäre auch sonst Alles vorbereitet gewesen, wir doch das damalige Postschiff zu unsrer Abreise nach Deutschland gar nicht hätten benutzen können. Endlich am 3. August fühlte sie sich wieder stark genug, um mit mir an's Einpacken zu gehen. Wir beeilten uns damit ganz besonders, einmal, um uns die Abreise mit dem nächsten Postschiffe, dessen Abfahrt auf den 14. August festgesetzt war, menschlicher Weise möglichst zeitig zu sichern, und sodann, weil wir Missionar Cordes von Trankebar erwarteten, der mich vor der Abreise noch einmal zu sehen und zu sprechen wünschte. Der Herr aber hatte es ganz anders beschlossen. Der Eifer selbst, womit wir uns auf die Heimreise mit dem Augustschiffe vorbereiteten, mußte nach göttlicher Fügung dazu dienen, uns auf dem Boden Indiens fest zu halten. Meine arme Frau mochte sich bei dem Einpacken übernommen haben, und eine starke Erkältung sich der Entkräftung beigesellt haben. Bald nachdem Herr Cordes (am 7. August) von Trankebar bei uns angelangt war, kam die Krankheit zum vollen

Ausbruch. Das gegenwärtige Jahr ist überhaupt über alle Beschreibung ungesund. Erst hatten wir drei volle Monate hindurch die glühendste Hitze hier in Madras; es war zum Zusammenschmelzen und Zusammenbrechen. Dann folgten drei andre Monate, wo wir Sonne, Mond und Sterne nur selten zu sehen bekamen; immer trübe, immer feucht, und zuweilen tagelang niedergießender Regen. Dieses Wetter war für uns um so gefährlicher, als unser Haus in Madras mitten unter den Wohnungen der Eingebornen liegt, und die Seite, die wir bewohnten, bei der geringsten Veranlassung feuchtet. So hatten wir es denn immer naß, und von außen hauchten die bösen Dünste herein, die das enge und schmuzige Quartier der Eingebornen fort und fort entsendet, und die bei der Schwere der Atmosphäre keinen Abzug finden konnten. Sobald daher das Uebel meiner armen Frau einen ernstern Charakter annahm, zögerte ich keinen Augenblick, mich nach einer gesunden Wohnung auf dem Lande umzusehen, was auch immer der Preis sein möchte, und das um so weniger, als ein schleuniger Luftwechsel bei ihrer Krankheit unter allen Umständen das Rathsamste war. Gott Lob! ich war glücklich genug, auf dem benachbarten Mount (10 englische Meilen von Madras) sogleich ein passendes Local zu finden, und schon am 12. August verließen wir unsre bisherige Wohnung und nahmen mit Gefühlen des innigsten Dankes von der schnell etwas eingerichteten neuen Wohnung auf dem Mount Besitz. Die Kinder Israel können nicht fröhlicher im Herrn gewesen sein, als sie das Rothe Meer im Rücken hatten, und zu Elim mit den zwölf Wasserbrunnen und den siebenzig Palmenbäumen lagern durften, als ich bei dieser Gelegenheit. Der barmherzige Gott hat denn auch den neuen Aufenthalt alsbald gesegnet. Die eigentliche Gefahr ist seit einigen Tagen vorüber; wollte sich nur endlich das Wetter ein wenig besser gestalten, so möchte auch die große Entkräftung sich geben. Nun, der so

weit geholfen hat, wird auch weiter helfen. Er wirft danieder, Er richtet auf. Ihm sei Lob und Preis für Alles!

Von einer Seite her kann ich mich übrigens nur freuen, daß wir nicht mit dem letzten Postschiffe haben reisen können. Das Schiff bot, wie so eben in einem Zeitungsartikel fast von sämmtlichen Passagieren bitter geklagt wurde, nicht Raum genug für seine Passagiere, und ist überdies für ein tropisches Klima und namentlich für das Rothe Meer in dieser Jahreszeit nicht eingerichtet. Dazu durften wir eine ziemlich bewegte See in Folge des noch nicht beendeten West-Monsums an der Westküste erwarten, und vor dem Rothen Meere gerade in diesem Monate hatte uns selbst der Agent der Gesellschaft bange gemacht.

Der Verdruß mit dem Gesinde liegt jetzt zum ersten Male auf mir allein. Eine schwere Last, namentlich unter den gegenwärtigen Umständen. Wer sich vor dem Ueberlaufen der Galle möglichst bewahren will, der frage nur nie einen hiesigen Diener, den er etwas Dummes machen oder etwas Gescheidtes unterlassen sieht, nach dem Grunde seines Thuns und Lassens. Noch ehe man eine solche Frage heraus hat, kommt Einem in der Regel schon die allerverdrießlichste Antwort in die Quere. Ein solcher Mensch ist im Stande auf die Frage „Warum hast du heute kein Wasser gebracht?“ gradeweg zu antworten: „Herr, die Brunnen geben heute kein Wasser.“ — Die bessern Ausnahmen sind selten.

Auch die Thierwelt verursacht mir manch Herzeleid. Am Tage mache ich Jagd auf die Krähen, die, sobald ich den Rücken wende, etwas vom Tische wegholen, in der Nacht führe ich Krieg mit Hunden und Katzen, die sich auf „leisen Füßen des Verraths“ an die eßbaren Vorräthe machen, — oder auch mit Ratten, die sich bis in die Betten herein wagen. Am Morgen finde ich denn doch zuweilen, daß irgend ein Geschöpf mir einen Streich gespielt hat, die Ameisen

etwa, die von einem Paar ganz neuer Schuhe die Sohlen abzufressen kein Bedenken trugen.

Sonst freilich gewährt mir die Thierwelt auch manche angenehme Unterhaltung. Da fällt vom Tische ein Reiskörnlein auf die Erde. Alsbald kommt die Ameise und liest es auf. Der Ameise aber jagt es vielleicht das Eichkätzchen ab, das in der Verandah umher schnellt, und dem Eichkätzchen wieder die lauernde Krähe. Auf dem Grasflecke, der von Kühen und Büffeln beweidet wird, erhebt sich zuweilen ein Ichneumon, der Feind der Schlangen, und zwischen den Gesträuchen, darauf lustige Liliputs mit langem gebognen Schnabel und prächtig schillernden Farben flattern, wartet das heimtückische Chamäleon regungslos auf seine Beute. Einmal sah ich ein spieliges Eichkätzchen solch ein lauerndes Chamäleon am Schwanze zupfen; dieses aber ließ sich durchaus nicht stören. Ein andermal hatte der Koch einen niedlichen Liliput gefangen; seine mittrauernden Freunde wagten sich ziemlich nahe heran, und als ich ihn losließ, flogen sie jubelnd mit ihm davon.

Ueber meine weitern Pläne kann ich selbstverständlich für jetzt nichts Bestimmtes sagen. Das nur steht fest, daß wir den Boden Indiens, der namentlich mir unter den Füßen brennt, verlassen werden, sobald Gesundheitsumstände und Schiffsgelegenheit es nur irgend gestatten. Pferd und Wagen sind längst verkauft, meine Tamulstudien aufgegeben, alle Materialien für meinen künftigen Bericht zusammengestellt; die Sachen sind und bleiben gepackt, um mit der ersten passenden Gelegenheit aufzubrechen. Ob wir um das Cap oder über Egypten reisen werden, — die Entscheidung darüber liegt in des Herrn Hand. Gesundheitsrücksichten werden mich hauptsächlich leiten müssen, wenn es nun zur Entscheidung kommt. Von Cairo, am Nordende Afrikas, oder aber von der Capstadt, an der Südspitze Afrikas, wird, wie ich hoffe, mein nächster Brief datirt sein.

Die vielen angstvollen Tage und Nächte, die ich in der letzten

Zeit durchgemacht habe, haben meine ohnehin nicht besonders feste Gesundheit noch mehr erschüttert; auch das Briefschreiben ist mir saurer als je geworden. Doch hat mich der kurze Aufenthalt hier auf dem Mount mit seiner tiefen Stille und seiner reinen Luft sichtlich gekräftigt, und obgleich, während ich dieses schreibe, der Himmel wieder so voll drohenden Gewölkes hängt, daß ich zum Schreiben kaum Licht genug habe, so ist es doch in meiner Seele voller Tag durch Den, der „mein Licht" ist, und freundliche Heimathsbilder weben sich in alle meine Gedanken. Der Herr wolle uns recht bald die Stunde eines fröhlichen Wiedersehens schlagen lassen.

Thomas Mount, den 6. Octbr. 1852.

Sie werden sich erinnern, daß ich in meinem letzten Schreiben sagte, mein nächster Brief würde entweder von der Capstadt im Süden Afrikas, oder von Cairo im Norden datirt sein. Sechs bis sieben Wochen sind seitdem verstrichen, und noch immer sitzen wir in Indien fest, und zwar bis jetzt so fest, daß ich während der ganzen Zeit nur ein einziges Mal das Gehöft verlassen habe, um mit dem Arzt in Mádras Rücksprache zu nehmen. Es waren Tage voll Angst und Nächte voll Zittern, und wenn ich je in meinem Leben thatsächlich erfahren habe, was die Fremde ist, so habe ich es da erfahren. Doch das ist nun, Gott Lob! vorüber, und obschon der Herr unsre Klage noch nicht geradezu in einen Reigen verwandelt hat, so hat doch die Freude über die Angst, die Hoffnung über die Furcht bei weitem die Oberhand gewonnen. Meine Frau ist nun so weit gediehen, daß wirs in des Herrn Namen wagen dürfen, das Dampfschiff, das am 13. oder 14. Oktober von hier nach Suez geht, zu besteigen und so unsern Heimweg langsam anzutreten.

Der Himmel, der in diesem Jahre Monate lang, statt wie sonst ein „glühend Erz" zu sein, einem unerschöpflichen Wasserschlauche

glich, hat sich seit einigen Wochen endlich aufgeklärt. Doch nur kurze Zeit durften wir uns des Wechsels freuen. Jetzt scheint die Sonne Alles wieder nachholen zu wollen, und eine gänzliche Windstille von Sonnenuntergang bis zum nächsten Mittag tritt ihr als nur zu treue Bundesgenossin zur Seite. Gegen Mittag aber erhebt sich eine Art Stoßwind, den man auch nur mit halbem Herzen willkommen heißt. Auf der ganzen Natur liegt's wie eine Bleidecke, und ein tiefes Schmachten und Bangen zieht sich durch und über Alles hin, und sehnt sich nach der angenehmen Zeit, wo der Wind von dem schneeigen Himalaya her sich aufmacht und mit seinem schwarzen Heere nach und nach den ganzen Himmel überzieht.

Doch ich muß für jetzt schließen, da in diesen Tagen Indien mir noch ein Mal seinen bittersten Kelch voll einschenkt und außerdem die Vorbereitungen auf die nahe Abreise Kopf und Hand in vollen Anspruch nehmen. An den Gestaden des Nils, der zur Winterzeit einen so erfrischenden Einfluß auf die in der Gluthitze Indiens hingewelkte europäische Natur auszuüben pflegt, werde ich, will's Gott, den Faden wieder aufnehmen.

Wie freue ich mich, daß wir nun bald unser einsames Lazareth hier auf dem Thomasberge mit der „schwimmenden Stadt“ vertauschen dürfen! Der Herr, der auch in Wassern seine Wege hat, wolle uns „nach Wunsch“ bald und glücklich zu Lande bringen und uns, wenn auch langsam, doch sicher unserer geliebten Heimath entgegenführen. Ihm befohlen!

Seereise.

Am Bord des Oriental, halbwegs zwischen Madras und Point de Galle.
Den 15. Octbr. 1852.

Da heute das Meer fast einem ungeheuren See gleicht, und der Riesenschwan, der uns auf seinem sichern Rücken trägt, sanft und ebenmäßig darüber hingleitet, so benutze ich die Gelegenheit, den Freunden in der Heimath meine nun wirklich erfolgte Abreise von Indien zu melden, mit durch und durch freudigem Herzen, wiewol mit zitternden Buchstaben, — der Dampfmaschine wegen, die auch bei völliger Windstille dem stärksten Schiffe ein leises Stöhnen und Dröhnen abnöthigt.

Wenn ich mich recht erinnere, so sagte ich in meinem letzten Briefe, daß ein tiefes Schmachten und Bangen die ganze Natur wie zusammenpresse und ein allgemeines Verlangen nach dem Nordwinde mit seinen Monsumgüssen rege mache. Ich glaube, ich hatte kaum die Feder weggelegt, so rüttelte mein alter ersehnter Freund, der Nordwind, bereits an der Hinterthür so gewaltig, daß ich mich schnell in echt nordische Kleider steckte, um den guten Nordländer würdig zu empfangen, und kaum war der erste Gruß vorüber, so schüttete er seine nassen Gaben so reichlich, ja so überreichlich aus, daß mir vor seiner verschwenderischen Güte ganz bange wurde und ich mit Besorgniß die Stufen zu zählen anfing, die aus dem gar bald in einen See verwandelten Garten zu unsrer Verandah heraufführten. Vier Tage und vier Nächte stürmte und regnete, donnerte und blitzte es mit nur geringen Pausen; alle Läden wurden geschlossen, aber die allgemeine Nässe der Luft ließ sich natürlich nicht hinausriegeln; am dritten Tage fing auch das Dach an, hier und da den Dienst aufzukündigen, und es war in der That kein angenehmes Gefühl, an manchen Stellen den

Regen in eigner Person hereinkommen zu hören, und dazu die Frösche, die ich nie zu meinen Freunden gezählt habe, selbst auf dem Sopha ihren philosophischen Betrachtungen obliegen zu sehen, besonders da das allgemeine Dunkel eine allzuvertrauliche Berührung begünstigte.

Ich hatte erst große Bange, daß das nasse Wetter, wenn ich diesen gelinden Ausdruck brauchen darf, der weitern Genesung meiner armen Frau sehr im Wege stehen, wenn nicht gar einen Rückfall verursachen möchte. Meine Besorgniß löste sich jedoch noch zur rechten Zeit in Freude auf, denn eben, als sie über den übeln Einfluß zu klagen anfing, hellte sich der Himmel allmählig auf, und vorigen Montag stellte ein starker Südwind die indische Aetherbläue wieder her, so daß wir bei offenen Läden unsre letzten Packereien vornehmen durften.

Bis dahin war es sogar zweifelhaft, ob wir das Octoberdampfschiff würden besteigen können. Madras hat nämlich keinen ordentlichen Hafen; die Schiffe müssen ziemlich weit im Meere Anker werfen; wer an Bord will, muß es sich daher gefallen lassen, in einem Lederboot durch die Brandung hindurch zu steuern, die selbst bei ruhigem Wetter ziemlich unruhig ist. Zur Zeit des Monsums trägt es sich dann zuweilen zu, daß das von Calcutta herkommende Dampfschiff vor Madras vergebens liegt und auf Passagiere von daher wartet, indem, wenn die mit der Brandung verbundne Gefahr einen hohen Grad erreicht, kein Boot von Obrigkeit wegen die Ueberfahrt wagen darf. Hätte das Dampfschiff, statt am 13., am 7. und 8. von Madras abzugehen gehabt, so hätten wir nicht an Bord hinüber gekonnt, denn so arg war da die Brandung, daß Tausende von Menschen, und darunter die nächsten Verwandten, händeringend am Ufer mußten stehen bleiben, während in nächster Nähe einige Schiffe, die nach Rangoon gehen sollten, durch die heftige Bewegung des Meeres losgerissen, von der Brandung gefaßt, darin umgetrieben und nach langem, schwerzubeschreibendem Kampfe zu Bau- und Feuerholzstücken zerschellt wur-

den, und so an 200 Menschenleben, Angesichts ihrer besten Freunde auf Erden, rettungslos verloren gingen.

Wir waren so glücklich, die beiden letzten Tage vor unsrer Abreise in dem schloßähnlichen Bungalow eines unsrer englischen Freunde und Gönner zuzubringen, der, hoch in einem großen, luftigen Park gelegen, meiner armen Kranken mit seiner gesunden Luft und mit seinen Bequemlichkeiten, wie sie nur in einem hindu-englischen Hause angetroffen werden, sehr gelegen kam. Da der liebe Freund eine der bedeutendsten obrigkeitlichen Stellen in Madras bekleidet und in allgemeinem Ansehn steht, so hat uns seine Empfehlung außerdem eine gute Kajüte auf dem Dampfschiffe zuwege gebracht, und über die auch bei ruhigem Wetter unangenehme Brandung hat uns das ihm selbst officiell zu Diensten stehende Boot schnell und leicht hinweggetragen.

Wir gingen am 13. Nachmittags an Bord, und da ich gleich gestern die Seekrankheit überstanden habe, so sitze ich nun hier ganz unangefochten in dem großen Salon, dicht am Hintertheil des Schiffes, und denke manchmal zurück an Indien, noch öfters aber vorwärts an die liebe Heimath, der wir uns, wenn auch aus weiter, kaum auszudenkender Ferne, doch stetig nahen.

Es war ein wunderlieblicher Nachmittag, als uns unser wackrer Gastfreund in seinem bequemen Wagen durch all die Straßen, Plätze und Baumgänge dem benachbarten Strande zufuhr, und ich konnte es kaum recht fassen, daß ich Indien nach einem fast dreijährigen Aufenthalt nun wirklich zu verlassen im Begriffe stand. Ich habe zwar nie ernstlich gefürchtet, daß der Tag der Auferstehung mich dereinst in Indien finden sollte, obschon ich fast ununterbrochen mit dem indischen Klima im Kampfe gelegen; aber auch die festeste Siegeszuversicht findet sich endlich von der Siegeswirklichkeit überrascht. Wie ein Träumender habe ich vor etwa drei Jahren meinen Fuß zuerst auf indischen Boden gesetzt; wie ein Träumender habe ich es nun wieder ver-

lassen; und wie lange wird's dauern, so erscheint der dazwischenliegende Aufenthalt selbst wie ein langer schwerer Traum mit einzeln zwischeneingestreuten freundlichen Gebilden.

Den Abend vor meiner Abreise begab ich mich in das Missionshaus, um an die dort versammelte tamulische Gemeinde nochmals eine kurze Ansprache zu halten. Einen Theil derselben setze ich zu Deutsch hierher, weil er zugleich die Bedeutung eines Zeugnisses hat. Ich sagte unter Anderm etwa so:

„Nachdem ich nun dem Herrn meinen Gott für alle uns erwiesene Barmherzigkeit meine Dankgelübde vor allem seinem Volk gezahlt habe, halte ich es für meine Pflicht, euch noch mit einigen wenigen Worten zu ermahnen. Ihr wißt, ich gehe nun nach Hause, und wenn ich dort mit Gottes Hülfe angelangt bin, so werden natürlich die heimathlichen Missionsfreunde verschiedene Fragen an mich stellen. Eine der wichtigsten darunter wird gewiß die sein: „„Wie wandeln die Christen jener Missionen, die wir bisher durch Gabe und Gebet unterstützt haben? Haben wir, menschlich zu reden, das Geld auf die Straße geworfen und in den Wind gebetet, oder ist Gabe und Gebet zum Zweck und Ziel gelangt?““ — Nun, was meinet ihr wol, daß ich auf diese wichtige Frage antworten werde? — Ich will euch meine Antwort offen sagen, dafern ihr sie zu hören wünscht. Sie wird etwa folgendermaßen lauten:

„Lieben Freunde! Es sind nun bereits über tausend Jahre vergangen, seitdem unsre heidnischen Vorfahren sich dem Lichte des Evangeliums zuwandten. Das ist gewiß eine lange Zeit, und doch, wie steht es trotzdem noch immer mit unsern eignen Gemeinden! Selbst die besten derselben leuchten keineswegs wie die volle Mittagssonne. Wie einzelne Sterne am Abendhimmel, so die einzelnen Frommen innerhalb unsrer besten Gemeinden; das ist das Höchste, was sich zu ihrem Lobe sagen läßt. Wenn dem aber so ist, so dürfen wir wol zu-

frieden sein, falls in Südindien, wo das Licht des Evangeliums seit etwa hundert und fünfzig Jahren aufgegangen ist, die christlichen Gemeinden wie die Mondsichel am ersten, zweiten oder dritten Abend nach dem Neumond erscheinen."

„Darauf dürften die Missionsfreunde vielleicht folgendermaßen antworten: „„Wir erkennen den aufgestellten Grundsatz vollkommen an. Wenn es so, wie du sagst, um die südindischen Gemeinden wirklich steht, so sind auch wir zufrieden. Die Frage ist nun aber eben die: Schienen denn die südindischen Gemeinden, und wäre es auch nur wie die Mondsichel am ersten Abend nach dem Neumond, in die sie umgebende heidnische Nacht hinein? — Was hast du gesehen? Was hast du gehört? Wie hast du's befunden?""

„Meine Lieben! Was soll ich dann darauf antworten? Schmeicheln kann ich nicht, und wenn ich es auch könnte, was würde das mir und euch nützen? Einige unter euch wandeln in der That dem Evangelio gemäß. Einige unter euch suchen in der That das Heil ihrer unsterblichen Seele; einige unter euch legen ihres Herzens Glaube, Liebe und Hoffnung in Wort und Handlung unzweideutig an den Tag. Leider aber sind derjenigen, die das Evangelium durch einen evangelischen Wandel zu zieren sich befleißigen, nur sehr, sehr wenige. Daß die Anzahl derselben so gar gering sei, das denken die heimathlichen Missionsfreunde nicht. Das kann und muß ich euch versichern."

„Lasset uns einmal näher zusehen. Wie soll sich denn dem Worte des Herrn gemäß eine christliche Gemeinde ausnehmen? Wie eine auf dem Berge erbaute Stadt, nicht wahr? Der Berg, darauf sie gebaut ist, das ist die beßre christliche Gerechtigkeit, die die gewöhnliche Gerechtigkeit der Welt weit überstrahlen soll. Mag dieser Berg der bessern Gerechtigkeit auch noch so niedrig sein, ganz und gar fehlen darf er nicht. Ich will es euch ohne Gleichniß frei heraus sagen. Irgend ein sittlicher Unterschied zwischen der heidnischen und der christ-

lichen Gemeinde muß sichtbar sein, und zwar zum Vortheil der letztern. Wenn die christliche Gemeinde auch in gar nichts eine beßre Gerechtigkeit aufzeigen kann, als die umgebende Heidenwelt, werden denn dann die bessern Heiden, die einer bessern Gerechtigkeit nachjagen, in die christliche Kirche herüberzukommen geneigt sein? Mit nichten. „„Diese Leute, die sich Christen nennen, sind ja keineswegs besser als wir Heiden."" So sprechend werden sie der christlichen Kirche aus dem Wege gehen. O was ist das für eine Schande, wenn es dann heißt: Das größte Hinderniß für die Ausbreitung dieser Religion sind — ihre Bekenner!"

„Ich will euch nun noch näher rücken und euch die bestimmte Frage ans Herz legen: Nimmt sich denn diese Gemeinde, zu der ich eben rede, wie eine Stadt auf dem Berge aus? Mag dieser Berg beßrer Gerechtigkeit von noch so geringer Erhebung sein, — erscheint denn ihm gegenüber die Gerechtigkeit der umgebenden Heidenwelt als eine Tiefe? — Oder in gleichnißloser Rede: Ist ein sittlicher Unterschied zwischen euch und euren heidnischen Nachbarn vorhanden, vorhanden zu euren Gunsten? Und fällt derselbe einem Jeden, der ein Auge dafür hat, sogleich in's Auge? Wenn die Heiden auf euch zu reden kommen, geben sie euch ein gutes Zeugniß? „„Diese Christen sind vortreffliche Leute; sie lügen nicht, sie trügen nicht; in ihren Häusern hört man kein Wort des Zanks; sie lieben sich wie Brüder und helfen Einer dem Andern; eine solche Gerechtigkeit findet sich unter uns Heiden nirgends."" Werden wohl die Heiden in dieser und ähnlicher Weise von euch reden?"

„Meine Lieben! Wie sich das auch immer verhalten möge, schaden kann es gewiß nicht, wenn ihr darüber nachdenkt. Es prüfe aber ein Jeglicher sich selber! Wenn ihr das mit Ernst thut und euren Wandel durch Gottes Gnade fort und fort bessert, so werdet ihr ein feines Lob vor Gott und Menschen erlangen, hienieden glücklich leben

und dereinst, wenn ihr den guten Kampf ausgestritten, eurer Seelen Seligkeit davontragen."

„Nun, das ist ja eben das Ziel, der Wunsch und das Gebet der heimathlichen Missionsfreunde. Euer Gold und Silber haben sie nun und nimmer begehrt; auch trachten sie nicht nach Ruhm bei Menschen; eure Seelen suchen sie. Für eure Seelen beten sie, geben sie; um eurer Seelen willen weigern sie sich selbst der Schmach euretwegen nicht. O daß doch die gute Absicht derselben von Tage zu Tage reichlicher in Erfüllung gehen möchte! Das gebe der dreieinige Gott nach dem unerschöpflichen Reichthum Seiner Barmherzigkeit."

So weit meine Ansprache, die ich möglichst treu wieder zu geben versucht habe.

Ich nahm sogleich nachher von der Gemeinde Abschied, und eilte in das Haus unsres lieben Gastfreundes zurück, wo unterdeß einige der hoffnungsvollern Mädchen, denen meine Frau alltäglich Unterricht in weiblichen Arbeiten zu ertheilen pflegte, sich verabschiedet hatten. Am andern Morgen, d. i. Mittwochs, sahen wir noch einmal unsern Kremmer bei uns, und heute, als am Freitag, streichen wir schon an der felsigen Küste von Ceylon hinunter, und hoffen morgen bei Zeiten in den südlichsten Hafen dieses zauberischen Eilandes, Point de Galle, einzulaufen. Alle Glieder des Leibes freuen sich darauf.

Am Bord des Oriental, in der Nähe von Socotara.
Den 23. — 25. Octbr. 1852.

Als ich das letzte Mal schrieb, glich das Meer einer ruhigen See; heute gleicht es fast einem klaren Spiegel, und wenn nicht einige Wolken am Himmel auftauchten und der müßigen Phantasie bergumgürtete Küsten, Bergterrassen und Schlösser vorgaukelten, so würde Himmel und Meer in Eine, nur vom Golde der Sonne durchbrochne Bläue zusammenfließen. Es kommt uns ganz ungewohnt vor, die Natur, die

wir in den letzten drei Monaten fast ununterbrochen im Zustand der Empörung vor Augen gehabt haben, nun wieder einmal ganz zahm zu unsren Füßen spielen zu sehen. Lobe den Herrn, meine Seele; deß Kleid Licht ist; der das Erdreich mit der Tiefe decket, wie mit einem Kleide, und den Himmel, wie einen Teppich darüber breitet!

Es sind heute gerade acht Tage, daß wir in Point de Galle auf einige Stunden das Land bestiegen. Kaum machte das Dampfschiff Halt in dem schönen tiefeingebuchteten Hafen, Angesichts der nahen, von Kokuswäldern gleichsam umnachteten Felsenküste, so sahen wir uns von langen schmalen singhalesischen Nachen wie blockirt, und bis aufs Verdeck herauf drängten sich die auf den europäischen Beutel stark speculirenden Ceylonesen, denen das Unterrock-ähnliche Gewand, das ziemlich anmuthlos von der Hüfte herabfällt, so wie das sorgfältig nach hinten gekämmte, von einem großen Schildpattkamm auf dem Scheitel zusammen gehaltene lange rabenschwarze Haar ein weibisches Ansehn gibt. Umsonst ließen sie uns ihre glänzenden Handelsartikel, ceylonesische Edelsteine und Ringe, in das Auge blitzen; wir bestiegen so rasch als möglich ein Boot und eilten, ans Land gesetzt, durch ein altergraues Thor und einen anmuthigen Gang mit wahrhaft riesigen Bäumen zu beiden Seiten hinauf in das Gasthaus. Vor demselben hatte sich in aller Eile ein kleiner Markt gebildet; 40 bis 50 Verkäufer umdrängten und umschrieen jeden neuen Ankömmling, und nur die Anwesenheit eines Polizeisoldaten hielt die trugbegierige Rotte mit ihrer singhalesischen Unverschämtheit einigermaßen in Schranken. Auf jeden Käufer kamen fast 5 Verkäufer; dennoch sind gewiß deren Viele mit einer ganz hübschen Markternte nach Hause gegangen, da die zierlichen Galanteriewaaren in Schildpatt, Elfenbein u. s. w. manchem feinen Engländer eine gute Anzahl Schillinge aus der Tasche zu locken schienen.

Es war mir eigenthümlich zu Muthe, als ich im Schein der un-

tergehenden Sonne Ceylon, dieses blitzende Juwel in der Krone der englischen Besitzungen, je länger je mehr verbleichen, und somit Ostindien für immer meinen Blicken entschwinden sah. Dort in Point de Galle hatten also die wohlbekannten Laute der tamulischen Sprache zum letzten Mal mein Ohr berührt; dort waren die letzten Gestalten des Volkes, in welchem alle meine Gedanken und Bestrebungen je länger je mehr ihren Schwerpunkt gefunden haben, mir vors Auge getreten. Mit herzinniger Freude ward ich mirs zwar bewußt, daß von hier an unser Kiel sich entschieden nach Westen beflügelte; aber während die heimathliche Sehnsucht mich nach dem Westen riß, hielt mich die Erinnerung in Osten fest; das Land der Geburt kämpfte in meinem Herzen mit dem Lande der Wahl. Da aber der Magnet im Westen, dessen heimathliche Gefilde mir doch nur theilweise zur Fremde geworden, stärker war, als der Magnet im Osten, dessen fremde Zonen mir doch nur theilweise zur Heimath geworden, so eilte mein Herz gar bald der eben in einem Feuermeer niedergehenden Sonne nach, während mein Blick sich immer und immer wieder dem Osten zuwandte, über welchen gleich nach Sonnenuntergang der Mond sein wehmüthiges Silberlicht ergoß.

Möglich, daß hiebei einem oder dem andern der heimathlichen Freunde, die an dem Fort- und Ausgang meiner Reise besondern Antheil nehmen, die Frage auf die Lippe kommt: „Was nimmst du nun von Indien mit hinweg?“ — Worauf mein Bestreben gegangen ist, will ich gern sagen. Es lag mir an einem genauen Verständniß der allgemeinen Verhältnisse und Bedürfnisse indischer Missionen; es lag mir namentlich an einer innigen Bekanntschaft mit dem Volke, unter welchem die lutherische Mission in Ostindien arbeitet; es lag mir insbesondere an einer solchen Kenntniß tamulischer Sprache und Literatur, die mich in den Stand setzen möchte, mich dereinst denen, die als Missionare in das Tamulenland hinauszugehen gesonnen sind,

mit gutem Gewissen als Führer für die labyrinthischen Gänge des tamulischen Schriftthums anzubieten. Darauf ist also mein Bestreben hauptsächlich gerichtet gewesen. Wie weit ich mich dem gesteckten Ziele genähert, darüber kommt es mir nicht zu ein Urtheil auszusprechen. Der Herr aber ist mein Zeuge, daß ich jeden Nerv meines Geistes für diesen Zweck angespannt habe, und Lob und Preis sei dem Starken, der auch in dem schwachen Leibe mächtig gewesen. Mußte ich doch mein Leben stets wie in Händen tragen; der Herr aber hat mich wie auf Adlersflügeln über Alles hinweggehoben.

Es freuet mich sehr, daß ich in Madras Jemanden zurückgelassen habe, der mit mir an der weitern Erforschung des tamulischen Schriftthums für die Zwecke der Mission gemeinschaftlich arbeiten will. Ich denke, ich habe den jungen Mann, Samuel mit Namen, in einem meiner ersten Briefe von Madras erwähnt. Er ist ein Glied unsrer tamulischen Gemeinde in Madras, ein äußerst begabter Mensch, und von ihm, der ein ausgezeichneter Kenner der hochtamulischen Grammatik ist, unterstützt, habe ich mich in die verschiedenen Schachten der Tamulischen Literatur hinabgelassen. Während er mir das grammatische Grubenlicht vorantrug, habe ich selbst ihn auf den Werth und die Bedeutung dieses oder jenes Metallgeäders aufmerksam gemacht. Es freut mich, wie gesagt, daß er so ganz auf meine Gedanken in dieser Beziehung eingegangen ist. Als ich am Vorabend vor meiner Abreise von der Gemeinde Abschied nahm, trat er noch einige Augenblicke zu mir, dankte mir, „daß ich ihn gelehrt, was er zu lernen habe,“ und versprach zugleich, auf dem eingeschlagnen Pfade vorwärts gehen zu wollen.

Ich habe an dem Vorstehenden an drei verschiedenen Tagen geschrieben. Noch immer liegt das Meer so sanft wie ein Lamm zu unsern Füßen, — so daß selbst die allerseekrankesten Passagiere sich ihres Lebens wieder freuen lernen und aus ihren dumpfen Zellen ans

Tageslicht hervor gekommen sind. Gestern glich das Meer gar einem glattgefrornen See; fliegende Fische schnellten wie Silberpfeile auf der blauen, sonnigen Fläche hin und wieder, und lustige Vögel umschwärmten unsre Masten. Es bedurfte keiner starken Einbildungskraft, um in dem Indienfahrer für eine Weile ein Rhein-Dampfschiff zu sehen; die Wolken ließen sich leicht genug zu Bergen und Burgen umgestalten, und bald enthob uns der Anblick der langgestreckten Gebirgsinsel Socotara mit ihren zwei angeschobnen Felseneilanden, deren nächster Nähe wir hinglitten, zum Theil auch dieser Mühe.

Mit Einbruch der Nacht ließen wir diese Vorhalle Indiens (im Sinne der Alten) hinter uns, und heute Morgen gegen 4 Uhr passirten wir den östlichsten Vorsprung Afrika's, das Kap Guardafui. Erst jetzt hat sich der Wind zu unsern Gunsten gewendet, und Wind und Dampf treiben uns nun lustig dem alten Portus Romanus zu, — Aden auf dem südlichsten Vorsprung der arabischen Halbinsel.

Morgen, will's Gott, werden wir den schwanken Fuß zum zweiten Male für ein paar Stunden aufs feste Land setzen.

In der Nähe von Djebel Tayer.
Den 28. October.

Schon vorgestern in ziemlicher Frühe dämmerte uns das Land des falschen Propheten, das den seemüden Gliedern eine zweite Rast gewähren sollte, je länger je deutlicher entgegen, und bald konnte das Auge, das die Küste Afrikas längst verloren hatte, wieder ausruhen auf den allgemeinen Umrissen desjenigen Theiles von Hadramaut, wo der Djebel Hamari sein Haupt über 5000 Fuß erhebt. Die englischen Passagiere, die sich um diejenigen Punkte der Erde, die noch nicht zu Englands Füßen liegen oder zu fallen versprechen, in der Regel wenig kümmern, schaueten von nun an eifrig nach der Halbinsel aus, die, von dem Djebel Schamscham gebildet, die eng-

lische Besitzung trägt, welche an dem Thore des Rothen Meeres Wache hält, — nach Aden nämlich. Man wetteiferte, die englische Flagge auf dem dreieckigen Felsen-Eilande, das jenem Militärposten als Bollwerk vorliegt, zuerst zu entdecken.

Je näher wir dem ersehnten Ziele rückten, je mehr steigerte sich die Glut der Sonne, die uns seit Madras fast nie belästigt hatte. Um so frischer aber blies auch der liebe Wind darein, und schon um 1 Uhr des Nachmittags warfen wir Anker Angesichts des öden, schwarzen, steilen, vielgegipfelten Gebirges, an dessen Fuß das weiße Gasthaus blinkt, das dem europäischen Passagiere von oder nach Indien eine kurze, aber kostspielige Rast bietet. Wir eilten in einem Boote an das Land, das wir vor etwa drei Jahren zuerst begrüßt hatten, uns herzlich freuend, nun endlich auf die eigne Spur zurückzukommen.

Mir schien's, als ob die Sumali's, die von der gegenüberliegenden Küste Afrikas des Broterwerbs wegen nach Aden herüberkommen, seitdem einige Fortschritte im Englischen gemacht hätten: „Geld, Herr! Viel Geld, Herr! Mehr Geld, Herr!“ solche und ähnliche Redensarten wenigstens flossen ihnen ziemlich rund und frei von der Lippe. Dagegen fand ich ihre Gesichtszüge dießmal minder anziehend, und während früher ein entschieden semitisches Element in mir fast kaum einen Gedanken an hamitische Verwandtschaft aufkommen ließ, konnte ich jetzt eine leise Annäherung an den hamitischen Charakter doch nicht verkennen. (B. III, S. 12).

In der luftigen Verandah des Gasthauses, das am Fuße jener tiefmelancholischen, von keinem Strauche begrünten und nur von Geiern und derlei Gesellen besuchten Gebirge sich doppelt gastlich ausnimmt, fanden wir etwa die Hälfte der Passagiere bereits versammelt, und zwar einige darunter mit so erhitzten Gesichtern, daß man kaum zweifeln konnte, sie hatten einer edleren Flüssigkeit, als dem kaum trinkbaren Salzwasser dieses „Glücklichen Arabiens“ zugesprochen.

Vor der Verandah aber hatte sich eine ziemlich bunte Gruppe, meist aus Sumali's, versammelt, alle erpicht aus der Tasche des europäischen „Sahib," die von den Schätzen Indiens, wie sie meinen, überfließt, durch Jammern, Ueberstürzen, Schlagen auf den Bauch, und ähnliche Kunstgriffe, oder auch durch kleine Dienste möglichst viel herauszulocken, und dabei fest entschlossen, auch mit der allergrößesten Summe sich nicht zu begnügen, sondern den armen Sahib mit einem „Herr, Herr! nicht genug! Gieb Geld, Herr! Gieb mehr Geld, Herr! Gieb viel Geld, Herr!" zu verfolgen und nicht eher Reißaus zu nehmen, als bis derselbe zum Stocke, als seiner letzten Zuflucht, greift. Den eigentlich betriebsamen Theil der Gruppe bildeten außer Bootsleuten, deren Mehrere bereits ihren guten Fang gemacht hatten, die Eseljungen, die so gravitätisch auf ihren Eseln saßen, als wären es lauter arabische Rosse, und fort und fort durch alle Register ihres Englisch gingen, indem sie das Thema variirten: „Gut Esel, Herr! dieser Esel gut, Herr! Herr, sehr gut der Esel! Komm, Herr! Versuch, Herr!" Das Geldwechsler-Geschäft aber schien Allen gemein zu sein. Da streckte bald hier, bald dort Einer die sonneverbrannte Hand durch das Gitter und schrie, zuweilen mit wahrhaft donnernder Stimme: „Herr, 4 Rupis! Gieb 8 Schillings." Oder: „Herr, 8 Schillings. Gieb 4 Rupis!" — Zwei der Sumali's, die ihr gekräuseltes Haar mit einer Art Kalk gelb zu färben lieben, hatten sich eine Perücke, — aus gelben Federn oder Haaren; ich weiß es nicht genau zu sagen — beigelegt und dadurch ein ungemein lächerliches Ansehn gewonnen. Sie erlaubten es gern, daß der europäische Sahib ihnen auf ein paar Minuten die Perücke vom Kopfe zog, und wie im Triumphe emporhielt; im Gegentheil das ganze hochkupferfarbne Gesicht lachte und zeigte dabei das Schönste, was der schmutzige Sumali besitzt, — die weißen, elfenbeinernen Zähne.

Kaum war die Sonne nieder-, und der Mond aufgegangen, so

machten wir einen kleinen Spaziergang am Meere entlang. Der Mond, der, hier von ganz besonderm Glanze, uns auch schon einige Tage vorher wahrhaft wonnige Abende bereitet hatte, goß einen unbeschreiblichen Zauber über die Landschaft aus. Auf der einen Seite das bewegte Meer, auf der andern Seite die ewig unbewegten Berge, — beide öde und schwarz, — und dazu in der Ferne das von so vielen Lichtern erhellte Gasthaus, daß es schien, als habe man den Fuß des dunklen Berges, an dem es liegt, illuminirt. Reiter zu Pferd, zu Esel und Kameel trabten an uns vorüber, ja selbst die englische Kutsche fehlte nicht. Einer der Sumali-Esel-Jungen sprang im Vorüberreiten von seinem Thiere und beschenkte meine Gefährtin mit einer Hand voll am Strande aufgeraffter Korallen, ohne für seine Galanterie etwas anderes als einen freundlichen Blick zu beanspruchen, — etwas in diesen Gegenden und unter dieser Klasse von Menschen fast nerhörtes.

Von unserm angenehmen Abendspaziergang in dem „Glücklichen Arabien“ zurückgekehrt, sahen wir uns bald nach einem Bootsmann um, der uns an Bord zurückbringen sollte. Ein ganzer Haufe von Bootsleuten umringte und begleitete uns. Die beiden jungen Stutzer mit den Federperücken hielten uns fest umschlossen; der zur Rechten suchte meine Frau für sich zu gewinnen, indem er alle Minuten an seine Perücke griff und mit einem Lächeln unbeschreiblichen Wohlgefallens ein Mal über das andere ausrief: Gut, sehr gut, sehr, sehr gut! Der zur Linken, an dessen Perücke Sonne oder Regen die schöne gelbe Farbe etwas vergraut und vergelbt hatte, legte seine Rechte ganz traulich auf meine Schulter, und sich mit der Linken das Gesicht streichelnd und die Augenbrauen bedeutungsvoll in die Höhe ziehend, schrie er mir einmal über das andere ins Ohr: „Ein schöner Bursche, Herr; Herr, ein sehr schöner Bursche! Komm in mein Boot! Ein sehr schönes Boot, Herr! Komm, komm!“

Die Nacht, die uns an Bord erwartete, war keine der angenehmsten. Unser Schiff nahm hier in Aden Kohlen ein, und zwar nicht minder als 500 Tonnen: in Suez nämlich sind die Kohlen sehr theuer, die Dampfschiffe pflegen sich daher gleich in Aden mit den nöthigen Vorräthen für die Rückfahrt zu versehen. Das Ab- und Aufladen dieser Kohlen ist, ich möchte sagen, für alle fünf Sinne unangenehm; alles was man anfaßt, ist mit schwarzem Staube überzogen, in die Nase fliegts wie Schnupftabak, in das Auge wie feiner Sand, die Speisen und Getränke selbst schmecken nach jenem „schwarzen Diamanten," und damit das Gehör nicht leer ausgehe, so singen und klatschen die kohlschwarzen Sidi's von der Ostküste Afrika's beim Ab- und Einladen der Kohlen so gewaltig, daß es den Anschein hat, als feierte man geräuschvolle Bacchanalien in der Nähe. Auf diese Weise erleichtern und versüßen sich die armen Burschen die blutsaure Arbeit, aber dem europäischen Passagier am Bord wird drum nicht wohl dabei. Er fliehet aus seiner engen Kajüte, wo, des eindringenden Kohlenstaubes wegen, jede Oeffnung fest verschlossen wird, auf das Verdeck, und findet auch dort wenig Erleichterung. Leider dauerte das schmutzige und doch so nöthige Geschäft die ganze Nacht hindurch, und es bildeten sich daher allmählig die interessantesten und malerischsten Schlafgruppen auf dem Verdecke selbst, — auf Bänken, Stühlen und Verschlägen. Ich machte meiner Gefährtin ein patriarchalisches Lager auf einer Bank mittelst einer Fußhütsche und eines darüber gelegten Kopfkissens zurecht, während ich mich auf dem Boden selbst zu ihren Füßen hinstreckte. Im Uebrigen war es eine köstliche Nacht. Der frischeste Wind fächelte uns Stirn und Angesicht, und der silbernste Mondenschein verklärte die nachtschwarzen Berge Adens, das mit seinem hell erleuchteten Gasthaus wie eine Scene aus „Tausend und Eine Nacht" auf uns herübersah.

Am andern Morgen sah das ganze Schiff wie eine Feueresse, und

alle Passagiere wie halbe Essenkehrer aus. Dank aber der strengen Schiffsordnung — in einigen Stunden verwandelte sich die Esse wieder in ein freundliches Hôtel, und neues Wohlgefühl verbreitete sich über den bunten Kreis der Gäste.

Gegen 6 Uhr des Morgens setzte sich das mit 500 Tonnen Kohlen sehr beschwerte Schiff in Bewegung und schnellte bei günstigem Winde dicht an der arabischen Küste hin, die hier immer ein vulkanisches Vorgebirge nach dem andern wie Bollwerke weit in das Meer hinaussendet, und so trotz den eintönigen Kegel- und sonstigen vulkanischen Formen, die allen diesen Vorgebirgen eignen, dem Passagier an Bord eine angenehme Unterhaltung gewährt, besonders wenn derselbe nicht ohne alle Phantasie ist.

Wir saßen eben zu Tische (gegen 5 Uhr), als unser guter Dampfer, der die ungeheuere Last seiner eigenen Nahrung kaum zu fühlen schien, in die enge Straße einlenkte, die Arabien von Abyssinien scheidet, und das Indische Meer mit dem Rothen verbindet. Noch eine Stunde, und die Sonne ging über den Bergen Aethiopiens unter, und der Vollmond über den Bergen Arabiens auf, so zwei Welttheile trennend und verknüpfend. Wir passirten die Küste von Mokka, mit der sich die aromatischsten Ideen verbinden, in der Nacht, und heute Morgen zwischen 9 und 10 Uhr zog die ziemlich lange Reihe der Zebayer-Inseln, — alles vereinzelte und vereinsamte Felsen-Eilande, — an uns vorüber. Um Mittag schon lag uns der Djebel-Tayer ganz deutlich vor Augen, der noch bis in die jüngste Zeit herein gespieen hat.

Ein starker Seewind schwellt unsre Segel und wiegt uns stärker, als es angenehm ist, — und schon in fünf Tagen, will's Gott, setzen wir unsern Fuß auf's Land in Suez. Von dort aus ein Mehreres.

In der Nähe von St. Johns-Insel.
Am 30. October.

Ich halte mehr, als ich versprochen, denn obschon wir von Suez noch an 600 Meil. entfernt sind, ergreife ich doch schon wieder die Feder.

Bereits vorgestern Abend nahm der gute Südwind Abschied, der uns seit unserm Eintritt in das Rothe Meer Segel und Herz geschwellt hatte, — und zwar zum Bedauern Aller. In Folge davon stieg gestern das Thermometer, das an der kühlsten Stelle aufgehängt ist, auf 31° Reaumur, und drohet heute sich noch höher versteigen zu wollen. Alles seufzt und lechzt nun nach dem Nordwinde, der ein wenig höher aufwärts um diese Jahreszeit das Rothe Meer zu beglücken pflegt, und in dessen Bereich wir bald zu gelangen hoffen. Wir steuern jetzt eben zwischen Nubien und Arabien hin, und dieß ist die Strecke, die schon manchem Passagiere in der heißen Zeit (d. i. von Mai bis October) das Leben gekostet hat. Es ist aber nicht sowohl der Grad, als die Art der dann herrschenden Hitze, die dem Europäer ans Leben geht: Sandwirbel von der benachbarten Küste verfinstern die Atmosphäre zuweilen dergestalt, daß das Auge nur in der nächsten Nähe zu sehen im Stande ist, und die Lunge schwer und schwerer arbeitet. Vor nicht langer Zeit starben drei der Passagiere, denen sonst nichts Besonderes gefehlt hatte, auf einmal; ein Vierter aber kam mit einem unbeschreiblichen Kopfweh, dem Vorboten des nahenden Fiebers, endlich noch davon. Gott Lob, daß die beßre Jahreszeit mit Anfang October eingesetzt hat; ich wüßte nicht, wie meine arme Frau, die kaum der Dyssenterie entflohen ist, einen etwaigen Strauß mit den Schrecken nubisch-arabischer Natur hätte bestehen mögen. Ist es doch auch jetzt noch selbst für den gesundesten Mann eben genug.

Wir haben, seitdem ich das letzte Mal schrieb, keine Küste wieder gesehen, auch keine der einsamen Felseninseln, daran das Rothe Meer

so reich ist. Daß aber irgendwie Land in der Nähe sein muß, bezeugt der niedliche Vogel, der hier vor meinen Augen umherhüpft und sich Spinnen zum Frühstück fängt. Eine freundliche Erscheinung auf diesem unwirthlichen Elemente, noch viel freundlicher als die unter dem Dache des Hauses bauende Schwalbe. Der kleine Gast hat vielleicht unsern Dampfer für eines seiner einsamen Felsen-Eilande genommen, und während er sich sorglos auf dem Maste wiegte, ist das vermeinte Eiland so weit hinweggeschwommen, daß der kleine Flügel es nicht mehr erreichen kann. In Aden war es einem Sumali-Knaben ähnlich ergangen. Er war auf den Booten, welche die Passagiere ans Land holten, mit an Bord gekommen, und hatte sich dort so wohl vergnügt, daß er den Abgang des Dampfers gar nicht bemerkte. Wie erschrak er, als er plötzlich eine ziemlich breite Wasserfläche zwischen sich und dem wohlbekannten Strande sah! Es blieb hier keine Wahl, als entweder nach Suez mitzureisen oder aber sich über Bord zu werfen, und sein Heil im Schwimmen zu versuchen Der arme Bursche wählte das Letztere. Ob sein Versuch gelungen oder nicht? Von dem Verdeck des herzlos dahineilenden Dampfers aus konnten wir darüber nicht zur Gewißheit kommen.

Wir haben unter andern auch zwei Leute an Bord, davon der eine etwas minder, der andere etwas mehr als Missionar ist. — Der Erstere ist zu Madras stationirt und hat dort sein „bescheidnes" Arbeitsfeld, wie er sich selbst ausdrückt, unter den sogenannten Ostindiern. Obgleich er keine Universitätsbildung empfangen hat, ist er doch auf dem Wege der Ordination, — ich weiß nicht ob als Deacon oder Priest —; der eigentliche Zweck seiner Heimreise aber ist die Sicherung einer Erbschaft, die ihn zu einem Zehntel-Millionär macht. Seine Grundsätze sind streng „evangelical," und kaum hatte der Andre, der etwas mehr als Missionar ist — Kaplan des Sir James Brook, Rajah zu Serawhawkh auf Borneo — am ersten Sonntag unsers Schiffslebens seine

Predigt beendigt, so kam er, der sogleich „Puseyismus" darin gewittert hatte, mit einem Gesichte zu mir, das zu sagen schien: „Ja, ja, so sind diese Universitäts-Leute; ich mit meiner einfachen Bildung predige viel evangelischer, als dieser da." Er erklärte sich im Laufe des Gesprächs als Prädestinatianer; und als ich ihm darüber etwas zu Leibe ging, so bekannte er sehr naiv, daß er sich über diese und ähnliche geheimnißvolle Punkte, je nach den Bedürfnissen der Personen, mit denen er gerade zu thun habe, bald so, bald so auszudrücken pflege. Natürlich mußte ich ihn darauf aufmerksam machen, daß „Ja und Nein keine gute Theologie" sei.

Der erwähnte Kaplan des Sir James Brook ist das schnurgerade Gegentheil des Madras „Bruders." Bei dem Erstern eine Gefühligkeit, die an Verwaschenheit grenzt, bei dem Letztern eine vielleicht zu starre Sachlichkeit. Früher Arzt, später Theolog, wurde dieser von dem Erzbischof von Canterbury dem Sir James Brook als Kaplan und erster Missionar für dessen interessante Besitzung auf Borneo empfohlen, und ihm sind fünf andere Missionare im Laufe von 4 bis 5 Jahren gefolgt, die ihre Arbeit hauptsächlich den Dajakken widmen. Diese, zwischen Jagd und Ackerbau getheilt, und in lang gestreckten hölzernen Behausungen unter einem Familienhaupte in fast patriarchalischer Weise zusammenlebend, in Zeiten des Kriegs aber sich um ihren Stammeshäuptling schaarend, sind, den Aussagen des Kaplans gemäß, weit und breit geneigt, Missionare unter sich aufzunehmen. Der geistliche Herr ist überzeugt, daß jeder Missionar, der unter und mit ihnen zu leben und mit weiser Liebe an ihnen und für sie zu wirken sich entschließen kann, sehr bald das Ansehen eines Fürsten unter ihnen gewinnen müsse, und sie dann ganz nach seinem Willen zu leiten im Stande sein werde. Er hat den Plan, in England für seine Mission zu werben, und namentlich auch Männer zu gewinnen, die sonst alle nöthigen Erfordernisse für die Mission unter sei-

nen Dajakken besitzen, und daneben fest entschlossen sind, sich lieber nach 1 Corinth. 7, 26 als nach 9, 5 ebendaselbst zu richten. Er sieht jedoch einem großen Kampfe in England entgegen, wo man wohl an Gewinnung einzelner Seelen für den Himmel, allzuwenig aber an Begründung einer Nationalkirche denke, und dabei ungebührliches Gewicht auf Vertheilung von Bibeln und Tractätchen lege. Auf meine Vertröstung, daß es doch auch in England Leute geben werde, die auf gesündere Missionsideen einzugehen geneigt und fähig seien, schüttelte er den Kopf mit der Bemerkung, daß er selbst wenigstens nie einem englischen Missionar begegnet sei, der ihm beigestimmt habe. — Ob und wie weit übrigens die Mission in dem Gebiete des Rajah Brook sich streng innerhalb ihrer eignen Grenzen hält, darüber bin ich ein bestimmtes Urtheil zu fassen außer Stande. Ich kann aber nicht leugnen, daß es mir fast scheint, als sähe aus diesem und jenem Winkel eine etwas fremde Gestalt hervor. Vielleicht Alles Gespenster der Einbildungskraft, die hier auf der großen Wasserwüste ungestörter brütet.

Es ist, während ich dieses schreibe, Mittag geworden, und die Sonne bietet alle ihre Kraft auf, als wollte sie mir zu verstehen geben: „Du hast so oft in Indien über mich geklagt, wo ich doch ein verhältnißmäßig mildes Scepter führte; nun hier zwischen Nubien und Arabien ist mein eigentliches Revier, hier in dieser Klemme will ich dir's noch einmal recht anheimgeben. Hier kannst du auch deine Zuflucht nicht zum Bade nehmen und ein kühles Halbstündchen in der Badewanne verbringen, denn ich weiß wohl, die Badestuben auf eurem Dampfer liegen dicht bei der Maschine und gleichen daher mehr einer Feueresse, als einer Bergungsgrotte."

Dennoch habe ich mich entschlossen, fortzuschreiben und in geistiger Beschäftigung die leibliche Plage zu vergessen. So eben taucht da zur Linken die gebirgige Küste Nubiens, in grauen Dunst geschleiert, vor unsern Blicken auf. Sie sieht aber so eintönig aus, wie das

Meer unter uns und der Himmel über uns, und ich führe daher meine Leser von dem heißen Verdeck sogleich wieder hinunter in den erträglichen Speisesaal, — das gemeinsame Gastzimmer — in der Absicht, sie mit der hier versammelten Gesellschaft ein wenig bekannt zu machen.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen!"

Der stolze Britte, der lustige Schotte, der trockene Amerikaner, der feurige Spanier, der elegante Franzose, der schwerfällige Holländer und der gemüthliche Deutsche — diese alle sitzen hier in einem Gemisch nebeneinander, das noch weit bunter sein würde, wenn nicht die Macht der Pariser Mode, die sich weder um die Tropen, noch selbst um den Aequator kümmert, die alleraußerordentlichsten, aber eben darum auch in die Augen fallendsten Nationalunterschiede so gut wie aufgehoben hätte. Der Eine kommt von Calcutta, der Andere von Bombay, der Dritte von Madras, der Vierte von Ceylon, der Fünfte von Mauritius, der Sechste von Java, der Siebente von Borneo, der Achte von Hongkong, der Neunte von Birmah, der Zehnte von den Manillen. Hier lassen sich mündliche Nachrichten über die halbe Welt einziehen, und da Niemand zu rechter Beschäftigung kommt, so hält es auch nicht allzu schwer, den Einzelnen aus seinem Traumleben zu erwecken und ihn als Zeitung zu gebrauchen. Schade nur, daß man selten Jemanden trifft, der sich über den zu allernächst liegenden Kreis hinaus ein wenig zu unterrichten gesucht hat.

Neben der Westwelt, die hier gastlich zusammengekommen, steht auch eine Ostwelt. Diese finden wir nicht in dem glänzenden Saal, sondern in den dunkeln Tiefen des Schiffes, wo das Herz desselben pulsirt — wo die Maschine arbeitet —, oder aber auf dem mittlern oder hintern Verdeck, wo das Schiff seine Schwingen — seine Segel — entfaltet, so oft der Wind in der rechten Richtung haucht. Da arbeiten an den Segeln u. s. w. die bengalischen Matrosen, die, weil sie

das Rothe Meer fast wie den Tod fürchten, die Reise nie zweimal hintereinander machen, sondern an den Schätzen (20 bis 30 Rup.), die sie während der zwei Monate erworben, ein gutes halbes Jahr am stillen Familienheerd zehren. — Dort im dunstigen Bauche des Schiffes schüren bei unsäglicher Gluth die gluthgewöhnten Söhne Hams von der Ostküste Afrikas das Feuer, um dessetwillen der eilige Reisende selbst vor der Windstille nicht zu erbeben braucht, und singen und bewegen sich dabei mit der Leidenschaftlichkeit, die allen Negerstämmen eigen ist. — Den Schmied und den Zimmermann aus China in ihren blauen Kitteln und großen gelblichen Strohhüten, die da eben einen kleinen Schaden am Schiffe bessern, kannst du nicht verkennen. Sieh' dir nun noch die hindu-muselmännischen Polizeisoldaten an, welche die Schiffskanonen besorgen, und an den Orten, wo Kostbarkeiten aufbewahrt werden, Wache stehen, so wie den arabischen Piloten mit weißem Turban, rother Jacke und blaugestreiftem gelben Mantel, — und du hast alle Elemente des Ostens, die hier für die westlichen Gäste arbeiten.

Es giebt hier aber auch dienende Elemente des Westens. Koch, Fleischer, Bäcker, Aufwärter und Aufwärterinnen sind auf den Dampfern dieser Gesellschaft sämmtlich Europäer. Sie machen das Schiff eigentlich zu einem der großartigsten Londoner Hôtels. Es versteht sich von selbst, daß der Capitain, die Steuerleute, der Schaffner und der Arzt reine Engländer sein werden, wenn selbst der rußige Küchenjunge sein Vaterland mit Stolz Alt-England nennt.

Nun das ist die Welt, die in dieser schwimmenden Stadt haust. Der Militairstand ist am stärksten vertreten, der Beamtenstand am schwächsten. Es sind überhaupt nicht ganz 100 Passagiere, während das etwa 160 Schritte lange Schiff nahe an 200 mit Kajüten und Schlafstätten zu versorgen im Stande ist. Glücklicherweise ist die Anzahl der Damen an Bord diesmal sehr gering, — ich sage glücklicher-

weise, denn indo-englische Damen, wenn auch des Vormittags in Wirklichkeit, oder feinem Anstande gemäß, „a little poorly“ oder „very poorly“ (d. i. ein wenig schwach oder sehr schwach), entfalten — allerdings mit Ausnahmen — eine solche Toilette an der Mittagstafel, daß der Speisesaal und nachher das Verdeck fast das Ansehen und die Steifheit eines Ballsaales gewinnt.

Mannichfaltig wie die Nationalität und der Ort der Herkunft sind auch die besondern Umstände, unter denen die einzelnen Passagiere reisen. Hier siehst du einen etwas gewöhnlichen Mann grade am Ausgange der bessern Jahre; er hat als Arzt der Compagnie seine 25 Jahre gedient, und beschäftigt sich nun mit der angenehmen Frage, wo und wie er seine „anständige“ und nach unsern Begriffen überreiche Pension in der Heimath genießen will. Dort steht ein ehrwürdiger alter Herr, den seine Königin nach Hause ruft, um seine Treue im Colonialdienst, der fast für alle Engländer etwas von „Sibirien“ an sich hat, durch eine höhere Stellung daheim zu belohnen. Hier siehst du einen noch ziemlich jungen Mann, dem seine Dienstzeit in Ostindien zu lang wird, und der, um seine Sehnsucht nach „Alt-England“ wieder einmal zu befriedigen, sich gern auf halben Gehalt für die Zeit seiner Abwesenheit setzen läßt. Dort steht ein Mann in mittlern Jahren, den die indische Sonne gestochen hat, und den daher der Arzt nach Hause schickt, er träumt und spricht gern von dem vielen Schnee und den schönen gefrornen Fenstern in Alt-England. Hier siehst du einen jungen, kernhaften Pflanzer, der seine einträgliche Theepflanzung auf Java verkauft hat, weil er Frau und Kinder darüber verloren, und der nun ohne Aufenthalt nach Hause eilt, um seinen achtzigjährigen Vater, der vielleicht den nächsten Frühling nicht mehr überdauert, um so sicherer noch am Leben zu treffen. Dort steht ein blutjunger englischer Officier, der im birmanischen Kriege eine Wunde empfangen hat, davon er in den heimathlichen Gefilden leichter zu

genesen hofft. Hier siehst du einen sehr liebenswürdigen Spanier von den Manillen, den die böse Dyssenterie schon drei Jahre plagt, und der nun das Beste von der treuen mütterlichen Pflege in der lieben Heimath hofft. Dort steht ein blutjunges englisches Bürschchen, das auf der Jagd mit einem Tiger handgemein wurde, und sich nun auf die dabei empfangene Wunde mehr einzubilden scheint, als der bärtige Birma-Krieger auf die seinige. Hier siehst du einen englischen Kaufmann mit wohlgenährtem Leib und tiefzufriedenem Gesicht; sei versichert, er hat die leeren Kisten und Kasten, die er mit nach Indien gebracht, voll, und will nun nicht länger unter der tropischen Sonne schwitzen. Dort steht ein zierlich gekleideter Franzose, der zum Vergnügen zu reisen scheint, und sich unter den stolzen Nationalfeinden immer ärgert. Doch es wird Zeit, daß ich das Gemälde, das sich einmal nicht vollenden läßt, abbreche, indem ich nur noch bemerke, daß wir nicht minder als drei Passagiere an Bord haben, welche die Dyssenterie nach Hause treibt, und außerdem eine junge Wittwe, die ihren Mann in Folge dieser furchtbaren Krankheit just verloren hat.

Es ist ein rechter Jammer, daß an Bord dieser Dampfer neben zu viel Rücksicht zu viel Rücksichtslosigkeit herrscht. Unsere englischen Mitreisenden zeichnen sich, allerdings mit ehrenvollen Ausnahmen, darin ziemlich unvortheilhaft aus. Wenn dir auf der engen heißen Stiege, die von dem Verdeck in den Saal hinabführt, Jemand begegnet, und dich ohne ein Wort der Entschuldigung fast zu Boden rennt, sei versichert, es ist ein Engländer. Wenn du dich irgendwo in einem Winkel hingesetzt hast und zu schreiben oder zu studiren anfängst, und Jemand läßt sich plötzlich neben dir nieder und beginnt mit lauter und überlauter Stimme seiner Nachbarin vorzulesen, sei versichert, es ist ein Engländer. Wenn ein wohlgeübter Freund der Musik zur allgemeinen Unterhaltung in die Tasten des Piano greift und eine Symphonie von Beethoven zum Besten giebt, und es hebt auf einmal Einer der

Zuhörer eine geräuschvolle Unterhaltung an, sei versichert, es ist ein Engländer. Wenn dann aber Einer — und wär's ein elender Stümper — ein „God save the queen" zu singen oder zu spielen anfängt, und alsbald die Zuhörer ganz Ohr werden und zuletzt in schallenden Beifall ausbrechen, sei versichert, das alles sind Engländer. Glücklicherweise jedoch finden sich derlei Unliebenswürdigkeiten meist nur in denjenigen Kreisen, die zwar Geld und Rang, aber nicht die entsprechende Bildung besitzen.

Der Kastengeist, der die englischen Kreise in Indien durchdringt, ist verhältnißmäßig bösartiger als der indische, da er nicht sowohl auf irriger Ansicht, als auf falscher Herzensstellung beruht und somit weniger das Mitleid, als den Unwillen in Anspruch nimmt. Der Civilbeamte hat in Allem den Vortritt; ihm suchen selbst die Beamten des Schiffs sich gefällig zu bezeigen, die sich sonst als die Herren der Passagiere zu geberden lieben. Wo kein Civilbeamter vorweg tritt, da machen sich die Herren vom Militair bemerklich. Der Kaufmann gewöhnlichen Schlags aber steht nur so eben an der Grenze der Klasse, die man Gentlemen nennt, und die mit Allen, die auf diesen Titel keinen Anspruch haben — öffentlich wenigstens — fast nur in der befehlenden Sprechweise reden.

Da wir an Bord unseres Schiffes nur ein paar Civilbeamte haben, so schwimmen natürlich die Herren vom Militair oben auf, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß dieselben meist zu dem bessern Schlage ihrer Gattung gehören und daß im Ganzen ein guter Ton herrscht. Nur zwei an Militairs verheirathete Damen treiben das Werk der Absonderung ziemlich stark, so stark daß sie ihren absonderlichen Platz auf dem Verdecke auch dann nicht aufgeben, wenn der Wind gerade so weht daß die garstige Maschine ihnen ganze Ladungen schwarzen Rußes über die schneeweißen Kleider wirft. Sie sprechen mit Niemand — und Niemand spricht mit ihnen.

Doch ich muß den deutschen Lesern, denen das Schiffsleben, zumal das angloindische, eine fremde Welt ist, zu guter Letzt noch die Beschreibung eines Tages zum Besten geben.

Jeder Passagier, den der Seedämon nicht ganz in Besitz genommen und zu einem fast ebenso unfreien Dinge, wie der neben ihm stehende Reisekoffer, gemacht hat, eilt wo möglich noch vor Sonnenaufgang auf das Verdeck. Da sitzen und wandeln dann die Herren barfuß in dem Wasser umher, das die Matrosen zur Reinigung des Boden's jeden Morgen allenthalben umherschütten, und flüchten sich vor den gießenden Eimern und den spritzenden Bürsten aus einer Ecke in die andere, während derjenige Theil der Passagiere, der die geschlossene Luft der Kajüte gegen den frischen Luftstrom auf dem Verdecke nicht vertauschen kann oder will, vor dem Gepolter zu seinen Häupten nicht mehr zu schlafen im Stande ist. Es dauert lange, ehe der Boden leidlich trocken wird, und erst wenn das Zelt über das Verdeck ausgespannt und man so vor den Strahlen der Sonne, die unterdeß immer höher heraufgekommen, geschützt ist, fängt man an sich einigermaßen behaglich zu fühlen. Um 8 Uhr endlich schallt das Horn und stellt dem hungrigen Magen, der sich bis dahin mit einer Tasse ungemein schlechten Kaffee's hat begnügen müssen, ein Frühstück in nahe Aussicht, fett wie die Töpfe Aegyptens, diejenigen, die sich noch nicht ordentlich angekleidet haben, zugleich an die versäumte ziemlich unangenehme Pflicht mahnend. Eine halbe Stunde darauf erschallt dasselbe Horn mit freundlicherem Tone zum zweiten Male, und im Nu sind die Bänke und die zwei langen Tafeln im Speisesaale gefüllt, und man sieht nichts als zulangende Hände und arbeitende Zähne.

Nach dem Frühstück, das sehr oft einer morgendlichen leisen Anwandlung zur Seekrankheit für den ganzen Tag ein Ende macht, zerstreut sich Alles. Die Meisten eilen hinauf und werfen sich behaglich

in die Stühle, die später fast ausschließlich von den Damen in Anspruch genommen werden, oder eilen auf das Vorderdeck, um zu rauchen. Nur einige Wenige bleiben unten im Saale und lesen, schreiben, spielen, musiciren, plaudern — und träumen. Gegen Mittag ruft das trauliche Horn abermals zu dem sogenannten Tiffin, jener englischen Mahlzeit zwischen Frühstück und Hauptessen. Das Beste, was hier aufgetragen wird, ist in amerikanischem Eise gekühltes Wasser, eine wahre Wohlthat auf dem tropischen Gewässer, und in demselben Elemente gekühltes englisches Bier.

Von 12 bis 4 Uhr ziehen sich die Damen gewöhnlich zurück, und in den Gesichtern der meisten Herren läßt sich ein Gräulein Langeweile nicht verkennen. Eine halbe Stunde vor 4 Uhr mahnt das Horn abermals an die Toilette, und kaum hat es mit Schlag vier zum zweiten Male geblasen, so treten die Damen, wenn sie nicht übermäßig seekrank sind, so geputzt aus ihrer engen Zelle, als ob der Schiffsspeisesaal ein fürstlicher Ballsaal wäre. Ich kann und mag die Gerichte nicht alle beschreiben, womit dann die schwanke Tafel besetzt ist. Da giebt es neben den Fleisch-, Früchte- und Gemüsearten, die das Morgenland liefert, fast alle Fleisch-, Früchte- und Gemüsearten des Abendlandes, die in luftdicht verschlossenen Blechbüchsen von England kamen, vier bis fünferlei Puddings und Torten, ebensoviele Weine u. s. w. u. s. w. Scheint es doch, als wenn die ganze Reise von Indien nach England nichts weiter als ein großes, nur durch kleine Pausen unterbrochenes Bankett für lauter fürstliche Schwelger wäre. Wie viel billiger könnte der Fahrpreis gestellt werden, wenn sich die Tafel in den Schranken größerer Mäßigkeit hielte.

Nach Tische eilt Alles, was nur kann, auf das Verdeck und harrt dem Augenblicke entgegen, wo die Sonne ins Meer sinkt, und die Ueberzeltung, unter der es allmählig ziemlich heiß geworden, abgebrochen wird. Man ergeht sich dann in dem kühlen Winde, der

dem Sonnenuntergange gemeiniglich auf dem Fuße folgt. Nur wenn man in die Nähe der Maschine kommt, ist es unbehaglich heiß, und die kleinen Ställe für Hühner, Kapaunen, Enten, Gänse, Tauben, Schweine und Schafe, die von da an zu beiden Seiten an dem Rand des Schiffes hinlaufen, sind auch nicht ganz angenehm. Sonst freilich bietet das langgestreckte Schiff Gelegenheit genug zu einem ordentlichen Spaziergange.

Um 7 Uhr ruft das Horn abermals zu Thee und eisgekühltem Wasser, und um 9 Uhr zu dem, was die Engländer die „Grogzeit“ nennen, und wobei es abermals eisgekühltes Wasser giebt. Wer sich dann nochmals auf das Verdeck begiebt, um die schöne Abendluft zu genießen, der findet die eine Seite des Schiffes so übersäet mit schlafendem Schiffsvolk, daß er sich nur mit Mühe einen Weg zwischen hindurch zu bahnen im Stande ist.

Wenn man 20 solcher Tage am Bord eines solchen Schiffes zugebracht hat und etwas Besseres kennt als Essen und Trinken, so ist man, selbst wenn man, wie ich, von der Seekrankheit ziemlich unangefochten bleibt, am Ende froh und überfroh, daß das glänzende Elend ein Ende nimmt.

Wir stehen bereits vor der letzten Neige desselben. Noch ein paar Tage — und die ganze Gesellschaft zerstiebt in alle vier Winde. Schon verkündigt eine leise Bewegung des Meeres den kommenden Nordwind, und obschon er uns in unserm nördlichen Laufe nur hindern kann, so schmachtet doch jede Fiber nach seinem erfrischenden Hauche, und der bloße Gedanke daran hat etwas Belebendes.

Suez.
Am 2. November.

Den 31. Oktober früh gegen 1 Uhr passirten wir St. Johns-Insel und ein kühler Morgen begrüßte uns bald darauf und erquickte namentlich diejenigen Passagiere, die nicht, wie wir, so glücklich waren, in dem mittlern Verdeck ihre Schlafstätte zu erhalten, sondern in dem untersten, wo eine dunstige Schwüle das Athmen erschwert und dem Seekranken sein trauriges Loos doppelt traurig macht.

Dies war der dritte Sonntag, den wir an Bord verlebten, — und der letzte, denn schon am 1. November verklärte die aufgehende Sonne das öde Felsen-Eiland Schidwan, ganz dicht zu unserer Linken, und zur Rechten grauten in weiter Ferne die majestätischen Gebirge der sinaitischen Halbinsel. Da sich hier das Rothe Meer in die beiden Meerbusen von Suez und Akaba sondert, welche die ernst darein schauende sinaitische Halbinsel freundlich umarmt halten, so ward das Schiff, das uns im schlimmern Falle meist nur eine Wiege gewesen war, zu einer wilden Schaukel, und das tosende Meer badete die Passagiere, die sich auf dem Verdeck befanden, einmal über das andere, denn ehe man sichs versah, sprang eine der Wellen, die das Schiff umtanzten, laut kreischend, wie im Triumphe, auf das Verdeck herauf und goß ihren weißen Salzgischt weit und breit aus. Ich erkletterte die äußerste Spitze des Vordertheils und schauete mit fröhlichem Sinn und Herzen den stets näher rückenden und zuletzt in blasses Roth sich kleidenden Bergen so recht ins Auge, die den Sinai als eben so viele Bollwerke umlagern, und ein „Eine feste Burg ist unser Gott" rang sich unwillkürlich von Herz und Lippe und mischte sich in das Gebrause des Windes und der Wogen.

Da der Meerbusen von Suez wohl ziemlich lang, aber sehr schmal ist, so verloren wir den ganzen Tag über die steil abfallende Küste Egyptens auf der einen Seite, und die meist von einer schmalen Fläche

Landes gesäumte und dahinter von Bergen überthürmte sinaitische Halbinsel nie aus dem Auge. Als die Sonne niederging, hatten wir trotz des ungünstigen Windes Ras Jehan hinter uns, und um 10 Uhr zeigte der Schiffsarzt nach dem benachbarten Hammam Faraun hinüber, von wo aus er, bei sehr heiterm Himmel, den finstern Djebel Musa mit dem weißen Kloster darauf will gesehen haben. (!) Der hellste Mondschein goß sein schönstes Licht aus; dennoch ließen sich nur die allgemeinen Umrisse jenes steilen Küstenvorsprungs erkennen.

Die kühlste Nacht seit länger als einem Jahre umfing mich, und der süße Schlummer, der in ihrem Gefolge war, ließ nicht eher los, als bis das Schiff Anker geworfen, in der Nähe des Wady Tawarik, der Stelle, wo, wie Einige annehmen, die Kinder Israel zum letzten Male lagerten (2 Mose 14, 2), ehe sie das „Schilfmeer" trocknen Fußes durchschritten. Wir waren in der Nähe von Suez.

In Suez sitzen wir nun und harren in heimkehrseligen Gedanken der anglo-egyptischen Wüstenpost, die uns — wahrscheinlich auf derselben Straße, auf welcher die Kinder Israel ihren egyptischen Drängern entflohen — in das Land der Pharaonen bringen soll, zu den „Zwergen auf den Trümmern einer Riesenwelt."*

Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!

---

* Siehe den weitern Verlauf in dem zweiten Bande meiner „Reise nach Ostindien", der von meiner „Reise in Egypten" handelt.

Anmerkungen.

1. (S. 9) Im Jahre 1836 belief sich die Kaffeeausfuhr von Ceylon auf 60,000 Cwts. Sie schwankte bis 1841 zwischen 40,000 bis 80,000. In diesem Jahre stieg sie plötzlich auf 119,000. Von da an hob sie sich immer reißender, bis sie 1849 auf 373,000 kam. (Die Gesammtausfuhr von 1836—1849 ungefähr 2,000,000.)

2. (S. 22) „Vêtan, Jäger"? Folgende Worte sind die einzigen Veddah-Worte, deren ich habhaft werden konnte: hûra, ein Herr (doch wohl das tamul. turei), pitchigediya, eine Frauensperson, kaekulla, ein junger Mann (im singh. eine Knospe), kaekulli, eine junge Frau, ruculla, Leib („Baumstamm"*), mitigânawâ, gehen, êko dê, wie ist es?

3. (S. 24) Siehe den Bd. IV. unter Anm. 247 angezognen „Report".

4. (S. 27) Die in Indien und China gewonnene Cassia Lignea hatte den Zimmt zum Theil verdrängt, und die Holländer hatten auch in Java einen Versuch im Zimmtbau gemacht. Bereits Lord Torrington setzte daher den Ausfuhrzoll auf ein Drittel herab (von 1 Schilling pr. Pfund auf 4 Pence).

5. (S. 28) Tô nämlich. Umba gebraucht man jetzt, wenn man zu einem Geringeren redet; Nuba oder Numba ist eine höhere Schriftform. Die andern Missionare bedienen sich des umba-wahanse als honorificum für Gott. —

Unsere alten Missionare im Tamulenlande trafen sicherlich das Richtige. Sie verwarfen mit gutem Takte das nî, das auf der einen Seite zu vertraulich, auf der andern Seite aber (in der hochtamul. Poesie) zu erhaben ist, ebensowohl als das nînka**l**, das einen zu conventionellen Klang hat, und wählten nîr, das zwischen beiden in der Mitte steht.

6. (S. 36) Ueber diese Fischerstämme, Paravar genannt, siehe „Remarks on the Origin. and History of the Parava's, by Simon

---

* Sehr bezeichnend für Djangel-Bewohner.

Casie Chetty." (Journal of the Royal Asiat. Soc. of Great Britain and Ireland, Vol. IV, 1837.) — Ueber die römische Missionsthätigkeit unter diesen Fischerstämmen siehe „Geschichte der kathol. Mission in Ostindien von M. Müllbauer" bes. Seite 119.

7. (S. 38) Robert Wight, Surgeon, Superint. of the Cotton Farms, Coimbatore, sieht in der Abnahme der Wärme während der Saatzeit das einzige zu überwindende Hinderniß. Er schlägt daher, für Madras, als Saatzeit die Zeit zwischen Mitte August und September vor (die mittlere Temperatur ist Anfangs September 84°, und Ende October noch 81°, so könne dann die Pflanze die Kälte des Novembers und des Decembers ertragen). Gegen Mitte Januar tritt die volle Reife ein; da sind zwar die Nächte kalt und verursachen eine niedrige mittlere Temperatur, aber die Tage sind hell, warm und trocken, und somit ganz wohl geeignet zum Beginn der Ernte.

8. (S. 42) Band IV, S. 185 u. 191.

9. (S. 43) Band IV, S. 183.

10. (S. 44) Viele Orte in dortiger Gegend sind mit **Iteijan** („Hirt") zusammengesetzt; als z. B. **Iteijankâtu** „Hirten-Djangel", **Iteiyankuti** „Hirten-Wohnung."

11. (S. 51) Band IV, S. 181.

12. (S. 51) Heilige Â**l**'vâr-Stadt. Vergl. Bd. IV, Anm. 7.

13. (S. 51) Band IV, S. 171 u. fgg.

14. (S. 52) Gewöhnlich Potija malei („Berg der Gemeinschaftlichkeit", weil Grenzberg?).

15. (S. 57) Orte bis dahin: Tinnewelly; Schaddy Cawns Choultry; Sytaur-Fluß.

16. (S. 57) Orte zwischen Satur und Virdooputty: Cotahunputty, Weypulputty, Schandoor, Strirungum, Virdooputty-Fluß.

17. (S. 58) Orte zwischen Virdooputty und Tirumangalam: Ooschoolumpetty, Schevaroycottah-Fluß (mit Brücke). — Von Trimugalam bis Madura: Kopalur, Tirpargundum (Tirupparankun**r**am; Bd. IV, Anm. 132).

18. (S. 61) Der Berg heißt aber „Skanda-malei", Berg des Skanda (des indischen Kriegsgottes). Vgl. Bd. IV, Anm. 132.

19. (S. 67) A**l**'akar malei, „Berg des Schönen" (des Vischnu).

20. (S. 69) Sêlam, „Fels."

21. (S. 70) Orte von Madura bis Kottamputty: Tolakolum; Brücke über den Satyaur, Utangudi, Chittamputty, Valaripatty, Melur, Tumbaputty.

22. (S. 71) Orte von Kottamputty bis Kovilputty: Fluß mit Brücke, Sooramputty, Toverukurchy, Pagode und Straße nach Manapor; mit Djangel bedeckte Hügel, Mariammenkovil, Polingee.

23. (S. 72) Tiruvâneikkâ („Heiliger Elephanten-Hain"?).

24. (S. 73) Orte zwischen Tritsch. und Sergambur: Tritsch. Fort, Cavery, Jembukistna (Djambukesvara) = Pagode (= Tiruvaneikka, Anm. 23), Sriranga = Pagode, Coleroon, Manasanulloor, Pachoor.

25. (S. 73) Orte zwischen Sergambur und Totteyum: Scholanganulloor, Aychar = Fluß, Keeloody, Pauchumpetty, Schaindamangoody, Sallapetty, Mangrepetty, Mooseeree auf dem linken Ufer des Cavery, Poodoor, Coimbadaputty, Aynahpolliam, Ahrungel.

26. (S. 73) Orte zwischen Totteyum und Namcul Hill Fort: Maharejeeputty, Naikenaikputty, Warrangapilli, Kurawaut = Fluß, Bulliaputty, Poodaputty, Mootoopolliam.

27. (S. 74) Orte zwischen Namcul und Moonoo Choudy (Mûnry Sâvati, „Drei Rasthäuser"?): Modalapetty, Moolanipetty, Chettapetty, Kallangany, Porangath = Fluß.

28. (S. 74) Orte zwischen Moonoo Choudy und Salem: Andaloor, Marcamapolliam, Keernoor, Malloor (oder Mallour?), Domahpolliam, Tottangherry.

29. (S. 78) Sarva-Râsa.

30. (S. 78) Kollei-malei, „Mord = Gebirge"?

31. (S. 80) Offenbar Kunrûr, „Bergdorf".

32. (S. 82) Die Bevölkerung des Districtes Salem besteht aus 59 Abtheilungen von Landbauern (darunter auch Malajali's,* Tuluva's, Tondamandala=, Congu=, Sozhia=, Djaina=,** Marava=Velaler), aus 20 Abtheilungen von Gewerbsleuten (darunter die Telinga Buljevar die zahlreichsten), aus 11 Abtheilungen von Webern (darunter auch Seidenweber), aus 60 Abtheilungen von Handarbeitern (darunter die Voodur, Schanar und Dohly die zahlreichsten), aus 3 Abtheilungen von Brahminen (darunter 14 Gauda= und 40 Canodje = Brahminen), und außerdem noch aus einigen andern Klassen, als Christen,*** Moslims, Tomber ꝛc. ꝛc.

33. (S. 83) Merkwürdig ist das promemoria, das 32 Pansa Kammâlar („Fünf = Gewerker") von Salem in dieser Angelegenheit im Jahre 1840 an den „Board of Revenue" zu Madras richteten. Die Quintessenz desselben ist wie folgt: Aus den fünf Vedas† sowohl als aus unsern Schastras geht unwidersprechlich hervor, daß wir Nachkommen der fünf Rischis sind, die aus den fünf Gesichtern Brahmâ's entsprangen mit der Fähigkeit respective in Eisen, Holz, Messing, Stein und Gold zu arbeiten, und daß wir in alter Zeit, selbst unter der Regierung der Kschatrija Könige, als Purôhita's („Vorwegstellte" d. i. Priester) heiligen Dienst verrichteten. Die Brahminen dagegen — ehrgeizige Leute, die, weil sie die Vedas nicht verfälschen konnten, das

* 39,210 Seelen. ** 256 Seelen. *** 5794 Seelen. † Als der fünfte wird Pranava genannt.

Studium derselben ihrer eignen Sippschaft vorbehielten — ist ein Mischlingsgeschlecht: wurde doch Vasischtha von einer Hure geboren, entstammte doch Narada der Wäscherkaste, war doch Vjasa ein Fischer u. s. w. u. s. w. Sie haben erst seit etwa 500 oder 600 Jahren durch die Carnataca-Könige Macht und Ansehn gewonnen, und ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß man uns als Linke-Hand Kaste, die Velaler aber als Rechte-Hand Kaste zu bezeichnen anfing. Die Polygars, ebenfalls von den Brahminen gegängelt, beschenkten sie mit steuerfreien Ländereien, und selbst unter den Nabobs ist der brahminische Einfluß nicht gesunken. Die englische Regierung nun, die so mild und gerecht ist, sollte der hergebrachten Partheilichkeit für die Brahminen entsagen, und zwar auch deßhalb, weil dieselbe der christlichen Religion zuwiderläuft, die Regierung aber von den Brahminen wohl betrogen, aber in nichts gefördert wird. Selbst wenn statt des Brahminen ein Kuhjunge in der Kadscheri angestellt würde, die Verwaltung würde einen eben so regelmäßigen Fortgang nehmen, als bisher."

„Wir haben, statt der Brahminen, Priester aus unsrer eignen Kaste angestellt; darob ist die Eifersucht der Brahminen entbrannt und hat die Leute der Rechte-Hand Kaste gegen uns auffässig gemacht. Vergebens haben wir uns wegen der erlittenen Unbill an den Zillah-Richter, an den Collector und an andre Behörden gewandt; da Brahminen allenthalben mit zu Rathe sitzen, so ist unsre Sache bis jetzt noch gar nicht untersucht worden. Wir wenden uns daher an die Regierung mit der Bitte, unsre priesterlichen Ansprüche gehörig zu untersuchen."

34. (S. 85) Oder Sappur?

35. (S. 85) Der größte Stein: Ritterl. Figur mit Schnauzbart, ziemlich langen Ohren und Ohrenschmuck; hohe, etwas zurückgebogne Kopfbedeckung; die linke Hand steckt in dem Rachen eines wilden Thieres; mit einem Spieß in der Rechten spießt sie dasselbe. Der Hintergrund offenbar Walddickicht. Darüber ein Vogel; zur Seite ein andres Thier in der Ferne.

Der zweitgrößte Stein: Ebenfalls eine ritterliche Figur, ganz wie oben, nur die Lage der Kopfbedeckung noch verwegner. Ein Köcher auf der rechten Schulter, den Bogen gespannt; eine dolchartige Waffe an der Seite. Rechts eine weibliche Figur, Hals und Brust bloß; aber mit Schnüren umwunden; erst von den Hüften an bekleidet; die Füße mit Schmuck versehen. Die rechte Hand, niederhängend, faßt ein bauchiges, langhälsiges Gefäß; die linke Hand ist vom Elbogen an erhoben und hält etwas, was ich nicht kenne. Sonderbarer Kopfschmuck, wie es scheint, ruinirt.

Die drittgrößte Platte: Eine ritterliche Figur, ganz wie 2., nur daß die Kopfbedeckung ganz grade steht.

Eine ritterliche Figur zu Pferde, mit geschwungener Waffe.

36. (S. 80) Siehe Band III, 12 und S. 332 dieses Bandes.

37. (S. 95) Vorausgesetzt daß die Schreibung Ârkâtu richtig ist, so bedeutet der Name „Wald von Bauhinia-Bäumen", denn âr ist gleich Âtti „Bauhinia L.", nicht gleich Atti „ficus ramecosa L." Lassen, ich weiß nicht, auf welcher Grundlage, nimmt es als „Wald von indischen Feigenbäumen." (Ind. Alterth. I, 161, Anm.)

38. (S. 96) In dem Kloster zu Perumattûr starb der Lingadhari-Dichter Vêleijasuvâmikal, nachdem er das Kâlatti-Purânam vollendet hatte, an der auch Sivappirakâsasuvâmikal (der Verfasser der tamul. Pirapulinga lîlei) gearbeitet hatte.

39. (S. 97) Der jetzige einheimische Name für Madras (aus Mandarâdjya) ist Sennapuri (oder gewöhnlich Sennapattanam, auch kurzweg Sennei), — von Sennappanâjakan (einem Lehenshäuptling des damaligen Tschandragiri-Radja). So Rottler in seinem Dict. of the Tamil and English languages. Danach hätte der Name mit „Chinesen"* nichts zu thun, gegen Ritter's Vermuthung (Erdk. v. Asien, Band IV, Erste Abth., S. 518).

40. (S. 101) Vêppêri „Vembu (Melia Azidarachta)-Teich."

41. (S. 105) Explanations concerning the Principles of the Leipzig Missionary Society, with regard to the Caste Question. Madras 1851. Eine deutsche Uebersetzung habe ich „Evangelisch-Lutherisches Missionsblatt, 1852, Nr. 5", gegeben.

42. (S. 109) Er hatte, im Jahre 1852, am 20. Jan. bereits eingesetzt.

43. (S. 110) Darunter etwa 80,000, besonders des Handels wegen, eingewanderte Telugus und eben so viele Muhamedaner.

44. (S. 112) Siehe An Essay on Hindu Caste, by H. Bower, Miss. of the Soc. for the Prop. of the Gospel, at Tanjore (Calcutta 1851), S. 65.

45. (S. 112) Majilâpuri „Jasmin-Stadt." Die gewöhnliche Ableitung von majil (Pfau) scheint unzuläſſig, da auch bloß Majilei (eine Art von Jasmin) vorkommt, eine Vertauschung von ei und â aber ganz gewöhnlich ist.

46. (S. 113) Siehe die Madras-Ausgabe des Kural von Vêtagirimutaliâr S. 568.

47. (S. 113) Siehe Seite 315 u. fgg.

48. (S. 119) „Wind, Galle und Schleim" gelten als die drei Ursachen aller Krankheiten.

49. (S. 119) Er verordnete erst den Arm in einem Wasser zu baden, worin mehre Blätterarten gekocht worden (Bauhinia L. und Vitex Ne-

* China heißt im Tamul. „Sînam."

gundo), später aber geröstete und mit Castor-oil gemischte Blätter von Coronilla picta aufzulegen.

50. (S. 123) Hier Pâleijattamman?

51. (S. 131) Siehe einen vollständigen Catolog derselben in „Zeitschrift der D. M. Gesellschaft" Band VII, S. 563.

52. (S. 133) Vergl. Band IV, Anm. 103.

53. (S. 136) Das zins-bäuerliche System hat in Professor Green (angestellt am Punah-College) in seinem Werke „Deccan ryots etc." einen bedeutenden Vertheidiger gefunden. Das Athenäum bemerkt in Bezug darauf: „Diese Leute (wie Green) sind die Vorkämpfer des Socialismus, und der Professor in Punah verkündigt seinen Glauben an die Lehre, daß Land nie hätte verkauft werden sollen in Europa! Er widersetzt sich der Existenz einer Klasse von Leuten, die von Renten leben."

54. (S. 137) Siehe Anm. 61.

55. (S. 137) Die electrischen Drähte erstrecken sich bereits von Bombay nach Madras einerseits, und von Bombay nach Calcutta, von da aber nach Agra und Lahore andrerseits. Weitere Linien sind im Werk, um Calcutta mit Arracan und Pegu zu verbinden; auch geht man damit um, ein Telegraphennetz von Mirzapur über Jubbelpur, Sioni, Nagpore und Hyderabad zu ziehen und diese Orte mit den Hauptstädten der Statthalterschaften und des Pendjab in Verbindung zu setzen.

56. (S. 140) Church Miss. Intelligencer 1854, S. 205 fgg.

57. (S. 140) Vergl. Ausland 1853, S. 637; 1854, Nr. 47 u. 48.

58. (S. 141) „Sick leave within Indian limits" besteht in der Erlaubniß an irgend einem Orte zwischen dem 36° nördl. Breite und dem 50° südl. Breite, so wie zwischen dem 30° und 180° der Länge östl. von Greenwich zu wohnen.

59. (S. 143) Der Company-Dienst im Jahre 1852 umfaßte in Bengalen:

486	Civilians
276	Artillery Officers
92	Engineer ,,
210	Cavalry ,,
1871	Infantry ,,
105	Invalid ,,
359	Medical ,,
29	Veterinary ,,
6	Unattached ,,
65	Clergymen.
3499	

Zählt man dazu etwa eben so viele für Madras und Bombay, so kommen etwa 7000 Diener der Compagnie im Ganzen heraus.

60. (S. 144) Sie besitzt jedoch viele Telugu-Schriften, auch sanscrit. in Telugu-Charakteren.

61. (S. 144) Ellis veröffentlichte bekanntlich eine kleine Blumenlese aus dem **Kural** mit reichlich zwischengestreuten anderweitigen Proben der hochtamulischen Literatur. — Babington übersetzte die lateinisch geschriebene Grammatik des Hochtamul von Beschi ins Englische.

62. (S. 144) Lord Ellenborough wünscht, daß alle Civilians zwei oder drei Jahre in der Armee dienen, um so die Eingeborenen von einer bessern Seite kennen zu lernen, und fähig zu werden, in Fällen der Noth ein Regiment zu commandiren.

63. (S. 144) Früher war jede Verbindung der Civilians mit der Presse verboten. Unter Lord Auckland in Calcutta traten Presse und Regierung in ein näheres Verhältniß zu einander; das Verbot von 1825 (oder 1826?) wurde aufgehoben, — bis Lord Ellenborough kam. Der Hon. Mr. Erskine mußte 12,000 Rup. Strafe zahlen, weil er Auszüge aus einem Briefe des Sir W. Macnaghten an die Redaction einer Zeitung eingesandt hatte. Am 30. Aug. 1843 trat eine Verschärfung des früheren Verbotes ein.

64. (S. 149) Der Studienplan war im Jahre 1852 wie folgt:

Subjects	Books
	IV. Class.
History	Pinnock's History of England.
Poetry	Calcutta Poetical Reader No. III, published by the C S. B. S.
Natural Philosophy	Introduction to natural Philosophy, by C. S. B S.
Miscellaneous Reading	Blair's Class Book.
Geometry	Semson's Euclid.
Geography	Guy's Geography.
Algebra	Pinnock's Catechism.
Arithmetic	Bonnycastle's.
English Composition	
Translation	From English into Tamil & Telugu & vice versa.
	III. Class.
History	Goldsmith's History of England.
Poetry	Calcutta Reader No. II.
Grammar	Murray's Large Grammar.
Geography	Symond's Geography of India & Hogarth's Outlines of Geography.
Dictation	From different Books.
Translation	From English into Vernaculars & vice versa.
Arithmetic	Bonnycastle's.
Reading	Blair's Class Book.
English Composition	Read's Composition.
	II. Class.
Reading	Pinnock's History of Rome.
English Grammar	Davis' Grammar.

Subjects	Books
	II. Class.
Geography	Outlines of Geography.
Arithmetic	From the Master.
Vernaculars	Tamil and Telugu.
	I. Class.
Reading	Æsop's Fables.
Grammar	Elements of English Grammar.
Geography	Clift's Geography.
Arithmetic	From the Tutor.
Vernaculars	Tamil and Telugu
	Preparatory Class.
Reading and Spelling . . .	Murray's Spelling Book.
Vernaculars	Tamil and Telugu.

65. (S. 152) Satur Vêta Sittânta Sapei. Der Name geht, der Erklärung des Radjatani zufolge, auf die 4 Secten: Saiva's, Smarta's, Vaischnava's, Mathuva's, oder auf die 4 Vedas.

66. (S. 153) Schon vorher zu Grabe gegangen waren: Karnâtaka Sarittiram, Viruttânti, Sanôpakâram.

67. (S. 154) Als z. B. Vêtâla katei (Dämon-Geschichten), 32 Patumei k. (oder Putumei „Wunder?" Patumei ist ein Epithet sowohl der Lakschmi als der Kali), Kili k. (Papageieng.), Anna k. (Schwang.), Tamil'arijum Perumâl k. (Gesch. des Tamul-verstehenden P.), Pêsâmatantei k. (Gesch. der stummen Frau), Pansatantira k. (Geschichten zur Erläuterung der 5 diplomat. Regeln), Pakalil sollum Parisbi k. (Pers. Geschichten, am Tage erzählt), Allil sollum Arâpika k. (Arab. Geschichten, in der Nacht erzählt), die Vier-Minister Gesch., die Acht-Minister Gesch., die Zwölf-Minister Gesch., Tennâlrâman k. („Gesch. des T.", Hofnarren des Krischna Rayer) u. s. w.

68. (S. 155) Vâsittam (das tamul. Hauptwerk der Vedanta-Philosophie) und Kaivalja navanîtam. Eine deutsche Uebersetzung des letztern habe ich in dem ersten Bande meiner Bibliotheca Tamulica, und den Text, nebst engl. Uebersetzung und Glossar, in dem zweiten Bande ebendaselbst gegeben.

69. (S. 155) Âttisûti, von Auveijâr (angeblich die Schwester Tiruvalluvers), so genannt, weil es (in der jetzigen Gestalt wenigstens) mit dem Lobe des Âttisûti (des Siva, sofern er einen Kranz von Âtti- oder Bauhinia-Blüthen trägt) beginnt.

70. (S. 157) Von Kanakasapeittampirân.

71. (S. 159) Sokku („Verwirrung") -poti („Pulver").

72. (S. 165) Dort vorzüglich Tamul-Vaischnava's, die Feuerholz nach Madras verkaufen.

73. (S. 167) Ritters Erdkunde von Asien, Band IV, zweite Abth., S. 334.

74. (S. 167) Eigentlich Pal'a vêr kâtu („Alter Mimosen-Djangel")? — Baldäus (S. 152) schreibt Palia cotta (offenbar Pal'eija kôttei) und übersetzt es „Alt-Festung."

75. (S. 171) Der kühle Schatten der Tamarinde gilt auf dem indischen Festlande in der Regel für gefährlich. Auf der Halbinsel Jaffna liegen, wie hier, Hütten der Eingebornen — und zwar zu Tausenden — unter seinen farrenartigen Blättern.

76. (S. 171) Ich habe weder in Malabar, noch auf Ceylon, noch auf der Coromandel-Küste eine Pippal mit sogenannten Luftwurzeln (wie beim Banjanen-Baum) oder auch nur irgend einem Ansatze dazu gesehen, — auch da nicht, wo der Baum der freien Circulation der Luft ganz offen stand. (Vergl. Lassen's Ind. Alterth. I, 260, Anm.)

Lassen sagt: „Ich muß glauben, daß auch der Açvattha oder die F. religiosa (Pippal) Absenker hat, und dadurch neue Stämme bildet; er heißt oft genug avâkçâkha „mit abwärts gerichteten Zweigen." Ich selbst kenne nur eine Stelle der Art, die bekannte aus Kâthaka Up. (Siehe Bhagavadgîta, von Schlegel, Editio altera auctior et emendatior, cura Ch. Lasseni, S. 237), und die ähnliche in der Bhag. selbst (Lectio XV, 1). In diesen Stellen aber ist der Sinn offenbar der: Sonst hat der Açvattha (wie eben alle Bäume) die Wurzel unten und die Zweige oben; die Welt aber ist (gleichsam) ein Açvattha, der (umgekehrt) seine Wurzel oben (im obersten Brahma) hat, und seine Zweige abwärts senkt. (Es hätte eben jeder Baum zum Vergleich gepaßt.)

77. (S. 173) Pe**nn**â**r**u, auch schlechthin Pe**nn**ei oder Vata-Pe**nn**ei (der nördliche P.), zum Unterschied von einem Flusse gleichen Namens, der bei Cuddalore mündet (Ten-Pe**nn**ei = der südliche P.). Sollte die gewöhnliche Uebersetzung „Goldfluß" (Lassen I, 156) richtig sein, so müßte Ponnâ**r**u, statt Pe**nn**â**r**u (spr. pönnâru), stehen.

78. (S. 174) Nellu heißt der Reis in der Hülse.

79. (S. 180) Ilampâti (Brinjari oder Lumbady).

80. (S. 184) Die dortigen Saiva-Brahminen sind meist Smarta's; diese verrichten aber den Dienst in den Tempeln nicht.

81. (S. 185) Von Sivapirakâsasuvâmika**l** (Anm. 38). Die darin vertretene Evolutions-Theorie ist folgende:

Parasivam *

Sadâsiva mit der Sakti der Erkenntniß,
Siva mit der Sakti des Begehrens,
Rudra mit der Sakti des Thuns (Erschaffen, Erhalten, Zerstören),

* Das Brahma der Vedantisten.

Hari mit Lakschmi als Sakti (Erschaffen, Erhalten),
Brahmâ mit Sarasvati als Sakti (Erschaffen).*

82. (S. 185) Ueber die Lingadhari's oder Lingayet's, Lingavant's, Djangama's (in Südindien auch Vîra Saiva's) siehe: Religious Sects of the Hindoo's, by H. H. Wilson, As. Res. Vol. 16. Calc. 1828. — Essay on the Creed, Customs and Literature of the Jangama's. By Ch. P. Brown, Esq. of the Madras Civil. Service. Madras 1840. — Basler Magazin 1853, 1. Heft, S. 86 u. fg.; ebendas. 1854, 1. Heft, S. 102 u. fg.

83. (S. 186) Stûlam (Grobelementlichkeit), Sûkkumam (Feinelementlichkeit), Kâra**n**am (Ursächlichkeit), Mahâkâra**n**am (Groß-Ursächlichkeit), Atisûkkumam (Ueber-Feinelementlichkeit).

84. (S. 186) Atitîvarapakkuvân.

85. (S. 186) Das Pansâ**t**saram zum Êkâ**t**saram.

86. (S. 186) Darunter auch Sê**n**ijar und Sâlijar.

87. (S. 186) Êkâmbara svâmi „Herr des Einen Äthers."

88. (S. 189) Im Veikâsi (Hälfte Mai und Juni).

89. (S. 190) Der einheimische Name ist Saturankam.

90. (S. 191) Nicht zu verwechseln mit Rayapuram, einer andern Vorstadt von Madras, im Norden, dicht am Meere.

91. (S. 191) Der einheimische Name ist Tiruvallikê**n**i „Heiliger Alli- (eine Art Lotus) Brunnen."

92. (S. 193) Der Ort soll noch einen andern, die Sittambalam-Pagode im Kleinen darstellenden Sivatempel haben. Rhenius weiß von Schlachten, die hier „vor 300 Jahren zwischen den Vaischnava's und den Djaina's statt gefunden", und in Folge wovon der Tempel der Letzteren in ein Vischnuheiligthum verwandelt worden sei. Basl. Magaz. 1844, III, 118.

93. (S. 193) Pava**l**'akkârassattiram „Korallenhändler-Sattiram."

94. (S. 193) Pûnssêri „Schöndorf" (?).

95. (S. 197) Pakkase**t**il „Hüften-Se**t**il." Bei dem eigentlichen Schwingfest (Se**t**il) wird der Haken in den R ü c k e n eingetrieben.

96. (S. 201) Walter Elliot zieht aus gewissen Inschriften in einer Nische auf der Oberfläche des Felsens, gegen welchen der neuere Tempel des Varâha Svâmin gebaut ist, folgende Schlüsse in Bezug auf die Ortsgeschichte der sieben Pagoden: „The era of the oldest Tamil inscription is clearly fixed at the latter part of the 11. century and that previously assigned to the rock-sasanam of Salvan Cupam is confirmed. For Vira Chola Deva, surnamed Trithavana Malla, is shown by the same inscription, as that which gives the date of

---

* Brahmâ erschafft die Welt nach dem Willen des Kukêsan oder Allamatêvan.

Vir Rajendra Chola, to have been the second son of that prince and to have been nominated by him viceroy of Telingana (A. D. 1079), which would place the execution of the rock inscript. stated to have been cut in his 36th year in the begining of the 12 century (1115). — Further it is evident from the facts of the grant to Alwar in the Temple of Parameshvara Maha varaha Vishnu, and the subs. mention of the temple of Mamallai Perumal, that the more modern creed of the Vaishn. sect had been established, and that of the Saiva subverted. Lastly the place appears to have borne the name Jananathapuram, in addit. to that of Mamallaipuram, which is invariably written here Mâmallapuram.“ Madras Journal of Lit. and Sc. No. 30, Ap. 1844.

97. (S. 208) Ritter, Asien, 4. Bd., 1. Abth., S. 587.

98. (S. 208) Ritter, Asien, 4. Bd., 1. Abth., S. 601 u. fg.

99. (S. 208) Ritter, Asien, 4. Bd., 1. Abth., S. 586—587.

100. (S. 208) Müllbauer, Geschichte der katholischen Mission in Ostindien, von der Zeit Vasco da Gama's bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. 1852.

101. (S. 208) Lassen, Ind. Alterth. II, 111.

102. (S. 211) Baldäus, Beschreibung der ostind. Küsten Malabar und Coromandel, S. 143.

103. (S. 211) Baldäus, Beschreibung der ostind. Küsten Malabar und Coromandel, S. 149.

104. (S. 211) Fenger, Geschichte der Trankeb. Mission.

Nachträgliche Notizen.

1. In Bezug auf das apostolische Vicariat von Madras (S. 218 — 219).

(Aus dem Madras Catholic Directory für 1855.)

Die römischen Missionare in Madras und dem dazu gehörigen Bisthum — alle Weltgeistliche — sind, bis auf drei Portugiesen, Irländer, auch der apostolische Vicar selbst. In ihrem Seminar zu Madras (St. Mary's Seminary), in welchem aus Mangel an einem „priesterlichen Geiste“, bisher weder Hindus noch sog. Ostindier zu Geistlichen gebildet wurden, sind eben jetzt zwei Tamul-Jünglinge, die man, weil bedeutend begabt, zu Priestern zu erziehen gedenkt. „Das Erziehungssystem in diesem Seminar umfaßt den vollen classischen Cursus, eingerichtet für die, die für einen gelehrten Beruf bestimmt sind. Es schließt auch Tamulisch, Telugu, Französisch, Englisch und andre europ. Sprachen, Geschichte, Geographie, Schreiben, Rechnen, Buchhalten, Mathematik, Naturwis-

senschaften, Rhetorik und Logik in sich." Der Studiosen sind in der Regel 12—15, die von einem Rector und drei Gehülfen unterrichtet werden.

Das apostolische Vicariat von Madras erstreckt sich, von Norden nach Süden, vom Kistna bis zum Palaru, und, von Osten nach Westen, von Madras bis Moodghul. Die erste Entfernung soll 300, die letzte 396 Meilen betragen. Seelenzahl 41,400. Im Jahre 1854 wurden 24 erwachsene Europäer, 199 europ. Kinder, 102 erwachsene Eingeborne, und 879 eingeborne Kinder getauft. Eingeborne Communicanten 10,199. Das ganze Vicariat zerfällt in 13 Missionsstationen, die von 18 Priestern versehen werden.

2. In Bezug auf das apostolische Vicariat von Pondichery (S. 219).

Außer dem Seminar in Pondichery haben die Franzosen ein noch bedeutenderes in Negapatnam (Bd. IV, S. 51 u. fgg.).

3. In Bezug auf das Schisma zwischen Rom und Goa (S. 219).

Das St. Thomé Catholic Chronicle um Mitte dieses Jahres kündigte mit großem Jubel die nahebevorstehende Aufhebung des Schisma an, das wenigstens das Gute für die innere Entwickelung der römischen Kirche in Indien hatte, daß es eine große Anzahl fremder Priester, die nicht bloß auf einer höhern Bildungsstufe stehen, sondern auch ein wenigstens vor der Welt unanstößiges Leben führen, ins Land brachte.

4. In Bezug auf die Christen in St. Thomé (S. 112—113 u. 208).

Eigentliche Thomaschristen sind jetzt nicht in St. Thomé angesiedelt. Zum St. Thomas-Feste (21. Decbr.) aber kommen alljährlich Thomaschristen aus Malabar.

Erklärung der Ansicht.

Die Ansicht von der alten Königsstadt des innern Ceylons ist von einem der Berge aufgenommen, die den von Häusern und Villa's umgebenen See, an welchem Kandy in seinem Felsenbecken liegt, im Süden umschließen. Im Vordergrunde zeigt sich ein Buddhatempel mit seiner eigenthümlichen Form. Mitten im See siehst du das Pulvermagazin, und ziemlich am Rande desselben das Bibliothekgebäude, das den europäischen Bewohnern von Kandy geistige Nahrung bietet. (Vergl. Band IV. S. 292). Links davon liegt der berühmte sechseckige Thurm, von dessen oberstem Stockwerk „der ceylonesische Caligula" den raffinirtesten Menschenquälereien zuzusehen pflegte. (Vergl. Band IV. 296). Noch weiter links macht sich die neuerbaute englische Kirche bemerkbar, und das nächste Gebäude in derselben Richtung ist die Residenz des Statthalters. (Vergl. Band IV. S. 299). Weiterhin sieht man Straßen der Eingebornen.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Südwestliches Dekan und Ceylon.



















